

Frauenlehre.

Roman aus dem modernen socialen Leben.

Von

Franziska Essenther,

Beiräthn des Central-Frauen-Comité's des Allgemeinen Vereines für Volkserziehung
und Verbesserung des Frauenlofes in Wien und Stuttgart.

Erscheint in 3 Bänden.

III. Band.

Wien 1873.

Commissions-Verlag von Leo & Comp.

Strandvorte

Stroman aus dem hiesigen See

Geologische Beschreibung

Buchdruckerei „Gutenberg“, Graz.

III. Band

1871

Verlag von ...

Drittes Buch.

Im Strom der Welt.

1	I. Der Kampf
18	II. Die Gemüthsbildung
38	III. Die Erziehung
57	IV. Die Fortschritt eines Mannes
78	V. Die Fortschritt eines Mannes
97	VI. Die Fortschritt eines Mannes
108	VII. Die Fortschritt eines Mannes
129	VIII. Die Fortschritt eines Mannes
149	IX. Die Fortschritt eines Mannes
171	X. Die Fortschritt eines Mannes
188	XI. Die Fortschritt eines Mannes
203	XII. Die Fortschritt eines Mannes

Inhalt.

	Seite
I. Der Kampf um's Dasein.	1
II. Dr. Emilie Waldheim.	18
III. Im Berufe thätig.	36
IV. Die Thatkraft eines Mannes.	57
V. Unterredungen.	76
VI. Auch ein Kampf um's Dasein.	97
VII. Ein Thee bei Emilie Waldheim.	108
VIII. Frauenherzen.	129
IX. Liebe und Leben.	149
X. Emiliens Vermählung.	171
XI. Freiheit.	186
XII. Der Beruf der Frau.	202

Erstes Capitel.

Der Kampf um's Dasein.

„Du siehst so sorgenvoll, so bedrückt aus, Vater,“ sagte Emilie mit bebender Stimme und blickte angstvoll in dessen bleiches vergrämtes Antlitz. — „Mein liebes Kind,“ — der Oberst zog das betrübte Mädchen näher an sich heran, „es fällt mir schwer auf's Herz, daß ich Dir auf Deiner Laufbahn, im Kampf um die höheren Güter unserer Existenz, als ein so trauriges und entmuthigendes Beispiel vorangehen muß. — Aber ich kann nicht leugnen, daß ich müde, todtmüde gehezt bin.“ — „Still, mein Vater,“ unterbrach ihn Emilie und sah mit thränenfeuchten Blicken vorwurfsvoll zu ihm auf, „Du wirst mir für immer das leuchtende Vorbild bleiben, wie man unter den ungünstigsten, feindlichsten Verhältnissen das Rechte und Gute anstrebt und wenn der augenblickliche Erfolg auch noch so verkümmert erscheint. — O Du bist Dir immer getreu geblieben und ich werde immer trachten, am Abend meines Lebens Dir zu gleichen, — wie Du jetzt auf Deine vergangenen Jahre hinzublicken vermagst.“ — „O meine Emilie, — ich habe viel Gutes gewollt — aber ach, wie wenig gefördert. In einem Stande, der hinter seiner starren bewaffneten Gewalt so manches verjährte, überkommene Vorurtheil, so manches uralte Uebel verbirgt, suchte ich Vernunft, Freiheit und Bildung zu verbreiten. Mein Leben lang hielt ich die Fahne des gesunden Fortschrittes empor, aber die feindlich rohen Elemente überwuchern mich allgemach, und ich sehe die Stunde kommen, wo ich dem größten Naturgesetz zufolge, im Kampf um's Dasein untergehen soll. Vielleicht trägt der Strom der Zeiten hier und da ein kleines Goldkorn, welches ich gestreut, in seinem Schooße fort — aber der menschliche Theil meines Daseins beginnt

zu unterliegen in dem großen Kampfe. Dieser Krieg, Emilie, an dessen Pforte wir stehen — er wird mich geistig und physisch tödten.“ — „O Vater, Vater, sprich nicht so,“ hauchte das junge Mädchen schmerzdurchschauert — „oder Du raubst mir wirklich meine einzige Stütze — meinen Muth, meine Willenskraft.“ —

„Nein, Emilie, Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen und weil ich Dir vertraue, wollte ich Dir die Bedeutung unserer morgigen Trennung vollständig klar machen. — Der häßliche Krieg, welchem ich morgen entgegenziehe, greift mein ganzes Sein und Streben an. Ich habe Zeit meines Lebens für den Fortschritt, für eine vernunftgemäße Fortentwicklung gekämpft, und zwar unter den schwierigsten feindlichen Verhältnissen. Vergebens hoffte ich auf einen günstigen Umschwung der Letzteren; es ist mir nicht beschieden, einen solchen zu erleben. — Ich darf und will nicht klagen; das Rad der Zeitereignisse rollt achtlos über den Einzelnen hinweg! — Der Krieg, in den ich ziehe, ist ein Waffenspiel ehrgeiziger Gewalthaber. Ich kann mich für ihn nicht erwärmen; ich muß nur gehorchen, denn ich bin Soldat. — Meine bisherige Stellung im Kriegsministerium schien mich von der Verpflichtung, in's Feld zu ziehen, auszuschließen; dafür gab sie mir vielfach Gelegenheit, meine reformatorischen Bestrebungen geltend zu machen. Darum hat die Militär-adelspartei nicht geruht, bis man mich an der Spitze eines Regiments in's Feld schickte. — So hoffte man mich unschädlich zu machen — und es wird ihnen wohl gelingen“ — er seufzte — „ja, die Opposition im ganzen Officiercorps gegen mich ist mächtig — ja sie ist mir so nahe gerückt, — — daß sie mich nicht schmerzlicher treffen kann.“ — Der Oberst schwieg verdüstert. — „Du meinst unseren Emil, Vater,“ sagte Emilie, die in tiefschmerzlicher Bewegung zugehört, „o rechne es ihm nicht so übel an — er ist eben leider ein Echo seiner Kameraden.“ — „Deine schwesterliche Liebe ist sehr nachsichtig, meine Tochter,“ sprach der Vater seufzend, „ich kann jedoch nicht so leicht über ihn denken — wollte ich mich über seine unmännliche Charakterchwäche, über seinen Mangel an Gefinnung hinwegsetzen — so kann ich mich doch der Besorgniß nicht verschließen, welche unvollkommene Stütze er Deinem liebe-

bedürftigen Herzen sein wird, wenn — Du mit ihm allein bist — wenn er allein aus diesem Krieg zurückkehren sollte.“ — „Vater, Vater,“ rief Emilie angstvoll und stürzte in seine Arme. „Weine nicht Emilie, mein Kind — Du einzigstes wahres Kind meines Herzens,“ er drückte das bebende Mädchen fest an sich und betrachtete es mit tiefer, wehmüthiger Nührung. „Raube mir in dieser Stunde nicht den Trost, daß ich in Dir ein Wesen zurüclasse, welches die herkömmliche Schwäche Deines Geschlechtes Lügen straft. — Wenn ich nach den Gesetzen der Natur von Dir scheide, mein theueres Mädchen, so nehme ich nicht die Sorge um ein hilfloses, unselbstständiges Geschöpf, welches der Gnade Anderer überantwortet ist — mit mir, sondern den schönen Gedanken, welcher allein den Abend meines Lebens verschönte, daß Du das geworden, was ich erhoffte und erstrebte, daß Du in einem edlen, selbstständigen Wirken Dir selbst und Anderen zum Segen leben wirst. Nicht wahr, Emilie, ich darf diesen Trost in's Grab mitnehmen, Du wirst dem Kampf um die große Idee der Gleichberechtigung Deines Geschlechtes treu bleiben, Du wirst Dich durch nichts entmuthigen lassen, auch nicht durch das Schicksal Deines Vaters?“

„Nein, mein Vater, ich — verspreche es Dir,“ hauchte Emilie kaum vernehmlich. — „Emilie, nimm dafür das Trost-, das Dankeswort, daß Du das einzige, das höchste Glück meines Daseins gewesen bist,“ sagte der Oberst tief gerührt und legte segnend die Hand auf das schöne, jugendliche Haupt seiner Tochter, welches an seiner Schulter ruhte — „o wie ich Dich so vor mir sehe — mein Kind — darf ich sagen, ich habe nicht umsonst gelebt, ein schönes Erdenglück ist mein gewesen“ — er schwieg eine Weile — dann küßte er leise die reine, weiße Stirn des jungen Mädchens, „und nun fasse, beruhige Dich, Emilie, wir wollen uns die kurz bemessenen Stunden nicht durch engherzige Befürchtungen verkümmern lassen.“ Er führte das schmerzdurchbebt, willenlose Mädchen zu dem nächsten Sopha, und verließ sie mit einem liebevoll ermuthigenden Blick. — Aber die Todesahnungen des Vaters hatten Emilie zu tief getroffen, von unnenbarem Weh durchschauert sank sie in sich selbst zusammen und vergrub ihr thränengebadetes Antlitz in den Kissen. —

Am nächsten Tage marschirte die Garnison der Stadt aus. Die leichtsinnigen Lieutenants, die ihren Gläubigern entweichen wollten und auf Avancement hofften jubelten, darunter Emil von Waldheim. Er verstand die ernste, schmerzlich bewegte Stimmung von Vater und Schwester nur unvollkommen, hatte er sich ihnen doch immer mehr entfremdet, indem er dem Einfluß seiner Kameraden folgend, sich einem oberflächlichen Genußleben ergab. Emilie empfing den letzten, segnenden Liebesgruß von ihrem Vater, und sah ihn scheiden um ihn nie wieder zu sehen. Die Ahnung, sein ernstbewegtes Leben neige sich dem Ende zu, hatte ihn nicht betrogen. Gebrochen in seiner geistigen Kraft, in seinem innersten Wesen, müde gejagt von tausend feindlichen Einflüssen, trug er bereits den Keim des Todes in sich. — Eine blinde Kugel aus den Reihen des siegreichen Feindes war das seltsame Werkzeug der launischen Schicksalsgöttin, den edlen Repräsentanten des Fortschrittes niederzustrecken. —

Blutige Schlachten wurden rasch hintereinander geschlagen, alle mit dem gleichen unglücklichen Ausgang für den angegriffenen Theil. Unerwartet schnell folgte der Friedensschluß, der für den Letzteren mit dem Verlust einer Provinz verbunden war. Dem niedergeworfenen Gegner indessen sollte das vergebens geflossene Blut seiner Söhne zur Morgenröthe eines neuen Tages werden. Der alte mächtige Staat, welcher durch Jahrhunderte die Zuflucht aller reactionären Elemente gewesen, verließ nach jener fürchterlichen Lection die so lange verfolgte Bahn und öffnete endlich den freisinnigen Institutionen der Zeit seine gesegneten Lande. —

Während draußen diese welthistorischen Begebenheiten sich vollzogen und man noch in Zweifel über deren Tragweite und eigentliche Bedeutung sich dem Eindruck des Augenblickes hingab, lebte Emilie still und einsam für sich hin, in banger Ungewißheit über das Schicksal von Vater und Bruder. — Es war ihr bald nach ihrer Promotion gelungen, die Volontärstelle eines Assistentenarztes in dem großen, städtischen Spitale zu erhalten, wo sie in der Frauenabtheilung die Praxis übte. Sie erkannte, wie sehr ihr in der Zukunft diese Praxis zu Gute kommen würde, denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß es genug schwache Gemüther gäbe, in deren Augen

der Erscheinung und dem Wesen eines jungen, schüchternen Mädchens das Würdevolle und Vertrauenerweckende mangelte. Ihr ungewöhnliches Wissen und der hohe sittliche Ernst in der praktischen Ausübung, verbunden mit ihrer Bescheidenheit und Zurückhaltung, erwarben ihr schnell die herzlichste Hochachtung von Seiten ihrer Collegen und ihr weiches, liebevolles Herz fand unter den armen, mittellosen Leidenden ein reiches Feld der Thätigkeit. So widmete sie sich mit freudiger, ungetheilter Seele ihrem Wirken, und sie lebte sich mit allen inneren Trieben ihres Wesens in ihren Beruf ein. Ihr hingebendes Thun und Streben bewährte jedoch erst seine schöne Wirkung während ihrer traurigen Vereinsamung. — Es war eine trübe, ernste — ernste Zeit für Emilie. Den düster ergreifenden Abschied von dem geliebten Vater, das Bild des, eher leichtsinnig, als todesmuthig in den Kampf eilenden Bruders vor der Seele, geleitete sie mit unnennbarer Seelenangst die Beiden durch die Gefahren des unheilvollen Krieges. Auch von Konrad hörte sie nichts und ahnend schloß sie aus dem Schweigen seines Freundes, daß ihm bisher das Geschick nicht hold gewesen sein mußte. Bei Hortense und deren Angehörigen empfing sie nur Eindrücke entmuthigender und düsterer Art. Ihre sonstigen Bekannten waren ihr seit ihrer Studienzeit entfremdet, auch hielt sie sich in ihrer vereinsamten Stellung absichtlich ganz zurückgezogen. — Und doch hatte sie aus Grundsatz sich mit dem „Schutz“ eines ergebenen, bewährten Dienstmädchens begnügt. Mit stiller, ernster Ergebung ging sie den Tag über der Erfüllung ihrer Berufspflichten nach, und weihte sie die wenigen Mußestunden dem Andenken an ihre Lieben, der gedankenschweren Nachwirkung, welche die Ereignisse am Kriegsschauplatz auf ihren weitschauenden Geist ausübten. Ihre Empfindungen und Ideen reichten in eine höhere, weitabliegende Sphäre hinein, unter welcher das engbegrenzte, eiförmige Dasein der nächsten Gegenwart versank. Emilie dachte nicht daran, wie ernst und traurig ihr die schönsten Jahre ihrer Jugend verstrichen, waren sie doch von so bedeutungsvollem Inhalt gewesen, hatte sie doch Großes bereits erstrebt und mit gereiftem Geiste stand sie auf der Höhe der Zeit, während die kleinlichen Motive, die winzigen Interessen, welche das Dasein so vieler ihrer Alters-

genossinnen ausfüllten, nicht an sie heranreichten. So lebte das schöne Mädchen nur auf ihr stilles Heim und die düsteren Räume des Spitals beschränkt, während ihr Geist in unablässiger, ernster Thätigkeit rang und schaffte und sich tief in ihrer Brust die stillen Fäden ihrer liebewarmen, sehnenden Gefühle in einander spannen. Die Welt schwieg über sie; gab es doch augenblicklich keinen Glanz. Nur die wenigen gewiegten Männer, mit denen sie in Berührung kam, weiheten ihr stillschweigend den Zoll aufrichtiger, anerkennender Achtung. —

Doch nur Einer unter diesen war ihr menschlich näher getreten, war ihr ein aufrichtiger Freund geworden. Es war dies Ernst Rotte. Seit jener Nacht, wo er während der Volksemeute in Emiliens Nähe geweilt, war durch den Umgang mit ihr ein neues, belebendes Element in sein Dasein getreten. Fand er doch bei dem jungen Mädchen Interesse und eingehendes Verständniß für Alles, was Gegenstand seines Denkens und Strebens war, für die Arbeiterfrage und deren Verhältniß zur Industrie, für die politische Lage des Staates, für die großen Dinge, die sich eben zutrug, und welche die Seele jedes Denkenden bewegten. Und auch in dem Kampfe um eine große Idee, in dem thätigen Eingreifen in das praktische Leben stand ihm Emilie ebenbürtig gegenüber, und doch erschien ihm die Welt, wie sie sich in der weich empfindenden Mädchenseele abspiegelte, anders — reiner und edler. Zum ersten Male empfand Ernst Rotte den Zauber des ewig Weiblichen mit ungeahnter Macht. — Ihm war von Emilie das Recht eingeräumt worden, sie in ihren Mußestunden zu besuchen; sie dachte nicht daran, daß man solche Besuche übel deuten könne. — Emilie forderte ihn auf, die Frauenfrage zu studiren, aber er hatte nur die eine Antwort: „Die Frauen müssen werden wie Sie, Fräulein Emilie — und wenn sie daran verhindert werden, so sind das Uebelstände, welche schleunigst abgeschafft werden müssen.“ — Die junge Doctorin schalt über diese galante Parteilichkeit, aber der „ernste Ernst,“ wie er sich zu nennen pflegte, ließ sich von seiner Ueberzeugung nicht abbringen, und so entwarfen sie zusammen tausend Pläne zur Verbesserung des Frauenlooses. Ernst Rotte durfte in Emiliens Augen

das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der erste und einzige Mann zu sein, welcher ihr gegenüber sich augenblicklich rückhaltlos für ihre Anschauungen erklärt, und doch ließ der ernste, charaktervolle Mann mit dem schlichten, bescheidenen Wesen nicht an der Gediegenheit seiner Gesinnungen zweifeln und sie hegte ein herzliches, freundschaftliches Vertrauen zu ihm. —

In dieser Weise verflossen Emilien eine Reihe von Wochen äußerlich still und einförmig, desto bewegter und tiefwirkender für ihre innere Welt. — Da schlug die Stunde, welche über ihr Herz den größten Schmerz ihres Lebens bringen sollte, die verhängnißvolle Stunde, welche längst — längst ihre ahnungsvollen Schatten vorausgeworfen. — Sie hielt einen Brief in der Hand, dessen Adresse Emils Handschrift in unsichern Zügen trug — er war schwarz gesiegelt. Ihr Herz erstarnte in banger Todesangst, ein einziger, entsetzlicher Gedanke zuckte mit grellem Licht durch ihre Seele, mechanisch öffnete sie den Brief und ihr umflorter Blick glitt über die Zeilen, — unheimliche, einleitende, bang vorbereitende Worte — „Emilie, ich baue auf Deine Seelenstärke, es steht ihr die schwerste Prüfung bevor, welche“ — „Vater, mein Vater,“ schrie sie in namenlosem Entsetzen auf, als hätte sie ihn zurückrufen wollen, die ganze Welt versank, verschwand vor ihrem Geiste, eine schwere, todesdunkle Nacht senkte sich plötzlich über ihre Seele. — Indessen durchflog die vom Telegraphen gebrachte Kunde, Oberst von Waldheim sei gefallen, seit vierundzwanzig Stunden Stadt und Land. Eine der blutigen Schlachten zählte ihn als eines der auserlesenen Opfer. Keiner der wenigen Freunde Emiliens hatte es bisher über sich gewonnen, dem unglücklichen Mädchen die traurige Kunde zu bringen, denn man wußte, welches schöne, innige Verhältniß zwischen Vater und Tochter bestanden hatte. Der Vater, er war ihr Alles gewesen, die einzige Stütze ihrer liebebedürftigen Natur; ihm Ehre und Freude zu machen, war das schönste Glück gewesen, welches ihre Erfolge in sich geschlossen. Von einem unbefiegbaren Vorurtheil befangen, hatte sich der Mann ihres Herzens von ihr abgewendet, der Bruder lernte die Liebe der Schwester bei den wüsten Vergnügungen seiner Kameraden entbehren, nur in dem reinen, ewig unveränderlichen

Aether der väterlichen Zärtlichkeit fand ihre verwundete Seele Gene-
sung und die zarte, einverständnißvolle Hochachtung, die durch schir-
mende Liebe erwärmt, der Vater der Tochter weiste, war das
schönste Ziel ihres Ehrgeizes gewesen. Nun hatte er ausgekämpft
und ausgelitten, er der Edelsten Einer und die verwaiste Tochter
meinte, sie müsse ihm folgen, die heimliche, nie rastende Stimme,
die in ihrer Brust klagend zum Himmel rief, lockte sie unwider-
stehlich ihm nach. So entseßlich öde kam ihr nun das Leben vor,
daß sie es nicht zu ertragen glaubte. Sie hatte in dieser Stunde
die große Aufgabe ihres Daseins vergessen, des Erstrebten und noch
zu Erstrebenden, sie kam sich so schrecklich einsam und unglücklich
vor, daß sie wäre Konrad in diesem Augenblick an ihrer Seite
gewesen, sich ihm vielleicht bedingungslos in die Arme geworfen
hätte, vielleicht, wer wagte es zu entscheiden? Emilie lebte mehrere
Tage ihrem hoffnungslosen Schmerz, ohne sich um die Außenwelt
zu bekümmern. Sie konnte auch nichts thun. Der Vater lag längst
auf einem kleinen Dorffriedhof bestattet, er war in den Armen
seines Sohnes verschieden. Emilie gönnte dem Bruder diesen Trost,
hatte sie doch oft der heimliche Vorwurf gequält, sie nähme einen
zu großen Theil der Liebe ihres Vaters in Anspruch und entfremde
Emil durch diese Zurücksetzung der Familie. Sie suchte eben immer
das Beste von ihm zu glauben. Emil schien tief erschüttert durch
den Tod des Vaters, doch hatte er bald darauf weiter marschiren
müssen, ohne angeben zu können, wo er weiter verbleiben würde.
Ernst Kotte hatte, wie alle zartempfindenden Gemüther, es für das
Beste erachtet, den ersten Schmerz Emiliens sich selbst zu überlassen.
Erst nach Ablauf einiger Tage kam er zaghaft und tiefbewegt, um
ihr seine Theilnahme auszudrücken. Emilie weinte wie ein Kind,
nur waren ihre Thränen heißer und trostloser. Der ernste, junge
Mann betrachtete das schluchzende Mädchen und es war ihm so
wunderbar zu Muthe, daß er leicht zu beben begann, er wußte selbst
nicht wie. Die stolze, selbstbewußte Gefährtin seines Planens und
Strebens erschien ihm wieder in neuem Lichte, er fühlte, sie müsse
tief, tief leiden, um so weinen zu können. Eine ungekannte Weich-
heit kam über ihn, ein unmennbares Mitleid mit dem lebenswür-

digen Mädchen — sein Herz pochte laut und ungestüm. „Emilie, weinen Sie nicht, — weinen Sie nicht,“ bat er unwillkürlich mit bebender Stimme, „Ihr unvergeßlicher Vater ist gewiß mit dem Trostgedanken geschieden, seine Tochter werde sich nicht beugen und niederwerfen lassen, sie werde sich selbst getreu bleiben.“ Emilie suchte sich zu fassen und trocknete ihre Augen. „Sie haben Recht, ich gelobte es ihm beim Abschied, aber ich hatte es vergessen,“ sagte sie mit leiser, abgebrochener Stimme. Ernst faßte ihre Hand und sah ihr mit herzlicher, rührender Treue in die umflorten Augen. Sie schüttelte leise das Haupt. „Nicht wahr, ich bin nicht wiederzuerkennen,“ sagte sie traurig. „Sie dürfen auf mich nicht mehr zählen — ich bin doch nichts als ein schwaches, trostloses Mädchen.“ „O nein, Emilie, Sie können sich nie, nie untreu werden,“ sprach er eindringlich und mit schonenden, aber warmen Worten rief er ihr ganzes Denken und Streben, alle ihre schönen Pläne vor ihre Seele. Sie lauschte ihm trüb und sinnend. „Ich habe mich überschätzt, mein Freund,“ sagte sie dann seufzend, „ich bin nicht vollkommen genug, um mich durch ein selbstloses Streben allein befriedigt zu fühlen. Ich bedarf Jemandes, der mir nahe steht, und der sich meiner Erfolge mit mir freut und meine Leiden und Kengsten theilt. Mein Vater ist todt, mein Bruder braucht mich nicht, was soll ich ferner hier? Die Kranken werden ohne mich genesen,“ wiederholte sie bitter Konrad's Worte, „die Frauen werden ohne mich die ihnen gebührende Selbstständigkeit erringen, für wen soll ich streben und arbeiten, wenn ich so allein in der Welt stehe?“ Ernst Rotte hatte ihr mit wachsender Bewegung zugehört, jetzt faßte er ihre Hand und sagte schüchtern: „Sie sind ungerecht, Emilie, Sie stehen nicht allein, wenn Sie wollen. Sehen Sie nicht in diesem Augenblick einem Freunde in's Auge, dem Sie das Theuerste auf Erden sind? Emilie,“ fuhr er mit festerer Stimme, mit edler Einfachheit fort, „Sie wußten bis zu dieser Stunde nicht, was Sie mir sind — aber wenn ich es Ihnen jemals aussprechen darf, so ist wohl jetzt der rechte Augenblick gekommen. Ich bin ein einfacher, aber redlich strebender Mann, mein Thun und Wesen liegt längst offen und klar vor Ihren Blicken, Emilie, wollen Sie sich

mit mir durch das innigste Band verknüpfen, wollen Sie mich zum Gatten? Hören Sie mich weiter," fuhr er in herzlichster, ungeschmückter Weise fort, als er Emiliens tiefe Rührung und Bewegung bemerkte. „So schön Sie sind, meine Freundin, so gestehe ich Ihnen doch, daß Ihre Schönheit gar nichts dazu beigetragen hat, den Wunsch, Sie meine Braut zu nennen, in mir wachzurufen. Die Schönheit der Frauen hat mich allezeit kalt gelassen, ich glaube, ich nahm mir nicht einmal die Zeit, mein ästhetisches Gefühl gehörig auszubilden.“ Ernst lächelte. „Was mich an Sie fesselt, wie noch nie an ein menschliches Wesen, was meine innigsten Gefühle für Sie entflammte, ist Ihr geistiges Streben, Ihre werththätige Menschenliebe, es ist das schöne, erfreuliche Verständniß, welches zwischen uns über unsere beiderseitige Lebensaufgabe obwaltet. Ich will also nichts als Liebe, welche uns als strebende Menschen verbinden soll, — wollen Sie, können Sie mich dann mit der Ihren beglücken?“

Er sah treu und offen zu ihr auf. Emiliens reiner klarer Blick begegnete ihm mit einem so wunderbaren Ausdruck von Rührung und Schmerz und Beschämung, daß er sich ihn nicht zu erklären wußte. „Lieber Ernst," sagte sie nach einer Pause mit lieblicher Verwirrung, „ich stehe tief beschämt vor Ihnen, so tief beschämt, wie Sie es nicht ahnen können. Auf das schöne Anerbieten Ihrer edlen uneigennütigen Liebe habe ich Ihnen eine Antwort zu geben, durch welche ich Ihnen in recht mädchenhafter Schwäche erscheinen muß. Ich muß Ihnen gestehen, daß mein Herz seit Jahren einem Manne gehört, welcher meiner Liebe nicht halb so würdig ist als Sie, welcher in einer Beziehung tief — tief unter Ihnen steht, denn er war nicht so edel und großherzig wie Sie, sich mit meinem Herzen begnügen zu wollen, er verlangte, ich sollte ihm meinen Veruß, die Frucht meiner schweren, mühseligen Studien, mein ganzes Streben und Denken, meine ganze Mission aufopfern, um ganz ihm zu gehören, alle Bedingungen meiner physischen und geistigen Existenz nur aus seiner Hand empfangen. Sie kennen mich, ich vermochte diese Bedingung nicht einzugehen. Aber das Vorurtheil war stärker als seine Liebe," schloß sie tief aufseufzend, „und wir sind geschieden. Und doch — doch habe ich nicht aufgehört, ihn

zu lieben — und darum kann ich Ihnen nicht gehören, Ernst, so hoch ich Sie achte, so glücklich ich mit Ihnen gewesen wäre, wenn das Schicksal, dessen Stimme ja der Zug des Herzens sein soll — mir nicht schon den geliebten Verlorenen zugeführt hätte. Und nun wissen Sie Alles, Ernst.“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen und sah ihn mit kindlicher Bitte um Nachsicht an.

„Liebe Emilie,“ sagte er weich und bewältigt, „ich erkenne in diesem Augenblick erst recht Ihr schönes Herz und darum gönnen Sie Ihrem treuesten Freunde noch ein Wort. Da, wo Sie sich einer Schwäche anklagen, erscheinen Sie nur groß, da Sie sich Ihrer großen Aufgabe so wenig entfremden ließen. Diese Schwäche kann mich nicht von Ihnen entfernen, und sie erschüttert nicht die schöne Basis unserer Verbindung. Sie sagen mir, daß Sie mich achten und schätzen, daß Sie mit mir glücklich sein würden. Ich verlange nicht mehr, meine süße Freundin! Ich habe nie geträumt, von dem Zauber einer ersten Liebe umwoben, als Ideal in einem Mädchenherzen zu wohnen, ich will eine treue, verständige Gefährtin meines Denkens und Strebens, deren Liebe ich gern mit der leidenden Menschheit theilen will. Ich fühle, daß ich nie ein weibliches Wesen finden kann, welches mich Sie vergessen macht, welche Sie ersetzen würde, Emilie — ich gehöre Ihnen mit meiner ganzen, ganzen Seele. Und Sie, Sie sehnen sich nach Liebe, Sie haben einen Vater verloren, der Ihnen über Alles theuer war, folgen Sie dem ernstern Wink des Schicksals und schließen Sie mit mir den heiligen Bund. Machen Sie einen glücklichen Menschen. Und noch Eins, meine Freundin, wenn Sie mein Glück und Ihre Zukunft unberücksichtigt lassen wollen, fassen Sie die Aufgabe, welche Sie sich gestellt, in's Auge. Ein freundliches Geschick hat meine Arbeit gedeihen lassen und mir eine einflussreiche Stellung in der Welt verliehen. Wenn Sie als meine Gattin Ihren Beruf üben wollen, so können Sie es ohne Rücksicht auf Gewinn und Ihre Umgebung wird einen um so höhern Werth haben. Durch die verschiedenen äußern Mittel, welche mir zu Gebote stehen, begünstigt, können wir thätige Hand anlegen zur Verbesserung des Frauenlooses. Wir können Institute in's Leben rufen, welche Ihren

Schwestern schwere Kämpfe, wie Sie sie durchgekämpft haben, ersparen, so frage ich Sie denn noch einmal, Emilie, wollen Sie mir Ihre Hand reichen?" Sie hatte mit weihelichem Ernst zugehört, ihr klarer Blick ruhte auf seinem Antlitz. Ihr ganzes Wesen trug den Ausdruck selbstbewußter Frauenwürde und mit sanfter, aber fester Stimme sagte sie: „Nein, mein Freund, ich kann Ihnen nicht gehören, ich kann es nicht, weil die Ehe mir viel zu heilig ist, um mich einem, wenn auch noch so hoch geachteten Manne zu vermählen, während mein Herz mich zu einem Andern zieht. Eine edle Frau darf nur einmal wählen, nur einmal lieben, und sich nur Demjenigen hingeben, dem sie ihre reine Liebe geweiht hat. Jedes andere Verhältniß ist eine Entwürdigung der Ehe. Sie wollen sich mit der Hochachtung begnügen, welche ich Ihnen zolle — und Sie dürfen es wohl — mit mir aber ist es ein Anderes. Ich vermöchte Ihnen mit meinen Gedanken nicht treu zu bleiben und ich würde mich erniedrigt vor mir selbst fühlen. Vergeben Sie mir, Ernst, wenn ich Sie durch meine Worte kränke — Sie sind ein edler, großherziger Mann von seltener Selbstlosigkeit. Aber ich darf nicht die Ehe mit Ihnen zu einem Mittel machen, meine Zwecke zu fördern — die Gattenliebe ist heiliger Zweck in sich selbst, und es ist Sünde, sie zu irgend einem äußern Endziel zu benützen und wäre es das Edelste und Schönste. Die Frau darf sich nimmer, nimmer verkaufen, nicht um den höchsten, unvergleichlichsten Preis. Es ist eine traurige Verirrung des weiblichen Herzens, wenn eine Frau ihre Hand ohne Liebe vergibt, um einen noch so wohlthätigen Zweck zu fördern. Wenn Sie mein Streben achten und schätzen, wenn Sie aus innerer Ueberzeugung sich an demselben theilhaben wollen, so thun Sie es aus Liebe zu der guten Sache und verlangen Sie nicht von mir, was ich nie geben kann. Und um jener guten Sache willen, bleiben Sie mir freundlich gewogen, wenn ich auch Ihren wohlmeinenden Wünschen nicht willfährig sein kann. Nicht wahr, ich darf darauf rechnen, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, Ernst?" Sie reichte ihm mit freundlicher Milde die Hand. „Ich bin überwunden, Emilie," sagte er tief aufseufzend und faßte ihre Hand, „und ich will Ihnen gern gestehen, daß ich bis zu dieser

Stunde keinen Begriff hatte von der wahren echten Würde des Weibes. Ich beuge mich vor dieser Würde und gelobe Ihnen, meine Wünsche in mich zu verschließen und sie nie wieder vor Ihnen laut werden zu lassen. Ich weihe mich Ihnen und Ihrem Streben in aufrichtiger, uneigennützigter Freundschaft, Emilie.“ Er küßte mit tiefer Ehrfurcht die Hand des jungen Mädchens. „Wir wollen Freunde sein,“ wiederholte sie weich und leise. „Armer, guter Vater, Deine Emilie ist doch nicht ganz verlassen,“ ihre Augen füllten sich mit neuen Thränen. — — — — —

Die Begegnung mit Ernst Notte hatte Emilien die Fassung wiedergegeben, sie sich selbst wiederfinden lassen. Sie vermochte daher ruhiger die traurige Nachricht, welche ihr von fremder Hand zukam, zu ertragen, daß ihr Bruder Emil beim Vormarsch in ein Vorpostengefecht verwickelt worden und eine nicht unbedeutende Wunde am rechten Arm davongetragen habe, welche ihn zwang, in einem elenden Feldlazareth zurückzubleiben. Er ließ die Schwester dringend bitten, zu ihm zu kommen. Emilie reiste am selben Tage ab, sie hatte ihren Muth wieder gefunden und sie fühlte sich stark genug, Schmerz und Glend gefaßt zu ertragen. Sie fand Emil trostlos und innerlich gebrochen. Der Tod des Vaters hatte den leichtsinnigen Jüngling tief getroffen, sein Gewissen aufgestört. Besonders der letzte Auftrag des Vaters, Emilien ein treuer, verlässlicher Freund zu sein, schien ihm sehr am Herzen zu liegen. Auch fürchtete er mit Recht, die Kugel, welche ihm ein Gelenk zerschmetterte, werde ihn für immer dienstuntauglich machen. Den schweren, körperlichen Leiden gegenüber war er muthlos und ungeduldig. Emilie bot ihre ganze liebevolle, unermüdlige Geduld auf, um ihn nur zeitweilig zufrieden stellen und beruhigen zu können. Das elende Lazareth mit seinen tausend Mängeln, welchem ein ältlicher, trunkliebender, unverlässlicher Feldarzt vorstand, bot ihr ein reiches Feld geräuschloser, aber segensreicher Thätigkeit. Es war eine schwere, traurige Zeit für sie, aber sie ließ ihre Energie, ihre ausdauernde Hingebung, ihre Berufstreue zur edelsten, vollkommensten Reife gelangen.

Viele, viele Wochen vergingen, ehe sie mit Emil nach der verödeten Heimat zurückkehren konnte. Sein Arm blieb gelähmt und nur unvollkommen brauchbar. Der fünfundzwanzigjährige Invalid sah seine Laufbahn abgeschnitten und sich lebenslänglich auf eine kleine Pension gesetzt, welche ihn eben nur vor dem Verhungern schützte. Das war das Endresultat aller der schönen Träume, mit denen er den stolzen, seiner Manneswürde so sehr schmeichelnden Beruf angetreten. Emilie wußte indessen, daß der Nachlaß des Vaters bedeutend genug sei, um Emil vor Mangel zu bewahren, dann glaubte sie, würde er mit der Zeit auch Lebenslust und Heiterkeit wiederfinden. Jetzt freilich war er unruhig, gereizt und aufgeregert und nahm ihre Geduld vollauf in Anspruch. Es schien ihn heimlich etwas zu quälen, er versank oft in düsteres Brüten, dann wieder überschüttete er Emilie mit plötzlichen, fast bangen Ausdrücken von Liebe und Anhänglichkeit, dann wieder ließ er seiner verdrießlichen Stimmung die Zügel schießen, daß sie ihm rathlos gegenüber stand.

So waren die Geschwister heimgekehrt und standen nun vor einer neuen Lebensperiode. Emilie schaute mit trüben, umflorten Blicken in die Zukunft. Sie sah, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo sie ihren Beruf, dem sie so viel geopfert, selbstständig ausüben mußte. Aber sie hatte die innere Freudigkeit zum großen Theil eingebüßt, seit sie Niemand mehr hatte, der mit liebendem Herzen an ihrem Streben Antheil nahm. Ja, sie hatte es in diesen letzten Wochen über sich gebracht, das heimliche Weh in ihrer Brust zurückzudrängen und musterhaft den schweren Pflichten nachzukommen, welche sie sich auferlegt. Sie würde es auch künftighin vermögen, aber wie öde, wie trostlos war es in ihr. Seufzend beugte sie ihr Haupt vor der schweren Last des Lebens, welche auf ihrer Seele lag. Sie fand einen Brief von Konrad vor, welcher bald nach ihrer Abreise angekommen war. Die Zeilen athmeten herzlichste Liebe, unveränderte Zärtlichkeit trotz der ergebenden Entsagung, die sich die beiden Liebenden auferlegt, aber hie und da brach eine beängstigende Bitterkeit hindurch, durch welche Emilie mit dem Hellssehen der Liebe erkannte, daß sich der stolze Mann unter den drän-

genden Angriffen von Noth und Glend verzweiflungsvoll wand.
„Sie werden, wie ich hoffe, nachempfinden, Emilie,“ schrieb er, daß mich, seit dem Empfang der Nachricht von dem Verluste, den Sie erlitten, die Sehnsucht quält, zu Ihnen zu eilen. Sie verlangten zwar von mir, ich solle mich Ihnen auf keine Weise mehr nähern, wir müßten den Muth haben, einander ganz zu entsagen, — aber bewältigenden Ereignissen gegenüber schweigen solche Bedenklichkeiten — jedoch ich komme nicht, Emilie, denn die Verwaltung der Eisenbahn ist unempfindlich gegen die Macht unglücklicher Liebe und ich habe kein Reisegeld. Das ist ein Stück Prosa in schönester Form — und Sie werden vielleicht durch Ihre Thränen ein wenig lächeln über meine Weltverzeißlung, denn Sie sind ein starker Geist und Sie werden sich mit der Welt abzufinden wissen.“ „Armer, armer Konrad,“ sagte Emilie entschuldigend, „wie viel schwerer fügen sich die Männer dem bitteren Zwang der Noth und Nothwendigkeit. Sie bäumen sich dagegen und reiben ihre Kraft auf; wir Frauen sind biegsamere Naturen, wir lernen es leichter, zu entsagen.“ Sie betrachtete sinnend die Schriftzüge seiner lieben Hand und versank in sich selbst. Scenen der Vergangenheit zogen an ihrem Geiste vorüber, zärtliche Worte, die Konrad vor Jahren zu ihr gesprochen, hallten in ihrem Innern wieder, eine unendliche Sehnsucht nach Liebe erfaßte sie. „Ich bin nicht so stark, als Du glaubst,“ flüsterte sie und ihr Blick ruhte auf den sicheren, stolzen Zügen seiner Namensunterschrift. Sie seufzte tief auf und ging zu ihrem Bruder. Sie setzte sich neben ihn und faßte seine Hand. „Emil,“ sagte sie ernst, „wir müssen einmal unsere Zukunft in's Auge fassen, wir müssen besprechen, was zunächst zu thun ist.“ Emil sah sie ängstlich und beunruhigt an. „Ich werde mir durch die Ausübung meines Berufes meine Existenz gründen,“ fuhr sie fort, „aber ich gestehe, ich bin so bedrückt, daß es mir vor der Hand recht schwer würde, plötzlich in das öffentliche Leben hinauszutreten.“ „Emilie,“ unterbrach sie der Bruder hastig, „ich habe beschlossen, für Dich um eine Gnadenpension beim König einzuschreiten. Man kann sie Dir, als der Tochter eines am Schlachtfeld gefallenen Officiers nicht verweigern.“ „Mir eine Gnadenpension?“ fuhr Emilie auf und ein

tiefes Roth färbte ihre Wangen, „nimmermehr, ich will und werde nicht von irgend einer Gnade leben. Bin ich etwa invalid, wie Du? Nein, ich bin jung und gesund und kann für mich selbst sorgen. Laß mich davon nichts mehr hören, Emil. Der Fond für Gnadenpensionen mag für Bedürftige aufgespart werden.“ „Das ist ein tadelnswerther Hochmuth, Emilie,“ rief Emil heftig, „ich selbst bin froh, daß mir der König eine Pension gewährte, auf welche ich wegen meiner kurzen Dienstzeit keinen Anspruch hatte.“ „Es ist keine Gnade, die Du empfängst,“ erwiderte die Schwester ernst, ja traurig, „wenn man die unzulängliche Entschädigung, welche man den jungen Staatsbürgern für ihre, im Dienst des Vaterlandes verstümmelten Glieder bietet, mit diesem Namen belegt. Es ist dies keine Gnade, sondern Pflicht und Schuldigkeit. Mit mir ist es etwas Anderes, es ist nicht mein Verdienst, daß mein Vater und Bruder tapfere Officiere waren, und ich will ihr Andenken nicht ausnützen, weil ich ein „unversorgtes Mädchen“ bin. Still davon; Du gingest indessen einer traurigen Zukunft entgegen, Emil, wenn Du von der gerühmten Gnade Deines Königs leben solltest.“ Emil seufzte und bedeckte sein Antlitz mit den Händen. „Sei nicht niedergeschlagen, lieber Bruder,“ sagte Emilie liebevoll, „Du wirst keinen Mangel leiden. Der Nachlaß unserer Eltern ist ganz Dein, das ist nicht mehr als recht und billig. Er sichert Deine Existenz, so klein er ist. Für den Augenblick können wir ungestört dem Andenken unseres theuren Vaters leben. Mit der Zeit werde ich mir eine Praxis gründen, welche mir meine bescheidenen Subsistenzmittel sichert. Wir können also ruhig sein.“ Emil erwiderte nichts. Schweigend verharrte er in seiner gedrückten, abgewandten Stellung. „Was ist Dir, Emil?“ frug die Schwester besorgt und legte ihre Hand auf seine Schulter. Er sprang aufgeregt empor. „Ich habe Dir ein Geständniß zu machen, Emilie,“ stieß er hervor, ohne sie anzusehen, dann schwieg er wieder. „So sprich doch,“ sagte Emilie befremdet. Er seufzte tief auf. „Emilie, wenn ich Dir manchmal in meinem Uebermuth zu nahe getreten bin, so bist Du jetzt gerächt — ich stehe tief beschämt vor Dir. Wisse denn, in allernächster Zeit kann die bitterste Noth über uns hereinbrechen, denn — ich habe

den Nachlaß unseres Vaters im Voraus vergeudet, er gehört meinen Gläubigern, denen ich am Spieltisch mein Ehrenwort verpfändete. Das Schicksal ersparte mir auf fürchterliche Weise die Demüthigung, meinem Vater den letzten Heller abzuverlangen — ich sehe dafür Dich heute der Noth preisgegeben, Dich, welche ich schützen und stützen sollte. Ich muß vor Dir erröthen, Emilie und ich bin wohl hart genug gestraft.“ Er machte eine Pause. Emilie, hatte sich von ihrem Staunen noch nicht erholt, sie schaute ihn mit ihrem kindlich klaren Blick verwundert an. „Du darfst mich nicht zu hart beurtheilen,“ bat er entschuldigend, „Du weißt nicht, welchen Versuchungen ein Mann ausgesetzt ist. Wenn man den Spieltisch, die Mädchen, die Weinflasche so ängstlich meidet, erscheint man als jämmerlicher Knicker, als zimperlicher Tugendheld, als moralischer Feigling. Man erscheint unmännlich, denn ein Mann soll nichts scheuen, er muß das Leben durchaus kennen lernen. Ich habe doch schon Proben meines Muthes abgelegt, aber der Lächerlichkeit, welche eine solche Entfagung mit sich bringt, zu trotzen, dazu hatte ich nicht den Muth. So wurde ich hineingezogen, ich wußte selbst nicht wie. Hat man einmal beim Spiel verloren, kann man nicht mehr zurück, denn wenn man dann einhält, erscheint man erst feige. — Der Termin, bis zu welchem ich mich durch mein Wort verpflichtet zu zahlen, ist nahe, sehr nahe, mein Ehre steht auf dem Spiele, ich muß Alles hingeben, was wir haben, Emilie,“ er wandte sich zur Schwester und faßte ihre Hand, „glaube mir, daß ich meinen Leichtsin्न bitter bereut habe, kannst Du mir verzeihen?“ „Emil!“ sie warf sich gerührt in seine Arme, „wie könnte ich Dir zürnen, jetzt, ich war so trostlos, daß Niemand meiner Liebe bedürfte, ich bin so froh, daß Du mich wenigstens br a u c h st. Ich will für Dich streben und arbeiten, o wie gern! Nun hat mein Streben wieder einen Reiz für mich! Sei ruhig, mein Freund, es wird nun Alles gut werden.“ Emil entwand sich zögernd ihrer Umarmung. „Küsse mich nicht, Emilie,“ flüsterte er verwirrt, „ich verdiene es nicht!“ —

Im Laufe der nächsten Tage las man in den Lokalblättern: „Dr. Emilie Waldheim übt die ärztliche Praxis für Frauen und Kinder,“ — mit Angabe der Adresse und der Ordinationsstunden.

Zweites Capitel.

Dr. Emilie Waldheim.

„Dr. Emilie Waldheim übt die ärztliche Praxis für Frauen und Kinder,“ las Clementine von Steinbruck. „Sie wird das Kind retten, sie wird die Krankheit verstehen,“ rief sie hochaufathmend, „es ist ein Wink des Himmels, der mir jetzt eben das edle Mädchen vor die Seele führt. Eine höhere Macht gibt mir diesen Gedanken ein, — ich setze meine letzte Hoffnung auf Emilie von Waldheim! Sie wird helfen, ich schicke augenblicklich zu ihr.“ Die junge Frau flog an den Schreibtisch. „Aber Clementine,“ sagte der Baron, „ich erkenne Dich nicht wieder. Du wußtest doch stets Deine Conscience zu bewahren und nun bist Du so überreizt, so maßlos, so voller Raunen und bizarrer Einfälle, Deine Nerven sind schon auf's höchste gespannt — Du wirst nächstens selbst krank werden. Und die Aerzte hast Du durch Deine rücksichtslose Desperation beleidigt, moralisch zur Thüre hinausgeworfen. Das wird gut werden! Und nun bildest Du Dir gar ein, diese auffallende junge Person, welche übrigens gar nicht in unser Haus zu ziehen Du mir versprachst, werde der Kleinen helfen, an deren Rettung die renommirtesten Aerzte zu verzweifeln beginnen. Du bist in der That unbegreiflich, Clemence, Du, die Du sonst so maßvoll, so verständig warst. Wenn das Kind verloren ist, müssen wir uns eben darein fügen, ma ehère. Es ist freilich traurig, aber, — wenn es noch ein Knabe wäre,“ murmelte er vor sich hin.

Clementine hörte heute nicht auf den Gatten. Ihre Feder flog über das Papier. Gleich darauf übergab sie das Billet dem Diener zur dringenden Besorgung, indem sie befahl, schleunigst einen Wagen nach der angegebenen Adresse zu senden. Dann eilte sie an das Bettchen des kranken Kindes. „Meine, kleine, herzige Emilie,“ flüsterte sie, „heute soll Dir Dein Name Segen bringen — Deine Namensschwester, Deine geistige Taufpathin wird Dich retten!“

Baron Steinbruck hatte Recht, indem er erklärte, seine Frau nicht wiederzuerkennen. Sie war auch nicht wiederzuerkennen, die

ruhige, kalte Clementine. Ihr lang unterdrücktes Empfindungsleben, welches so lange unter der Decke kühler, rein conventioneller Verhältnisse geschlummert, war erwacht und hatte alle Schranken durchbrochen. Sie war maßlos in ihrem Schmerz, in ihrer Angst an dem Lager des todtkranken Kindes, welches ihr Alles war. Sie fühlte, es war der einzige, edle, lichte Punkt in ihrem leeren, entwürdigten Dasein. Sie hatte die Aerzte mit Vorwürfen überhäuft, weil diese die Rettung der Kleinen zweifelhaft machten, so daß diese sich einstweilen zurückgezogen hatten. Sie war „unvernünftig wie ein Weib,“ meinte der Herr Baron. Nun klammerte sie sich wieder mit krankhafter Hestigkeit an die Hoffnung auf Emilien. Emilie, das seltsam geistvolle Mädchen hatte sie einst als eine Art Curiosum interessiert, später, während ihrer trostlosen Ehe, wenn Baron Steinbruck alle Rechte des Gatten auf sie geltend machte, und sich ihre weibliche Würde gegen den, oft so wenig achtungswerthen Gatten empörte, hatte sie immer wieder an das edle, stolze Mädchen denken müssen, welches so sicher und selbstbewußt seinen Weg ging. Darum jubelte sie auf, als sie hörte, Emilie habe etwas Großes vollbracht. Ihr Bild verklärte sich in ihr zu einer Art von Ideal, an dem sich ihre niedergetretene Frauenwürde aufrichtete.

Eine halbe Stunde später saß ein bleiches, junges Mädchen in Trauerkleidern neben Clementine bei dem kranken Kinde; Emilien wurde der erste Patient zur selbstständigen Heilung überantwortet.

Clementinens Wesen trug das Gepräge einer tödtlichen Angst, einer an Sinnenverwirrung grenzenden Aufregung. Mit leidenschaftlicher Hast sprach sie, drang sie fortwährend auf die verschüchterte, tiefbewegte Emilie ein, welche die junge Frau selbst mit banger Besorgniß betrachtete. Ach, woher hätte Clementine den innern Halt nehmen sollen, einen drohenden Schicksalschlag mit ruhiger Ergebung zu tragen, woher hätte sie Trost schöpfen sollen?

Mit fliegender Gile erzählte sie Emilien, wie sie immer ihr Andenken bewahrt, wie sie immer prophetisch vorausgeföhlt, diese müsse einmal einen bedeutsamen Einfluß auf ihr Leben nehmen. „Glauben Sie nicht, daß es eine höhere Ahnung war, welche mich mein Kind Emilie nennen ließ?“ rief sie exaltirt, „es ist das Sinn-

bild ihrer Zukunft, Emilie und schöner können Sie Ihre Laufbahn nicht beginnen, indem Sie die Kleine dem Tode entreißen. O nicht wahr, Sie werden es, Sie müssen es?" Mit leidenschaftlichen Thränen warf sie sich Emilien in die Arme, diese rang mit der tiefsten Bewegung, war doch kein Zweifel möglich, das Kind schwebte in der höchsten Gefahr. „Wenn es freundliche Mächte gibt, welche das redliche Wollen des Menschen theilnehmend beschirmen, dann wird Ihr Kind nicht sterben,“ sagte sie leise. „Nein, es wird nicht sterben,“ schrie die junge Mutter auf — dann fuhr sie ruhiger fort: „Die Aerzte verstehen seine Krankheit nicht, ich weiß es, daß sie es nicht verstehen, diese Männer haben kein Herz mit ihrem bedauernden Achselzucken, mit ihren entsetzlichen, unheilverkündenden Mienen, aber Sie, Sie haben das rechte Auge, das rechte Verständniß, nicht wahr, Sie wissen, an was die Kleine leidet.“ „Ich habe keinen Zweifel,“ erwiderte Emilie düster und betrachtete sinnend das kranke Kind. „O dann werden Sie schon das Rechte finden,“ rief die junge Frau glücklich und vertrauend.

Es vergingen lange, bange Stunden, die Nacht brach herein. — Emilie saß noch immer neben dem leidenden Kinde, lauschte auf jeden Athemzug und bemühte sich mit übermenschlicher Anstrengung, die Klarheit ihres Geistes zu bewahren. Saß ihr doch die junge Mutter gegenüber, und ihre düstern, schwarzen Augen verfolgten mit starrer, wahnsinniger Angst ihre Mienen. Die entsetzliche Verantwortung drohte Emilien zu bewältigen, zu entmuthigen — jeden Augenblick war es ihr, als müsse sie erklären, sie vermöchte dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden. Aber sie erkannte, sie entsage damit ihrem Berufe, sie gestehe ein, ihr Herz sei zu schwach, um ihrem Geiste die nöthige Stärke zu bewahren. Und doch, das Urtheil der Wissenschaft stand mit erbarmungsloser Klarheit vor ihrer Seele — — das zarte Leben des Kindes war dem Tode verfallen. Das tödtliche Uebel hatte den Organismus des kleinen Wesens hoffnungslos angegriffen — es gab keine Hilfe.

Mitternacht war nahe — der Herr Baron gähnte in einem Fauteuil und kämpfte mit dem Schlase, obgleich ihm Emilie schon längst mitgetheilt, das Kind sei verloren. Clementine war durch

ihr banges Schweigen beunruhigt, — ihre todeskalte Hand faßte nach Emilien, und fast drohend frug sie: „Ist das Kind gerettet?“ „Nur wenn der Himmel Erbarmen mit Ihrem Schmerz hat, und ein Wunder thut“ — erwiderte Emilie erschüttert. „Dazu habe ich Sie nicht gebraucht,“ fuhr die junge Frau wild empor. „Sterben konnte das Kind auch unter den Händen der Männer. — Ihre Hand ist nicht gesegnet — nie, nie sollen Sie die kleine Emilie vergessen“ — betäubt, schwer aufseufzend sank sie in sich selbst zusammen; krampfhaft Convulsionen erschütterten ihre Gestalt. — Emilie schauderte — ihr war als habe eine schwere — kalte Geisterhand mit warnendem, unheimlichem Drohen in ihre Seele gegriffen — als wehe sie ein eijiger Lufthauch aus einer andern Welt an. Fast mechanisch leistete sie der unglücklichen Clementine Hilfe und ließ sie aus dem Zimmer bringen.

Die kleine Emilie rief wimmernd nach ihrer Mutter. Emilie nahm sie in ihre Arme und legte das brennende Köpfchen liebevoll an ihren weichen Busen. Die umflorten Augen des sterbenden Kindes hielten das milde, zärtlich herabgebeugte Antlitz für das der Mutter — es wurde ruhiger und ruhiger — still und friedvoll hauchte es an ihrer Brust sein zartes Leben aus. — — Emilie küßte mit schmerzlicher Andacht die kleine Leiche. Mit zitternden Händen breitete sie den großen weißen Schleier, welcher das Bettchen beschattete, über die zarte, schlummerstille Gestalt und streute einige Blumen darauf, die in einer Vase am Tisch standen. Dann kniete sie vor der kleinen Todten nieder, lehnte die Stirn und die gefalteten Hände auf ihr Lager und überließ sich ihrem Schmerz. — — —

„Ich hoffe, Sie wollen uns doch nicht verlassen, Fräulein,“ stammelte der Baron verlegen, „wie ich fürchte, ist meine Frau krank, recht krank.“ — „Ich fürchte es auch, mein Herr,“ erwiderte Emilie düster, „aber ich kann nicht wohl bleiben — sagten Sie mir doch, Sie hätten nicht gezweifelt, daß Ihre Tochter sterben werde — Sie werden nun wohl auch glauben, Ihre Frau sei verloren, wenn sie meinen Händen anvertraut wird.“ — Steinbrück stand in ängstlicher Verwirrung vor dem jungen Mädchen. Die Sachlage war

auch zu fatal. Clementine hatte gestern alle Aerzte verabschiedet, und Emilie in's Haus gerufen, welche die Herren jedenfalls nicht ohne Mißtrauen betrachteten. — Emilie v. Waldheim hatte die erwartete Wunderthat auch nicht geleistet und man sollte jetzt wieder demüthig bittend zu den stolzen Männern der Wissenschaft zurückkehren. Der Erfolg eines solchen Schrittes, wenn man sich auch ohne weiteres dazu entschloß, — war zweifelhaft und Clementinens Zustand bedenklich. Und nun hatte er unbefonnener Weise das stolze Mädchen auch beleidigt — der Unglückselige. — „Bitte, — geehrtes Fräulein,“ — versicherte er, „ich bezog meine Bemerkung nur auf die Aerzte, welche das Kind ja schon aufgegeben hatten! — Die Hoffnung, welche meine Frau in Sie setzte, — war eben eine verzweifelte, krankhafte Idee — etwas Unmögliches — die Arme war so aufgeregt. Ich zweifle nicht, daß die Kleine unter den Händen der Herren Aerzte auch gestorben wäre.“ — „Das sind eben Männer,“ seufzte Emilie, „und das Vertrauen in sie ist nicht so leicht zu erschüttern. Ich aber bin ein Mädchen, und wenn ein mir anvertrauter Kranker stirbt, kann nur meine Ungeschicklichkeit schuld daran sein. — Doch mißverstehen Sie mich nicht, Herr Baron, — wenn Sie wirklich meine Hilfe in Anspruch nehmen wollen, so werde ich natürlich keinen Augenblick zögern, meinen Pflichten nachzukommen, und ich werde bei Ihrer Frau bleiben, bis Sie einen Arzt berufen haben, dem Sie Ihr volles Vertrauen schenken können.“ „Bitte, gnädiges Fräulein,“ rief der Baron erleichtert. „O nennen Sie mich nicht so,“ unterbrach ihn Emilie ernst, „das „von“ vor dem Namen meines Vaters und Großvaters war ein Verdienstadel, — ich aber habe noch keine Verdienste aufzuweisen, ich habe daher den Adel fallen lassen — — und daher keinen Anspruch auf das von Ihnen gebrauchte Epithet. Uebrigens, Herr Baron, würde es mir zur großen Erleichterung dienen, wenn Sie einen anderen Arzt berufen wollen, da ich gern meine Behandlungsweise Ihres Kindes einer strengen, competenten Kritik unterzogen wissen will. Ich brauche glücklicherweise meine männlichen Collegen nicht zu scheuen, — auch die Behandlung der Frau Baronin kann ich — wie Sie begreifen werden — nicht gut allein übernehmen.“ — „Wie Sie

wünschen, mein Fräulein, wie Sie wünschen," meinte Steinbruck verlegen, „nur wird die Sache einige Schwierigkeiten haben. Clementine wollte nämlich nie einen andern, als unsern Hausarzt Dr. Herda um sich dulden, — der alte Herr aber ist gichtleidend und kann eben jetzt schwer ausgehen. Doch will ich es versuchen, ihn dazu zu bewegen.“ — „Dr. Herda ist der berühmteste Frauen- und Kinderarzt der Stadt," sagte Emilie ernst — „mir wäre mit seiner Anwesenheit gedient.“ — „Ich schicke gleich dahin," versicherte Steinbruck geschäftig und Emilie ging zu Clementine.

Diese lag schwer leidend, bald in dumpfer, starrer Apathie, bald in heftigen Convulsionen, ihr Zustand schien bedenklich. Ihre Gesundheit war durch verhaltenen Kummer, durch ein Mißverhältniß zwischen ihrem Naturell und einer abspannenden Lebensweise längst erschüttert. „Was sollte sie anders thun, als leidend zu sein," hatte sie oft genug gesagt und einer Frau in ihrer Lage blieb allerdings nicht viel Anderes übrig. Die Krankheit des Kindes rieb ihre Kräfte vollends auf, und die erschütternde Katastrophe seines Todes führte nun augenscheinlich eine heftige Krise in der irgeleiteten, unterdrückten und krampfhaft erschöpften Natur der jungen Frau herbei. — Emilie dachte nicht an die kränkenden Worte, welche die verzweifelnde, junge Mutter ausgestoßen. Mit ernster, liebevoller Sorgfalt bemühte sie sich um sie, während ihr Geist, weit über diesen Einzelfall hinausblickend, mit bangen schmerzlichen Gedanken über ihre Lage rang. Clementine schien sie nicht zu erkennen oder nicht kennen zu wollen, sie ließ alles ruhig mit sich ergehen.

Es war in den ersten Morgenstunden, da meldete das Stubenmädchen, Herr Dr. Herda sei eben gekommen, und ruhe im Nebenzimmer ein wenig aus.

Emilie ging ruhig den Erwarteten aufzusuchen. Sie kannte Dr. Herda längst dem Rufe nach als den beliebtesten und geschicktesten Frauenarzt der Stadt, der aber durch sein Alter und sein körperliches Leiden gezwungen war, seine Praxis nun etwas einzuschränken. — Der alte Herr, eine kleine Gestalt mit gutmüthig jovialem, feinem und angenehmem Gesichte, saß stöhnend in einem

Fauteuil. Der Gang über die Treppen schien ihn mitgenommen zu haben, — ein großer, krückenartiger Stock lehnte an seiner Seite. — Baron Steinbruck war nicht anwesend, er war, wie Emilie später erfuhr, fortgefahren, um einen andern der gestern verabschiedeten Aerzte zu versöhnen.

Dr. Herda betrachtete mit seinen freundlichen, hellen Greisen-
augen verwundert das schöne, fremde Mädchen, welches mit einem
stummen, anmuthigen Gruß eintrat. — Die Sache verhielt sich
nämlich so: Steinbruck hatte den genialen Einfall gehabt, die
Berufung des jungen, weiblichen Arztes einfach zu verschweigen, —
und dieselbe später auf eine persönliche Bekanntschaft und Sympathie
seiner Frau zurückzuführen. — Dr. Herda war übrigens nicht
empfindlich wegen der gestrigen Ausfälle Clementinens auf seine
und seiner Collegen Geschicklichkeit, denn Baronin Clementine war
ja eine Dame. — Er war sein Lebelaug ein warmer Verehrer des
schönen Geschlechtes gewesen, hatte stets ein merkwürdiges Verständniß
für den Umgang mit Damen bekundet und noch jetzt verfehlte ein
liebliches Frauenantlitz nie seine Wirkung auf den alten Herrn.
Aber der tiefgehende Einblick, den seine Praxis ihn in das Wesen
und Leben der Frauenwelt thun ließ, hatte leider zur Folge gehabt,
daß Dr. Herda die Damen als unendlich gebrechliche, zarte, schwache,
unzuverlässige Wesen betrachtete, mit denen man unbegrenzte Nach-
sicht haben mußte, denen er selbst mit der liebenswürdigsten Schonung
begegnete, die er gleichsam nur mit seidnen Handschuhen anzufassen
pflegte. Seit der Doctor indessen alt geworden, war diese ein-
schmeichelnde Gewohnheit dahin ausgeartet, daß er junge Mädchen
und Frauen als reine Kinder behandelte, mit denen spielend am
besten auszukommen war, während er den als Krankenwärterinnen
fungirenden Müttern, Gattinnen u. s. w. seine ärztlichen Vorschriften
oft auf demüthigende Weise detaillirte und eindringlich machte.

Also der Doctor betrachtete mit verwundertem Wohlgefallen
das schöne, fremde Mädchen. „Herr Dr. Herda?“ — frug Emilie
mit ihrer weichen, sonoren Stimme. „Ja, mein schönes Kind,“ ver-
setzte der alte Herr behaglich. „Wie ich sehe, erfreut sich die Frau
Baronin einer neuen, liebenswürdigen Krankenwärterin. Wer sind

Sie denn, wenn man fragen darf, Sie kleine Maus," — er faßte Emilien freundlich am Kinn. — „Ich bin Doctor Emilie Waldheim," erwiderte sie, unwillkürlich lächelnd. Er prallte verdutzt zurück. — „Ah — ah — ah — ein Herr College also, — und noch dazu ein so berühmter, bitte tausendmal um Entschuldigung — bitte tausendmal" — rief er endlich, seine neue Bekannte mit naiver Neugier von oben bis unten betrachtend.

„Es ist eine traurige unverdiente — und unerwünschte Berühmtheit, die ich erleide, Herr Doctor," sagte Emilie halb ernst, halb lächelnd. — „Hunderte von jungen Männern leisteten in ihren Studien und Examina daselbe, was ich leistete, aber bei einem Mädchen überrascht es, und dies ist traurig." Der kleine Doctor stand verblüfft. Ein solches Exemplar war ihm während seiner Praxis noch nicht vorgekommen, — zugleich gelehrter College — schöne, würdevolle Frau und überdies so ernste, philosophirende Worte auf den Lippen — wie hatte man sich da zu verhalten? — Complicirter, sehr complicirter Fall! — Natürlich hatte er schon sehr viel von Dr. Emilie Waldheim gehört, aber er hatte sich kein Bild von ihr machen können und war der Meinung gewesen, besonders in Betreff ihrer Thätigkeit im Spital, die ihr Nahestehenden urtheilten partiell und einseitig. „Mein liebstes — bestes — Fräulein — ich hätte mir nicht träumen lassen, heute eine so interessante Bekanntschaft zu machen," versicherte der alte Herr gutmüthig, „und nun ich Sie sehe — mein schönes Kind — Pardon — Pardon — Herr College, wollte ich sagen, finde ich erst recht, daß Sie Ihren Ruhm verdienen — denn einer so reizenden Dame liegt Alles näher — als die Aula." „Ich muß wieder sagen leider, Herr Doctor," lächelte Emilie. „Ei — ei — ei." Dr. Herda fand kein Gegenargument, dagegen rief er plötzlich: „Und die Professoren und Studirenden in N. waren wirklich so ungalant, Sie für einen Jüngling zu halten — die Herren waren doch merkwürdig" — er machte eine bezeichnende Geberde nach der Stirn. „Genug, sie promovirten mich zum Doctor der Medicin," sagte Emilie, „und in dieser Eigenschaft muß ich Sie hier begrüßen, was Baron Steinbrück Ihnen verschwiegen zu haben scheint." Sie erwähnte kurz

ihre gestrige Berufung durch die Baronin und was seither vorgekommen. „Ich wußte voraus, das kleine Ding werde sterben müssen,“ seufzte der Doctor. „In zwei Angelegenheiten habe ich mich an Sie zu wenden,“ nahm Emilie ernst das Wort, „erstens möchte ich Sie bitten, den Verlauf der Krankheit des Kindes, und das, was ich gethan, zu prüfen, um den Eltern die Beruhigung zu geben, das Mögliche sei geschehen, — ferner muß ich Sie fragen, Herr Doctor, ob Sie mir genug Vertrauen und collegialische Achtung schenken, um im Verein mit mir die ärztliche Behandlung der Frau Baronin zu übernehmen, bei welcher, wie ich fürchte, ein intensives Nervenfieber zum Ausbruch kommen wird. Ich weiß, daß Sie wegen Ihres Gesundheitszustandes gegenwärtig wenig Besuche machen können, sonst würde ich Ihnen natürlich sofort den Platz an dem Krankenbette der armen Frau einräumen, dem ich unmöglich so vollkommen gewachsen sein kann, als Sie. — Doch bitte ich recht sehr um eine freundliche Controle, um dem Mißtrauen zu begegnen, welches ich bei der Gründung meiner Praxis zu ertragen habe.“ — „Bitte, — bitte, — bitte — mein Fräulein,“ rief der alte Herr eifrig, — „Sie thun sich Unrecht. Es ist eine weltkundige Thatsache, daß nicht leicht ein junger Arzt solche Kenntnisse, solche praktische Sicherheit mitbringt, wie Sie. Ich stehe Ihnen übrigens ganz zu Diensten, ganz zu Diensten, verfügen Sie über mich, wie Sie wollen, es wird mir eine wahre Freude sein, und ich bedauere nur, daß ich ein so alter, lahmer Kerl bin und nicht mit Erfolg an Ihrer Seite thätig sein kann, — bedauere recht sehr,“ — er klopfte freundlich Emilie's Wange; diese stand gesenkten Hauptes da. — „Sie verstehen mich nicht recht, Herr Doctor,“ sagte sie bescheiden.“ — „Sie sind zwar sehr freundlich gegen mich, aber ich bleibe doch im Unklaren darüber, ob Sie ernstlich und aufrichtig zu mir stehen, und mich als gleichberechtigten Collegen betrachten wollen, wenn ich die ärztliche Praxis übe. Freilich, die Berechtigung hiezu kann mir Niemand nehmen, aber ich wünsche so sehr nicht in Opposition mit den practicirenden Ärzten treten zu müssen, obgleich ich weiß, daß ein großer Theil derselben principiell dagegen sein wird, die Concurrenz einer Frau zu befürworten.“ — „Sie nehmen die Sache sehr ernst, mein liebes

Kind — ja so Pardon — Pardon —“ sprach der kleine Doctor, „ich dachte nicht, daß Sie so resolut daran gehen wollten, sich eine ordentliche Praxis zu gründen. Hören Sie einmal, Fräulein,“ er faßte ihre Hand und guckte ihr mit wohlwollendem Lächeln in's Gesicht, „ich gebe Ihnen den väterlichen Rath, lassen Sie das lieber unterwegens. So ein zartes, hübsches Ding wie Sie, und einen so schwierigen Beruf wie den ärztlichen ununterbrochen ausüben — das ist nichts für Sie, mein Püppchen — glauben Sie das einem alten, erfahrenen Mann.“ „Herr Doctor, — ich habe nur eine Bitte,“ sagte Emilie ruhig und freundlich, „bewahren Sie mir dieses theilnehmende Wohlwollen, bis ich meine Kräfte geprüft habe. — Ich habe die ärztliche Praxis zu meiner Lebensaufgabe gemacht, und werde erst davon lassen, bis ich sehe, daß ich ihr nicht gewachsen bin. Bis dahin betrachten Sie mich als einen bescheidenen, strebsamen Kollegen, der um Ihre Achtung und Ihr Vertrauen werben will,“ — sie reichte ihm die Hand. „Na, so gehen wir denn an's Werk, Herr Collega, und zählen Sie auf den alten Herda,“ er schüttelte dem jungen Mädchen tüchtig die Hand und sie begaben sich in das Zimmer der Baronin. Mit bedeutsamem Kopfnicken pflichtete der Doctor Emiliens Diagnose vollkommen bei und erklärte einfach, die junge Frau sei augenblicklich in den besten Händen. — Ebenso erklärte er eine Viertelstunde später dem zurückkehrenden Baron, alles was die medicinische Wissenschaft darbiere, sei zur Rettung seiner kleinen Tochter angewendet worden und so weit sein Urtheil reiche, verdiene Dr. Emilie Waldheim das uneingeschränkste Vertrauen. Baron Steinbrud hatte nun nichts Giltigeres zu thun, als diese höflichst und dringend zu bitten, die Behandlung seiner Frau definitiv zu übernehmen. Einige Tage vergingen. Die kleine Baroness Emilie von Steinbrud wurde feierlichst in der Gruft ihrer Väter beigesetzt, während Emilie bangend, mit blutendem Herzen an dem Lager der unglücklichen, jungen Mutter saß, welche eine dämonische Macht ihrem Kinde nachzuziehen schien. — — Clementine schwebte zwischen Tod und Leben.

Das heftige Nervenfieber, von welchem sie befallen war, nahm einen typhösen Charakter an und forderte Emiliens ganze Geistes-

kraft heraus. — Dr. Herda war selbst sehr leidend und war kaum zweimal gekommen. Uebrigens erklärte er, Nichts thun zu können, als Emiliens Anordnungen beizupflichten. Besonders staunte er über die objective Ruhe ihres Urtheils, über die nüchterne Klarheit ihrer Folgerungen, über die scharfsinnige Consequenz ihrer Beobachtungen. Und an ihrem schüchternen, anschiegenden Wesen an ihrer kindlichen Betrübniß, an ihrem Seufzen, an ihren verweinten Augen erkannte der erfahrene Beobachter doch wieder, es sei eben ein Mädchen, ein junges Mädchen, mit dem er es zu thun hatte. Mit verwundertem Kopfschütteln frug er, woher sie diese geistige Ruhe und Klarheit nähme. „Schwirrt Ihnen dann gar nichts durch das Köpfchen,“ meinte er, „was sonst den jungen, hübschen Fräuleins im Sinne liegt? — Ist es denn ganz — so ganze stille da drinnen?“ — Er tippte nach ihrer Herzgegend. „Denken Sie daran, Herr Doctor,“ erwiderte Emilie erröthend, „daß ich jahrelang, als Jüngling verkleidet, in der Fremde weilte, um meinen Studien zu obliegen, und den schwersten Kampf darum kämpfte, meine eigenthümliche Natur zu verleugnen. Längst habe ich es gelernt, mein persönliches Fühlen in den Hintergrund zu drängen, meine Empfindungen zu beherrschen, und mich in abstracten Gedankensphären zu bewegen. Die Wissenschaft war durch Jahre der einzige Quell meines geistigen Lebens — der Inhalt meines Daseins.“

„Nein, Sie sind doch ein Prachtmädchen,“ versicherte der alte Herr feurig, „ich sehe schon, es wird mir nichts übrig bleiben, als Ihnen meine Patienten zu vererben, ich finde nicht leicht einen würdigeren Nachfolger.“ — „Werden Sie nicht galant, Herr Doctor, Sie haben mir es versprochen,“ sagte Emilie mit schwachem Lächeln.

Indessen wurde Clementinens Zustand immer bedenklicher — neue, gefährliche Symptome stellten sich ein, der Baron verlor ganz die Fassung. Zwar war seine Zärtlichkeit für die Gattin ziemlich problematisch, aber das Bild der Todtkranken flößte ihm unbestimmte Schauer ein. — Emilie, obgleich fest überzeugt, daß sie das Wichtigste gethan hatte, beantragte, ein Concilium von Aerzten zusammenzuberufen. Steinbrück hatte sich der, von seiner Frau verletzten

Ärzte längst zu versichern gewußt, und noch am selben Tage versammelten sie sich. Dr. Herda und drei seiner renommirtesten Collegen. Baron Steinbruck empfing sie, Emilie war bei der Kranken, „Erlauben Sie mir eine Frage, meine Herrn,“ nahm Dr. Kohnhardt, ein Mann in mittlern Jahren von ernstem, schroffem Außern das Wort. „Ordinirt wirklich Dr. Emilie Waldheim bei der Frau Baronin?“ — Steinbruck und Herda bejahten. „Dann muß ich die Ehre, in diesem Falle consultirt zu werden, ablehnen,“ sagte Dr. Kohnhardt kalt, „ich erkläre mich principiell gegen weibliche Ärzte.“ Eine peinliche Pause des Staunens trat ein. „Wie können Sie Ihren Refüs, in Gemeinschaft mit Dr. Emilie Waldheim zu berathen, motiviren, geehrter Herr Collega!“ frug Herda nicht ohne Schärfe. „Die genannte Dame hat die vollständigste Berechtigung zur ärztlichen Praxis, sie wurde in diesem Hause zur Ordination gewählt, — was gäbe es dagegen rechtlich einzuwenden?“ — „Nur das Eine,“ versetzte Dr. Kohnhardt erregt, „daß wir hier nicht mit einer Person zu rechnen haben, sondern mit einem Princip. Nun meine ich aber, die Zulassung weiblicher Ärzte zur Praxis muß jedem denkenden Arzte die gewichtigsten, begründetsten Bedenken erregen. — Ich wenigstens halte die Frauen für die ernste Durchführung der ärztlichen Praxis durchaus ungeeignet — und deshalb glaube ich das Recht zu haben, die Collegenschaft Emilie Waldheim's abzulehnen. — Ich wiederhole, es handelt sich hier um das Princip, nicht um die Person.“ Nun stimmten auch die beiden andern Ärzte bei. Baron Steinbruck befand sich in der höchsten Verlegenheit, er entschuldigte und vermittelte mit seidenweichen Phrasen nach allen Seiten. Dr. Herda stampfte zornig mit seinem Krückenstock. „Ich zolle Fräulein Waldheim die höchste Achtung und Verehrung,“ rief er, „und sie verdient dieselbe in jeder Hinsicht, besonders hinsichtlich ihrer Berufsthätigkeit. Ich werde es nicht zugeben, daß man sie kränkt und beleidigt, und Sie dürfen es auch nicht Baron, hören Sie. — Und Sie, Herr Dr. Kohnhardt, mögen wissen, daß ich das, was Sie vorhin vorbrachten, dem Mädchen auch schon gesagt habe, — ich kann Ihnen deren Antwort nur wiederholen: Ehe wir die Frauen als ungeeignet für den ärztlichen Beruf erklären, müssen

wir einen Beweis dafür haben. Und der Beweis ist noch nicht geliefert, — denn Dr. Emilie von Waldheim ist der kenntnißreichste eifrigste, tüchtigste junge Arzt, welcher mir bisher vorgekommen.“ — „Das bezweifle ich nicht,“ nahm da Kohnhardt das Wort, „es ist eine Thatsache, daß dieses junge Mädchen Treffliches geleistet hat. — Aber es ist und bleibt ein — Weib und wird seine Natur nicht verleugnen. — Nicht die Begabung spreche ich ihr ab, — aber den sittlichen Ernst, die innere Festigkeit, welche zur vollkommenen Erfüllung solcher Berufspflichten nöthig ist. Sie wird ihren persönlichen Gefühlen die Herrschaft über ihr Urtheil einräumen, von denjenigen Collegen, welche ihr den Hof machen, wird sie sich beeinflussen lassen, ob sie als Aerzte etwas taugen oder nicht, — gegen diejenigen, welche ihr opponiren, wird sie kleinliche Intriguen einfädeln, — am Krankenbette gefährlicher Patienten wird sie Thränen haben, anstatt rationeller Mittel, — wenn ihr eine Cur mißlingt, wird sie den Kopf verlieren und so eum gratia ad infinitum! Das, meine Herren — haben wir von weiblichen Aerzten zu erwarten.“ — Die Anwesenden stimmten laut und überzeugt bei. Dr. Herda sagte: „Offen zu sagen, meine Herren Collegen, auch ich erwarte von den Frauen nichts Anderes — gar nichts Anderes — denn ich kenne sie. Aber ich muß mich dagegen verwahren, daß man ungerecht ist gegen meine hübsche, kleine Collegin. Bei meiner ärztlichen Ehre! — sie hat zu dem ganzen Sündenregister, was Sie da dem armen Kinde aufbürdeten, noch nicht die geringste Anlage verrathen, sie war voll Ernst und Eifer, ihr Urtheil von bewundernswerther Ruhe und Klarheit, — genug, ich ziehe meinen Hut vor ihr. Sollen wir das tüchtige, brave Mädchen die Schwäche ihres Geschlechtes entgelten lassen! Es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit! Ich will gerne zugeben, daß es eine vorübergehende verflackernde Begeisterung ist, welche ihr diese Kraft verleiht — die Frauen neigen ja zur Schwärmerci, — aber das ist kein Grund, das Mädchen zu bedrängen und zu verfolgen. — Wenn sie sich für den erwählten Beruf nicht eignet, wird man ihr das Vertrauen entziehen und die Sache schläft einfach von selbst ein. Meine lieben Collegen, — lassen Sie Emilie Waldheim ruhig und unbesorgt

gewähren. Sie ist ein schönes Mädchen, — sie hat Gefühl, — meine ganze Frauenkenntniß müßte mich trügen, wenn nicht in diesem schönen, wogenden Busen ein warmes, ein recht warmes Herz schlägt, — was fürchten Sie denn? — Ueber kurz oder lang verliebt sich einer ihrer jüngern Collegen in sie, — sie verliebt sich in ihn und ist für immer der medicinischen Wissenschaft unschädlich.“ Die Herren lachten und spendeten Beifall, der alte Doctor hatte sie überwunden. Nur Dr. Kohnhardt sah noch immer etwas finster drein; seine Würde schien es schlechterdings nicht ertragen zu wollen, mit einem jungen Mädchen im ärztlichen Conſeil zu ſitzen. „Na, rufen Sie uns nur die kleine Doctorin, Baron, sie mag für sich selbst sprechen,“ rief Herda zuversichtlich. — Die vier Aerzte gruppirten sich erwartungsvoll. Nach einer Weile erschien Emilie am Arm des Barons, welcher sich sogleich wieder entfernte. Schweigend schauten sie Alle auf die schlanke Mädchengestalt in dem knappanliegenden Trauerkleide, auf das tiefste, blasse, liebliche Frauenantlitz. Sie verneigte sich leicht und ein schüchternes, scheuer Blick aus den dunkelblauen Augen flog fragend über die Anwesenden, wie es ihre Gewohnheit war. Herda faßte ihre Hand: „Dr. Emilie Waldheim, meine liebe, geschätzte Collegin — Herr Dr. Kohnhardt, — Dr. Gund — Dr. Heidel, wir sind von Herrn Baron Steinbruck zu einer Consultation über den gefahrdrohenden Zustand seiner Gemahlin zusammenberufen, — wie Sie wissen.“ — „Mein Fräulein, — oder wie Sie sonst wünschen, daß man Sie titulirt,“ nahm Kohnhardt schroff das Wort, „Sie sind ein Neuling in der selbstständigen, ärztlichen Praxis, nicht wahr?“ — „Ja, mein Herr, ich habe sie in diesem Hause angetreten,“ erklang Emiliens ruhige, sonore Stimme. Mit verwunderter Frage ruhten ihre klaren Augen auf dem Sprecher. „Sehr wohl, mein Fräulein,“ fuhr dieser in hartem, rücksichtslosem Tone fort, „ehe wir unsere Besprechungen beginnen, erlauben Sie mir ein erklärendes Wort. Ich bin ein principieller Gegner der weiblichen Aerzte und werde Sie immer bekämpfen. — Daher wollte ich die Ehre ablehnen, mit Ihnen im Verein consultirt zu werden. Da ich aber hiesfür nur moralische, aber keine Rechtsgründe hatte, fügte ich mich der Majorität meiner geehrten

Collegen, welche gegen Ihre Aufnahme in unsern Conseil schließlich nichts einwandten. — Dies zur Aufklärung über unsere gegenseitige Stellung.“

Eine Pause trat ein. Alle blickten auf das leicht gesenkte Antlitz des jungen Mädchens, in welches ein leichtes Roth gestiegen war. „Sie wollen mir andeuten, daß ich nur geduldet bin — in Ihrer Mitte,“ sagte sie leise — Alle schwiegen, nur Dr. Herda brummte etwas vor sich hin. Mit fester, klarer Stimme fuhr sie fort: „Und Sie erwarten vielleicht von meiner weiblichen Bescheidenheit, — von meiner weiblichen Demuth — daß ich mich zurückziehe, daß ich den Platz Würdigeren überlasse. — Aber das kann und darf ich nicht, wenn ich nicht meinen Beruf verleugnen will. Ich habe Sie nicht zu scheuen, meine Herren, ich habe ein Recht, in Ihrer Mitte zu sitzen, — bis ich einen Anlaß gegeben habe, — mich des Vertrauens, welches man einem Arzte schenkt, — unwürdig zu erklären. Bis dahin werde ich Ihr Mißfallen ruhig ertragen.“ Sie nahm ihren Platz in dem kleinen Kreise ein. „Dann erstatten Sie uns gefälligst Ihren Bericht, als ordinirender Arzt,“ sagte Dr. Rohnhardt mürrisch. — Emilie that dies und sie gewann allso bald ihre Fassung und geistige Klarheit wieder, wie immer, wenn sie sich in einer rein wissenschaftlichen Sphäre bewegte. Besonders in diesem Falle fühlte sie sich sicher, — denn an Seeborn's Klinik hatte sie sich eine neue, aber trefflich bewährte Heilmethode typhöser Krankheiten angeeignet und bei Gelegenheit ihres Doctor-Examens war eine treffliche Abhandlung über solche von ihr in Druck erschienen. Sicher, gewandt und klar zeichnete sie den Gang der Krankheit und die dagegen angewandte Cur. — Dieselbe erschien den Aerzten neu und Dr. Rohnhardt ärgerte überdies die Sicherheit des jungen Mädchens. Hestig widersprach er, und legte seine Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Mittel dar. — „Die Methode hat sich in hundert Fällen bewährt,“ erwiederte Emilie ruhig, „auch Herr Dr. Herda stimmt mir bei, und ich könnte nie zugeben, daß der eingeschlagene Weg jetzt verlassen wird. Ich übernehme wenigstens die Verantwortung hiefür nicht.“ — Rohnhardt lächelte spöttisch. „Ich erwarte auch gar nicht, — daß Sie mir nachgeben könnten,

bin doch ich von Anfang Ihr Gegner, — wie könnten Sie mir dies verzeihen?“ — „Sie sind also der Erste, mein Herr, der Persönliches in unsere Discussion einfließt,“ antwortete Emilie mit unerschütterlicher Ruhe, „doch meine Herren wollen Sie sich jetzt nicht zu der Patientin begeben, um Ihre Beobachtungen vorzunehmen?“ — Und sie ging voraus in das Krankenzimmer. — Nach langen Debatten erklärten sich die Aerzte einstimmig für Emilie Waldheim's Ansicht, selbst Dr. Kohnhardt stellte seinen Einspruch ein. — In dem Ernst und dem Feuer der Besprechungen hatte man einigermaßen vergessen, daß man es mit einem jungen Mädchen zu thun hatte. — Zum Schlusse sagte Dr. Kohnhardt nur noch spitz zu Emilien: „Sie leisten jedenfalls Anerkennenswerthes für ein weibliches Hirn.“ „Ich glaube fast, Herr Doctor,“ erwiderte sie mit leichtem Lächeln, „die Natur hat sich bei mir vergriffen und mir ein männliches verliehen. Wenigstens war mein Hirn so wacker, mich nicht als Weib zu verrathen, als ich als männlicher Student an der Universität weilte. — Jedenfalls habe ich bei jenem Mißgriff der Natur mehr gewonnen, als Jener verlor, der nur mein weibliches Denkvermögen erwischte. Als Mann erwartet man von ihm Verstand in genügender Quantität und er kann darum mit mir zugleich zum Doctor promovirt worden sein.“ Sie wandte sich ab. „Das Mundwerk hat sie am rechten Fleck, darin verleugnet sie ihr Geschlecht nicht, — murmelte Kohnhardt ärgerlich. „Aber die Logik hat sie auch am rechten Fleck, Freundchen,“ lachte Herda vergnügt.

Die Krise in Clementinens Krankheit trat genau so ein, wie Emilie vorhergesagt, und gestaltete sich günstig. Die junge Frau verblieb in ihrer Behandlung. — Die Geschichte dieser Cur und der damit verbundenen Umstände verbreitete sich schnell in den ärztlichen Kreisen und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf Dr. Emilie Waldheim.

Anderweitige Rufe zu Patienten, besonders zu einigen gefährlichen Typhuskranken, gelangten an sie; der schwere erste Schritt war geschehen. Aber sie vermochte desselben nicht recht froh zu werden. Das Bild der kleinen, todtten Namensschwester wohnte mit

stiller, mahnender Wehmuth in ihrem Herzen und auch Clementinens Genesung brachte ihr nur neue, schmerzliche Empfindungen. — Als die junge Frau den Gebrauch ihrer Geisteskräfte wieder erhielt und der Umgebung einige Aufmerksamkeit zu schenken begann, theilte man ihr mit, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der Aerzte habe sie ihr Leben ausschließlich Emiliens Geschicklichkeit und aufopfernder Sorgfalt zu danken. — „Man sagt, Sie haben mir das Leben gerettet“, sagte sie zu dieser, sie mit trüben, umflorten Blicken betrachtend, „ach, ich kann Ihnen nicht danken. Schade, daß Sie sich um ein so werthloses Gut bemüht haben, welches für Niemand Bedeutung hat, am wenigstens für mich selbst. Weshalb konnten Sie mir nicht mein Kind erhalten, — o wie hätte ich Sie da gesegnet — aber jetzt!“ — Sie brach in Thränen aus. — „Ich habe meine Pflicht gethan,“ sagte Emilie tieftraurig. — „Die Wissenschaft, in deren Dienst ich stehe, hat ja keine Gewalt über die dunkeln Mächte, welche Ihr Kind entführten und Sie selbst in dieser Welt ließen. — Sie sind unerbittlich, jene ewigen Gesetze! O wenn Sie ahnten, wie ich ihr Kind betrauert habe,“ fügte sie leise hinzu, „wenn ein tief aus dem Herzen kommendes Thränenopfer das Bett der Todten schöner und friedlicher machen kann — dann ruht ihre kleine Emilie sanft und süß, und Sie können Ihr den ewigen Schlummer gönnen!“ „Das glückliche Kind, — Sie haben Recht,“ seufzte Clementine. Nach einer Pause reichte sie Emilien zögernd die Hand. „Sie sind ein engelgutes Wesen, Emilie, — ich habe Sie unverdient gekränkt, — aber vergeben sie mir, — Sie können nicht wissen, wie unglücklich ich bin; nun erzählen Sie mir, wie mein armes Kind verschieden ist — ich war ja nicht einmal bei ihm — ich Unglückliche!“

Mit tiefer Bewegung schilderte Emilie den Tod der Kleinen, Clementine lauschte stumm. „Also Sie werden mein Kind nie vergessen,“ wiederholte sie deren letzte Worte. „Dann sind wir eigentlich auf immer durch ein stilles Band verbunden.“ Stumm und traurig reichten sich die beiden Frauen nochmals die Hände.

Dr. Herda war selten mehr gekommen, seine Gicht machte es ihm fast unmöglich, das Haus zu verlassen. Er besuchte nur die

gefährlichsten Patienten und Clementine wußte er in den besten Händen. Als er das Einemal dieselbe ganz außer aller Gefahr, ja überraschend wohl fand, beglückwünschte er Emilien feierlich zu der glücklichen, ersten Cur, machte ihr aber den Vorwurf, daß sie so wenig lebensfreudig dreinschaue. „Das Bewußtsein erfüllter Pflicht ist Alles, was ich hier für mich selbst gewonnen,“ sprach Emilie ernst, „es ist mir nicht gelungen, das Kind Clementinens zu retten und ihr Leben hat nun wenig Werth für sie, — doch ich will nicht klagen — mein Muth ist darum ungebroschen. — Man muß der Illusion entsagen, persönliche Befriedigung aus einzelnen Fällen zu schöpfen, man muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, im Allgemeinen einer Wissenschaft zu dienen, welche die Verheerungen verderblicher Mächte einschränkt und große Leiden der Menschheit lindert. — Und so gehe ich denn entsagend, mit dem weihewollsten Ernst der weitem Erfüllung meiner Berufspflichten entgegen, um Alles zu thun, was ein guter Wille vermag.“ „Meine liebe Freundin,“ sagte der alte Doctor, von den seltsam ernstern Worten bewegt, — „es wäre eine engherzige Pedanterie, Ihnen bei Ihrem idealen Streben, bei Ihren großen Fähigkeiten nicht aus vollem Herzen unterstützend an die Hand zu gehen. Und ich will's auch thun. — Gerne gestehe ich es, — ich habe den Frauen nie Großes zugetraut und damit Sie sehen, daß ich ganz wahr bin, sage ich Ihnen in Ihr hübsches Gesichtchen hinein, daß ich auch auf Sie und Ihr Aussharren eben nach keine Häuser bauen will — aber dem Verdienst seine Krone! Augenblicklich wüßte ich Niemand, dem ich mit mehr Zuversicht und Vertrauen meine Patienten übergeben würde, als Ihnen, mein Kind. Wollen Sie mich vertreten, da ich doch heute oder Morgen meine Praxis einzuweilen einstellen muß?“ — „Ich werde mich bemühen, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen,“ sagte Emilie freudig bewegt und sie schüttelten sich mit herzlichem Einverständnis die Hände.

Drittes Capitel.

Im Berufe thätig.

Die Geschwister saßen in ihrer neuen, kleinen Wohnung beim Frühstück. — Sie hatten sich sehr, sehr einschränken müssen, waren doch ihre Subsistenzmittel beschränkt, und deren Verbesserung zu ungewiß.

„Der Kaffee ist aber doch zu schlecht, Emilie,“ sagte Emil, mißmuthig in seiner Tasse rührend und blickte vorwurfsvoll in das ruhige, ernste Antlitz seiner Schwester. „Du weißt, es geht nicht anders, Emil, unsere ganze häusliche Einrichtung entspricht genau unsern Mitteln.“ — „Ich begreife nicht, woher Du noch die Zeit und den Sinn zum Sparen nimmst. — Den Frauen muß dieses ökonomische Talent angeboren sein.“ „Ich spare gar nicht, Lieber, ich richte mich, oder besser uns — nur mit dem Nothwendigen ein. Thäte ich dies nicht, wäre die Basis für unsere kleine Häuslichkeit nur zu bald erschüttert, und ich fände hier in meinem einzigen, letzten Asyl nicht einmal das, was mein Lebenselement ist — Ruhe, Friede, Ordnung, die Behaglichkeit, welche das bescheidenste Zuhause bietet. — Sieh, das ist mein ganzes Sparsystem, die Liebe zum Hause. — Habe nur Geduld, — wenn Du ganz gekräftigt sein wirst, kannst Du eine Stelle in Ernst Rotte's Etablissement annehmen, wie sie für Dich angemessen ist. — Ich werde mir indessen meine Praxis einigermaßen begründet haben — und dann können wir uns wieder einigen Comfort gönnen, bis dahin mußt Du die Entbehrungen ruhig ertragen, wie ich sie ertrage.“ — Der junge Mann rührte noch immer in seiner Tasse, dann schob er sie von sich, lehnte sich in den Sessel zurück und seufzte: „Es ist mir entsetzlich, Emilie.“ „Was denn, lieber Emil, — der Kaffee?“ frug sie ruhig lächelnd. „Nein, — nein,“ erwiderte er hastig, „daß Du, meine Schwester — für Geld arbeiten sollst — das ist es. Wenn Du es noch aus Passion thätest.“ — „Du kannst das glänzende Honorar nicht ver-
gessen, „welches Baron Steinbruck mir schickte,“ sagte Emilie — „und doch — wie nothwendig, ach! wie nothwendig haben wir es

gebraucht! — Und Du, mein Freund, nimmst doch stets ohne Skrupel Deine Gage und nimmst ebenso Deine Pension! — Aber ich verstehe Dich, Emil — es kränkt Dich, daß Du nicht für mich sorgen kannst — und doch weißt Du, daß ich dies ebensowenig von Dir annähme, als von meinem Gatten. Es widerstrebt Dir, daß ich mein Wissen und Können für Geld verwerthe, und Du meinst vielleicht, es entspreche mehr dem Wesen der Frau, sich nur aus reiner Menschenliebe ihrem Nächsten zu weihen. Glaubst Du, ich hätte diesen Punkt nicht schon erwogen? Aber nur ein engherziger Goldmensch wird mir sagen können: „Was thust Du Dir darauf zu Gute, Deinen Nebenmenschen nützlich zu sein, wenn Du dafür entsprechend bezahlt wirst? Denn sieh, Emil, Dienste, wie sie der wahre Priester, der Rechtsgelehrte, der Dichter und Schriftsteller, der Arzt und andere Geistesarbeiter der Menschheit leisten, diese Dienste können mit Geld nicht bezahlt werden. Was das Publikum für uns thut, besteht nur darin, daß es uns die Mittel bietet, unsere materielle Existenz zu sichern, da wir, um geistig thätig sein zu können, nicht physische Noth leiden dürfen. Ebensowenig aber bleibt uns das Publikum etwas schuldig, denn nur in Bezug auf dasselbe stellt sich unser Werth als thätige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft dar. Und darum ist es nichts Demüthigendes für uns, wenn ich von meinen Patienten ein entsprechendes Honorar empfangen. Nun, läßt Du mich jetzt ruhiger gehen, Emil?“

Emilie hatte sich während dieser Worte zum Ausgehen gerüstet, denn das Coupé Dr. Herda's, welches sie als seine Stellvertreterin benützte, war vorgefahren. Sie stand vor Emil und reichte ihm zum Abschied die Hand. Er schaute prüfend in ihr mildes, ruhiges Antlitz, welches der düstere Trauerschleier seltsam umrahmte. „Es widerstrebt Dir wirklich gar nicht, ganz und gar nicht, Emilie, so in das öffentliche Leben hinauszutreten, im Dienste des Publikums zu stehen? Sag es mir doch offen!“ Das junge Mädchen schwieg eine Weile und senkte die Augen nieder. „Sieh, es widersprecht doch Deiner Natur, mein Herz,“ sagte er mitleidig. „Mein Beruf nicht,“ erwiderte sie fest, „aber Du vergißt eines, Emil, ich muß mir ihn erst erkämpfen, ich bin hier die erste Frau,

die ihn übt. Mißtrauen und Mißbilligung begegnen mir nach allen Richtungen und das macht meine Laufbahn allerdings dornenvoll. Aber ich hoffe, es wird einst besser werden. Und nun Adieu, mein Freund!"

„Adieu, Emilie,“ er drückte beklommen die Hand der schönen, muthigen Schwester, welcher gegenüber er einen leisen Selbstwurf, eine Regung von Demüthigung und Scham nie ganz ausdrücken konnte. Emilie ging. Er nahm eine Zeitung zur Hand und las, aber er konnte mit dem Blatte nicht zu Ende kommen, denn seine Gedanken begleiteten Emilie. Da klopfte es an der Thür und ein fremder, junger Mann von distinguirtem Außern trat ein. Er trug ein fremdartiges Reisecostüm, welches das Charakteristische seines edlen, markirten Antlitzes noch hervorhob. Mit auffallendem Interesse schweifte sein Blick durch das kleine Zimmer und über Emil's Erscheinung, während er mit besangener Stimme sein Eindringen entschuldigte und nach Fräulein von Waldheim frug. „Meine Schwester hat bereits vor einer Stunde die Rundfahrt zu ihren Patienten angetreten. Gegen Mittag wird sie zurückkehren, da um zwölf Uhr ihre Ordinationsstunde beginnt. Aber mein Herr, ich habe nicht das Vergnügen, mich Ihrer zu erinnern,“ sagte Emil ablehnend, denn der junge Fremde fixirte mit bewegter Aufmerksamkeit sein Gesicht. „Sie ist denn so ernstlich mit ihrem Berufe beschäftigt,“ rief er erregt und dann setzte er wie in Gedanken verloren hinzu: „und Sie, ja Sie sind ihr Bruder.“ „Ja mein Herr, ich bin wirklich der Bruder meiner Schwester,“ sprach Emil spöttlich, „ich bin Emil von Waldheim, was belieben Sie in Bezug auf diese Thatsache für Wünsche zu haben?“ „Emil von Waldheim,“ wiederholte der Fremde lächelnd, dann entschuldigte er nochmals die Störung, stellte sein Wiederkommen in Aussicht und ging. Emil begab sich ärgerlich zu seiner Lectüre zurück.

Indessen setzte Emilie ihre Krankenbesuche fort, welche ihre Geisteskraft und ihren Muth so sehr auf die Probe stellten. — Dr. Herda hatte sie öffentlich und feierlich zu seiner Stellvertreterin ernannt und ihr dadurch in den Augen des Publikums den größten Beweis collegialischer Achtung gegeben. Dennoch war ihre Stellung

eine schwierige, eine sehr schwierige, denn unter ihre Patienten gehörten meistens Damen der vornehmen Welt, welche sich mit der Thatsache, daß die Tochter eines adeligen Officiers öffentlich einen solchen Beruf ausübte, nicht befreunden konnten und welche überdies in ein junges Mädchen mit so „abenteuerlicher Vergangenheit“ kein rechtes Vertrauen zu setzen vermochten. Emilie hatte erfahren müssen, daß der vorurtheilsvollste Theil von Dr. Herda's Patienten ihn und seine junge Stellvertreterin rücksichtslos über Bord warfen und andere Aerzte wählten. Die Uebrigen empfingen Emilie Waldheim aber meist zaghaft, mißtrauisch, unsicher. Wie sehr beglückwünschte sie sich nun dazu, daß sie mit so eisernem Fleiß sich ihren Studien gewidmet und nun wenigstens die Befriedigung hatte, in ihrer Thätigkeit nicht schwankend und unsicher zu erscheinen. Sie wußte, in ihr Können vermochte man kein gerechtfertigtes Mißtrauen zu setzen, dasselbe galt nur ihrer Person und darum ließ sie sich nicht entmuthigen. Hatte sie es doch dem theuren, verstorbenen Vater gelobt, fest zu bleiben. Sie gedachte seiner, wie er allen Widerwärtigkeiten, die ihn im Kampf um seine schönen Zwecke verfolgten, Trotz geboten; sie drängte alles Zagen und Bangen muthig zurück und ertrug mit ruhiger Würde das Vorurtheil, welches ihr feindlich entgegentrat. Ohne daß sie sich darüber klar wurde, war dies das beste Mittel, dasselbe niederzuschlagen. Das junge, schwarzgekleidete Mädchen mit dem tiefen, trüben Ernst in dem geistvollen Antlitz, der selbstbewußten Ruhe in der ganzen Erscheinung, dem sichern, einfachen Wesen, dem klaren unbeirrbaren Urtheil, wirkte vertrauenerweckend, obgleich sich manche der vornehmen Damen gegen diesen Eindruck sträubte. Emilie saß jetzt an dem Bett einer alten, an heftigem Rheumatismus leidenden Dame, einer Generalswitwe. Die Kranke war sehr mürrisch, sehr ungeduldig, sehr ungeberdig; schon Dr. Herda hatte über sie geklagt. Heute befand sie sich überdies übler und wie Emilie erkannte, in Folge eines eigenmächtigen Abweichens von ihren Vorschriften. Emilie machte die Kranke freundlich, aber fest darauf aufmerksam. „Meine Liebe, hören Sie einmal,“ rief die Kranke ärgerlich, „es ist doch curios, daß ich einem

solchen jungen Mädcl folgen soll, wie unserem alten Doctor. Wissen Sie denn, daß Sie meine Enkelin sein könnten?"

„O ja, Frau Generalin,“ erwiderte Emilie ruhig, „und wenn Sie daran Anstoß nehmen, daß ich ein Mädcl und noch jung bin, so steht es Ihnen ja frei, mich zu verwerfen. Aber wenn ich nicht einigermaßen tauglich wäre, Dr. Herda zu vertreten, hätte er mich hiezu nicht berufen.“ „Aber Tante,“ warf die Pflegerin der Kranken, ein junges, schüchternes Mädcl ein, „Du vergißt, daß Dir das Fräulein neulich ganz von Deinen Schmerzen geholfen hat, nur gestern —“ „Sei still, Du bist ein naseweises Ding und möchtest wohl auch Doctor werden,“ brummte die alte Dame, „der alte Herda ist ein Narr, der wegen eines hübschen Gesichtes jede Thorheit begeht. Gescheidt sind Sie genug, mein Fräulein, das zweifle ich nicht, nur zu gescheidt — aber trotzdem gehören Sie wo anders hin. Wären Sie hübsch zu Hause geblieben, anstatt Student zu werden, hätte sie längst ein ordentlicher Mann heimgeführt und Sie hätten Niemanden zu pflegen als ihn und Ihre Kinder. Das Curiren könnten Sie den Männern überlassen.“ „Ich thue dies denn bei Ihnen, Frau Generalin,“ sagte Emilie sanft, indem sie sich erhob. „und ich hoffe von Herzen, dieser Wechsel wird Ihnen so bald Linderung von Ihren Leiden bringen, wie ich mich bemühte, sie Ihnen zu verschaffen.“

Die alte Dame erhob den Kopf und sah etwas verdutzt drein, sie hatte wahrscheinlich gedacht, mit diesem „jungen Mädcl“ brauche man keine Umstände zu machen. Die arme, junge Pflegerin begann zu weinen. „Wir haben es schon mit so vielen Aerzten versucht,“ schluchzte sie „und es ging mit Keinem. Jetzt wollen auch Sie uns verlassen, Fräulein und Sie waren so gut.“ „Wenn Ihre Tante einmal meinen sollte, daß ich doch am Besten getaugt hätte, wenn ihr andere Aerzte nicht entsprechen, können Sie mich ja zurückrufen. Meine Berufspflicht verbietet mir, das in meine Person gesetzte Mißtrauen nachzutragen,“ sagte Emilie freundlich. „Es ist wahr, die männlichen Doctoren zusammen haben mir bis jetzt nicht viel geholfen,“ meinte die Kranke leise einlenkend. „Dann ist es natürlich, daß Sie von einem jungen Mädclen umjoweniger Hilfe erwarten,“

erwiederte Emilie lächelnd. „Dachte auch nicht, daß eine alte Frau wie ich, so einem jungen Ding nicht einmal etwas sagen dürfe,“ raisonnirte die Kranke weiter, „nun, wenn Sie nicht mehr kommen wollen, so kommen Sie nicht mehr — ich muß schon sehen, wie ich fertig werde.“ Sie kehrte sich der Wand zu. „Ich will gern alle guten Lehren von Ihnen annehmen,“ sagte Emilie, „aber wenn Sie fürchten, daß ich Sie unverständig behandle“ — „Das habe ich ja gar nicht gesagt,“ erklang es von dem Bette her. „Ich werde wiederkommen, wenn Sie es wünschen,“ sprach Emilie ernst, „aber ich muß dann bitten, sich meinen Vorschriften pünktlich zu fügen.“ Die alte Dame murmelte etwas vor sich hin, das junge Mädchen blinzelte Emilien beschwichtigend zu, diese gab noch einige Anweisungen und ging dann, von der freundlichen Pflegerin geleitet, welche ihr mit Thränen für ihre Geduld und Nachsicht dankte. „Ach, die Tante ist so ungeduldig und ungefügig,“ klagte sie, „kein Arzt behandelt sie gern, aber nicht wahr, Sie werden ausharren, Fräulein, Sie werden gewiß mehr Geduld und Einsicht haben, als die Herren.“ „Wenn Ihre Tante mich nicht fortschickt, werde ich mich nicht von Ihnen beschämen lassen,“ versicherte Emilie freundlich. Die junge Pflegerin klagte noch eine Weile über ihr schweres Amt und als Emilie ihr mancherlei Rathschläge gab, dankte sie Gott, nun Jemand gefunden zu haben, der so einsichtig sei, und die beiden Mädchen trennten sich im herzlichsten Einverständniß. Der nächste Besuch, den Emilie jetzt machte, galt einer jungen, vornehmen Dame, der Gattin eines reichen Industriellen, einem „Stern“ am Himmel der feinen Gesellschaft. Die schöne Leidende lag in einem höchst koketten Negligé auf einem Ruhebett ihres eleganten Boudoirs, musterte Emilie mit großem Interesse und klagte über große Abspannung, Appetitlosigkeit, nervöse Reizbarkeit u. s. w. Die Aerzte hätten ihr Zerstreuung als das beste Mittel empfohlen, aber sie fühle sich meist zu sehr angegriffen, sie könne sich mit nichts beschäftigen. Emilie stellte einige Fragen über ihre Lebensweise und da die Antwort nach ihrem Erwarten ausfiel, sagte sie ernst: „Ihr Leiden ist leider ein weit verbreitetes unter der Frauenwelt. Es entspringt aus dem Mißverhältniß, welches zwischen Ihren geistigen und körperlichen Kräften

und Ihrer Lebensweise besteht, die Ihnen verordnete „Zerstreuung“ ist ganz übel angebracht, denn sie nützt sich erstens für jeden denkenden Menschen ab und schadet ferner noch mehr der Gesundheit. Ihnen und allen Ihren Leidensgenossinnen ist etwas sehr Einfaches zu empfehlen: Machen Sie recht viel Bewegung, gehen Sie bei jedem leidlichen Wetter täglich ein bis zwei Stunden spazieren, essen Sie einfache nahrhafte Kost, tanzen Sie nicht unmäßig und was das Dringendste ist: Suchen Sie sich eine nützliche Beschäftigung, arbeiten Sie! Ich glaube Ihnen dann mit Gewißheit versichern zu können, daß Ihr Leiden verschwinden wird.“ Die junge Dame lächelte spitz. „Mein Fräulein, erlauben Sie, ich dünkte, Ihr Beruf erforderte, daß Sie sich einigermaßen in die Verhältnisse Ihrer Patienten zu versetzen wüßten.“ „Ich lasse mir allerdings von Verhältnissen nicht unmäßig imponiren,“ erwiderte Emilie ebenfalls lächelnd, „aber wie ich glaube, unterschätze ich dieselben nicht; doch sehe ich nicht ein, welche Verhältnisse Sie verhindern sollten, eine gesunde, naturgemäße, rationelle Lebensweise zu führen. Aber ich ahne, daß Sie an dem Wort „Arbeit“ Anstoß genommen haben, ich verstand es allerdings im weitesten, edelsten Sinne. Was könnte Sie wohl abhalten, eine Kunst, eine Wissenschaft oder wenigstens eine künstlerische Fertigkeit *e r n s t* und *s y s t e m a t i s c h* zu betreiben? Oder wenn Sie hiezu keinen Sinn oder keine entsprechende Anlage haben, erfassen Sie eine gemeinnützige Thätigkeit, gründen Sie einen Volkskindergarten, eine Dienstbotenschule, eine Fortbildungsanstalt für begabte Kinder weiblichen Geschlechtes, ein Asyl für mittellose, alleinstehende Frauen, alles Dinge, die noth thun und die anzuregen einer Dame in Ihrer Lebensstellung besonders nahe liegt. Oder wenn Ihnen dies nicht entsprechend ist, nehmen Sie thätigen Antheil an dem Geschäfte Ihres Gatten, bemühen Sie sich um das Wohl des Arbeiterpersonals in seinen Diensten — das und Aehnliches meinte ich unter der Arbeit, die ich Ihnen empfahl.“ „Ich bedauere recht sehr, mein Fräulein,“ sagte die junge Frau in hinsterbendem Tone, „daß Sie mein Leiden so wenig zu beurtheilen wissen. Ich erkläre Ihnen, ich bin durchaus ungeeignet zu solchen Anstrengungen.“ „Nachdem ich Ihren Gesundheitszustand geprüft,“ erwiderte

Emilie, „kann ich versichern, daß Sie Ihnen sehr wohl gewachsen sind, sofern Sie nur wollen.“ „Mein Fräulein,“ rief die Dame ziemlich kräftig, „das hat mir noch kein Arzt zu bieten gewagt.“ „Da Sie sich meinem Standpunkt so wenig fügen,“ sprach Emilie, „so kann ich Ihnen von dem Ihnen aus nur den relativ besten Rath geben, daß Sie sich einen Arzt wählen, der zugleich ein angenehmer Gesellschafter ist und Ihnen so durch Ihr Leiden zugleich die erforderliche Zerstreuung bietet.“ Sie empfahl sich kurz.

Der nächste Besuch bot Emilien endlich einen freundlicheren Eindruck. Er galt einer, ihr von Dr. Herda warm empfohlenen Patientin, einem etwa sechzehnjährigen Mädchen, welches an einem schmerzlichen, innern, unheilbaren Leiden dahinsiechte. Es galt hier nur, die Schmerzen der jungen Kranken zu lindern und ihre Kräfte zu heben. Emilie hatte die arme, dem Tod verfallene Alma gleich in ihr Herz geschlossen und in der feingebildeten, gemüthvollen Familie erholte sie sich an Geist und Gemüth.

Das franke Mädchen hatte sich über Dr. Herda's Rücktritt von seiner Praxis sehr gekränkt, ja die ganze Familie trauerte darüber: Wie unendlich schwer fiel es ihnen, nun einen fremden Mann in Ihre Leidensgeschichte einzuweihen, die so tief in ihr innerstes Leben eingriff, wie schmerzlich war es ihnen, in den engbegrenzten Lebenskreis des schwergeprüften Mädchens einen Fremden einzuführen, von dem sie ungewiß waren, welchen Eindruck er auf das zartbesaitete Wesen des jungfräulichen Kindes machen würde. Da trat Emilie in den Kreis der bangen Familie. Anfangs blickten Alle zagend und verwundert auf das schöne, ernste Mädchen, von welchem man so viel sprechen gehört, auch Emilie war schüchtern und zurückhaltend, aber ihre hingebende Theilnahme für ihre Schutzempfohlene durchbrach bald die Schranken und mit dem schnellen Einverständnis, mit welchem Bildung und wahres Empfinden sich finden, erkannten Alle, Emilie gehöre nicht nur mit ihrem Wissen, sondern mit ihrem ganzen liebevollen Frauenherzen ihren Patienten. Schnell wurde sie die Theilnehmerin der stillen Sorgen der Familie, sie fühlte, sie lebte Alles mit, bald gehörte sie der frankten Alma mit jener harmlosen, lieblichen Freundschaft an, welche zwischen

jungen, offenherzigen, unschuldigen Mädchen obwaltet. Emilie wurde stets von der ganzen Familie mit Liebkosungen und Aufmerksamkeiten überschüttet und ihr Erscheinen mit allgemeiner Freude begrüßt. Ihre persönliche Liebenswürdigkeit verursachte dies nicht allein, denn Alle wußten, daß Emilie nicht nur Alma's Krankheit ihre Aufmerksamkeit schenkte, sondern ebenso den trüben, damit verknüpften Umständen. Alma's Mutter und Schwester, ihre Pflegerinnen, sie lebten in dem wohlthuenden Gedanken auf, daß die treue Helferin, von der das Wohl des kranken Mädchens mittelbar abhing, ein ihnen gleichstehendes, gleich empfindendes Wesen sei, welches ihr Sorgen und Bangen so gut verstand.

Emilie saß neben der jungen Leidenden, hielt deren Hand in der ihren und erkundigte sich mit sorglicher Theilnahme nach ihrem Befinden. Alma sah im Zimmer umher, ob sie allein seien, dann sagte sie leise: „D es ist doch gleich, Emilie, — ich weiß ja längst, daß ich sterben muß.“ Emilie sah wehmüthig in das kränkliche, unschöne Antlitz des jungen Mädchens, dann sprach sie weichmüthig: „Alma, die geheimnißvollen Kräfte, von denen unser Leben abhängt, sind unerforschlich. Wenn sie auch von ewigen Gesetzen abhängen, über welche das Wünschen und Streben des Einzelnen keine Gewalt hat, so darf man doch hoffen und vertrauen, so lange sie ihre geheimnißvolle Thätigkeit nicht eingestellt haben. Soweit es der Wissenschaft vergönnt ist, diese Thätigkeit zu beeinflussen, wird gewiß alles gethan werden, Ihr junges, hoffnungsvolles Leben zu erhalten. Sie müssen längst wissen, wie lieb ich Sie habe, Alma, wie sehr mir Ihr Wohl am Herzen liegt.“ Das kranke Mädchen lauschte mit großen Augen diesen ernstern Worten. „Ich weiß es, Emilie, Sie sind so gut, obgleich Sie so große Gedanken haben. Es wäre sehr schön gewesen, wenn Sie mich hätten retten können.“ „Ich würde ebenso glücklich sein, als Sie selbst, Alma, als die Ihren.“ „Ist das Leben denn so schön?“ frug Alma leise. „D nein, es ist oft schwer und düster,“ erwiderte Emilie sinnend, „aber wir sollen leben und der Tod ist nur das Endresultat, das traurige Unterpfang unserer Menschlichkeit. Es gab Augenblicke, wo ich selbst gern gestorben wäre, und doch habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, die

Macht des Todes einzuschränken und sehen Sie, Alma, darüber vergesse ich meine Schmerzen und mit ihnen den Wunsch zu sterben, Und darum wollen wir hoffen, daß Sie gesund werden, auch ich werde damit wieder ein neues Leben erhalten.“ „Liebe, gute Emilie,“ sagte das kranke Mädchen langsam und sah freundlich und friedlich zu ihr auf. Der schöne Einklang von Emilien's Ideen, ihr ruhiges, liebevolles Wesen that dem wunden Gemüth der Armen wohl, obgleich sie ihrem Gedankengang nicht so lebhaft zu folgen vermochte. Wie von einer leichten Ermüdung ergriffen, schloß Alma die Augen. Emilie blickte stumm und sinnend in das blasser, matte Mädchenantlitz, auf welches der Tod bereits seinen bleichen Schatten geworfen, der Tod, der unerbittliche Tod. Die Uhr tikete einsörmig durch die Stille, die Zeit eilte mit geräuschlosem Schritt an diesen beiden Mädchenbildern vorüber, für das Eine, das bleiche, kranke Wesen, hatte sie nur noch wenige Sandkörner verwahrt, es war bestimmt, in den dunklen, namenlosen Abgrund zu sinken, vor welchem die Zeit stille steht, für das andere, das blühende, gedankenvolle Mädchen bewahrte sie noch eine lange Reihe von Tagen rühriger Arbeit.

Emilie stand leise auf, küßte die Stirn ihrer kranken Freundin, und ging geräuschlos. Die Pflicht rief sie weiter.

Bald darauf stand sie in einem elegant eingerichteten lauschigen Gemache, in welchem eine dicht umschleierte Wiege stand. Hier wohnte ein junges, vornehmes Ehepaar und die Wiege barg deren krankes Kind, das erste und einzige.

Emilie hatte dem kleinen Wesen die liebevollste Sorgfalt gewidmet, bis spät in die Nacht war sie am verflohenen Tage an seiner Seite gewesen, um schließlich die letzten entscheidenden Mittel anzuwenden. Dann war sie mit ziemlich viel Hoffnung gegangen. Und doch begegneten ihr gestern die Eltern mit steifer, zurückhaltender Höflichkeit, welche sie unschwer zu deuten wußte. Freilich ging dies besonders von dem Herrn des Hauses aus, dem schroffen, stolzen Cavalier. Die zarte, schöne, blonde Frau wagte der jungen Doctorin nur mit schüchternen Freundlichkeit zu begegnen und immer wieder blickte sie fragend nach dem strengen Gatten. Und doch eilte sie heute Emilien mit der Mittheilbarkeit des Glückes entgegen

und faßte ihre Hände: „Denken Sie, Fräulein, der Kleine ist fast ganz wohl und munter, Sie werden staunen!“ Emilie flog voll Freude an die Wiege des Kindes und überzeugte sich von der auffallenden Besserung. „Die kleine Emilie ist gesüht,“ flüsterte sie, nahm den Kleinen mit strahlendem Lächeln in die Arme und überschüttete ihn mit Liebkosungen und schelmisch-zärtlichen Worten. Die junge blonde Frau weinte fast vor Freude und Rührung. Emilie trug indessen das hübsche Kind lachend und tändelnd im Zimmer herum, trommelte an die Fensterscheiben, machte ihm allerlei Spielereien vor und ergözte sich an den munteren hellen Augen des Kleinen, mit welchen er bald sie so ernsthaft anschaute, bald ihren Geberden folgte. Da, während die junge Frau eben den weitem Verlauf der Nacht schilderte, bemerkte Emilie erst, daß dort in der Fensternische gelehnt, der Herr des Hauses stand und mit seinem strengen, stolzen Blick jede ihrer Bewegungen verfolgte. Freilich sah er heute etwas milder und nachsichtiger aus, und während er das schöne Mädchen beobachtete, konnte er sich einer wärmeren Theilnahme für die Mutterin seines Kindes nicht entschlagen, aber Emilie fühlte sich dennoch von seinem Blicke, als hätte er ihre innersten Empfindungen entweiht, unangenehm getroffen. Mit einer leichten Verlegenheit kämpfend, legte sie das Kind in die Wiege zurück und gab mit gedämpfter Stimme der jungen Frau weitere Verhaltensmaßregeln. „Nie, nie, mein liebes Fräulein,“ versicherte diese, Emilie herzlich unarmend, „werde ich Ihnen diesen Tag vergessen,“ und flüsternd setzte sie hinzu: „Und allen Müttern, welche um kranke Kinder bangen, werde ich sagen, nur bei Ihnen sollen sie Hilfe, Trost und Theilnahme suchen.“ Sie trocknete ihre Augen. „Gott segne Sie, mein liebes Fräulein, und gebe Ihnen Muth und Kraft zu Ihrem schönen Berufe.“ Indessen war auch der Herr des Hauses herangekommen, offenbar fühlte er sich auch gedrungen, ein Wort des Dankes zu sagen, obgleich er seiner Frau wegen ihrer überschwenglichen Freundlichkeit einen verstoßen strafenden Blick zuwarf. Doch Emilie hatte dies wohl bemerkt, als er daher förmlich begann: „Mein Fräulein, ich fühle mich gedrungen“ — fiel sie ihm hastig in's Wort: „Mein Herr, bitte, ich verwahre mich entschieden gegen jedes

Wort des Dankes.“ Der junge Mann schwieg betroffen, es war so sichtlich, daß Emilie den erzwungenen, conventionellen Dank richtig zu würdigen wußte. Mit einer raschen, entschlossenen Geberde, die ein wenig, ein ganz klein wenig an ihre Studentenrolle erinnerte, stülpte sie ihr kleines, schwarzes Strohhütchen auf, nahm ihre Handschuhe und empfahl sich kurz. „Stolzes Mädchen,“ hörte sie noch in unsicherem Tone sagen, während sie die Thüre schloß. Nun eilte sie zu der Kaufmannsfrau, an deren fünfjährigen Söhnchen sie eine einfache Halsoperation zu vollziehen hatte. Sie hatte diesen kleinen Patienten nicht von Dr. Herda übernommen, sondern man hatte sie rufen lassen, weil der Hausarzt der Familie mit dem grenzenlos verzogenen und eigensinnigen Kinde nicht fertig werden konnte und Gefahr im längern Verzuge lag. Emilie fand, was sie erwartet hatte, ein unordentliches Zimmer, eine müßig wehklagende Frau in schmutzigen Kleidern und ungekämmtem Haar, ein eigensinniges ungeberdiges Kind, welches man mit einem Wust von Spielzeug und andern lockenden Dingen vergebens firre zu machen versucht hatte. Der Arzt, ein verständiger, einsichtiger Mann, erklärte Emilien, die Behandlung kranker Kinder müßte seiner Ansicht nach vor Allem Frauen überantwortet werden, da diese auf das Wesen derselben besser einzugehen wüßten. Es gelang Emilien durch Geduld und liebevollen Ernst dem kleinen Fritz genug zu imponiren, um an ihm mit leichter geschickter Hand die Operation zu vollziehen und sie ging, geleitet von Versicherungen collegialischer Hochachtung von Seiten des Arztes und von Dankesäußerungen der glücklichen Mutter, welcher letzteren einige Winke zur Aenderung ihres Erziehungssystems zu geben, sie jedoch nicht umhin konnte. Noch einen Besuch hatte Emilie heute wie alltäglich vor, der ihr besonders am Herzen lag. Es war ein kleines, kahles, nothdürftig eingerichtetes Zimmerchen in einem entlegenen Stadttheil. Dort lag eine hagere, vermagerte Frauengestalt mit einem spitzen, abstoßenden Gesichte auf einem Bette, ächzend und mit sich selbst redend. Mit lieblichem Lächeln trat Emilie ein und begrüßte die Kranke voll herzlicher Theilnahme. „Ich komme heute spät, Fräulein Ammon, nicht wahr?“ rief sie, indem sie sich neben dem Bette niederließ, „ich hatte heute viel zu

thun. Aber nun kann ich wohl eine Weile bleiben, nun, wie geht es Ihnen denn?“ „Ach gut, gut, wenn Sie nur da sind,“ jammerte die Kranke im weinerlichen Tone, „ach, so gottverlassen zu liegen und zu leiden, wenn sich keine Seele um Einen kümmert, wenn man leben oder sterben kann, ohne daß Jemand danach fragt — es ist ein Elend, sage ich Ihnen, ein Elend. Meine Nichte ist wieder nicht gekommen, o diese Linda hat kein Herz, kein Herz. Niemand sieht nach mir, als Sie, Fräulein Emilie, Niemand auf der weiten Gotteswelt,“ so klagte die Kranke fort. Emilie's Augen füllten sich mit Thränen, während sie die Unglückliche mit warmen Liebesworten zu trösten suchte. Denn Emilie dachte, daß auch sie ein solches verlassenes, unseliges Geschöpf hätte werden können, wie diese Bedauernswerthe. Auch Friederike Ammon war aus guter Familie und mit Ansprüchen an Glück und Liebe erzogen, aber sie hatte kein Vermögen und es war ihr auch nicht gelungen, sich durch eine Heirat zu „versorgen“. Ihr Nefse und ihre Nichte, bei welchen sie früher ein Asyl gefunden, brauchten sie nicht mehr und nun lebte sie allein und kümmerlich von der Gnade der herzlosen Geschwister. Um nicht ganz von ihnen vergessen zu werden, war sie ihnen hierher gefolgt, ohne ihre Lage sehr zu verbessern. Nun lag sie mit mangelhafter Pflege krank darnieder, das elendeste Geschöpf unter der Sonne. Ja, Emilie dachte, auch sie hätte ein solches Loos erdulden können, wenn ihr Vater sie nicht zur Selbstständigkeit erzogen und darum ergriff sie der Anblick und die Klagen des alten Fräuleins so sehr, und sie weihte der Bedauernswerthen die hingebendste, liebevollste Sorgfalt. „Fräulein Emilie,“ begann die Kranke jetzt, nachdem sie über ihr Befinden eingehende Auskunft ertheilt, „ich wollte Ihnen schon lange sagen, daß Sie sich vor meinem Nefsen hüten sollen. Er redet übel von Ihnen.“ Emilie lächelte sorglos. „Was könnte er mir anhaben? Ich habe das Urtheil der Welt nicht zu fürchten.“ Die Kranke seufzte und stöhnte jämmerlich. „Sie sind ein unschuldiges, harmloses Kind,“ erwiederte sie, „obgleich Sie schon ein Stück Leben gesehen haben. Aber wenn man Sie nicht kennt, Fräulein Emilie, spricht man nur zu leicht über Sie ab. Ich muß es Ihnen nur einmal sagen, es drückt mir das Herz ab, es läßt mich oft

genug in der Nacht nicht schlafen, ich selbst habe manche Rederei meines Neffen über Sie herumgetragen, ohne mir etwas Besonderes dabei zu denken. Man schwätzt mit dem, mit Jenem eine Weile, um die Zeit fortzubringen und da spricht man so nach, was man hört, Gott verzeihe mir's! Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß Sie sich in meinem größten Glend meiner annehmen würden — lieber Himmel, was ist man doch für ein elendes Geschöpf.“ — „Machen Sie sich keine Skrupel, so ein Bißchen Stadtgeschwätz kann mir nichts schaden,“ tröstete Emilie freundlich, „und im Uebrigen thue ich ja nur meine Pflicht bei Ihnen. Lassen wir die Sache ruhen.“ Sie begann, um die Kranke zu zerstreuen, von etwas Anderem zu plaudern und räumte dabei ein wenig in dem Stübchen auf und ordnete dies und jenes, um für die Pflege der Leidenden einigermaßen vorzuzorgen. Da trat das Mädchen ein, dem die so mangelhafte Wartung derselben oblag und meldete, es sei ein Herr draußen, welcher Fräulein Waldheim dringend und eiligst zu sprechen wünsche. Emilie ging hinaus auf den Corridor und fand dort zu ihrem Erstaunen Ernst Rotte. „Ich fliege hierher, da ich weiß, daß Sie um diese Stunde gewöhnlich hier zu treffen,“ rief er athemlos, „Marianne ließ aus Unvorsichtigkeit den Ärmel ihres Kleides in Brand gerathen und sie hat schreckliche Wunden davongetragen. Nicht wahr, Emilie, Sie kommen gleich, gleich zu dem armen Mädchen?“ Er faßte ihre Hand, um sie fortzuziehen. „Gleich, gleich,“ rief Emilie erschrocken, „die arme, arme Marianne, aber“ — sie stockte plötzlich „Professor Ammon, werde ich ihn nicht bei Ihnen begegnen?“ „Ich erkenne Sie nicht, Emilie,“ rief Ernst mit leisem Vorwurf, „Sie werden doch aus Scheu vor Ammon, einer Scheu, die ich gar nicht begreife, mir diese Bitte nicht abschlagen?“ „Sie haben Recht,“ sagte sie leicht erröthend, „ich vergaß meine Berufspflicht — gleich folge ich Ihnen.“ Bald darauf war Emilie um Marianne beschäftigt, ihre Wunden verbindend und das weinende, bebende Mädchen tröstend und beruhigend.

Emilie hatte die Familie Rotte bisher ziemlich gemieden, da sie wußte, daß Ammon zu derselben in vertraulichen Beziehungen stand und mit Marianne so gut wie verlobt war. Doch war man

hr jetzt freundlich entgegengekommen, denn der Schreck und die Verwirrung waren groß. Besonders Frau Rotte zerfloß in Jammer und Entsetzen und Emiliens ruhige, besonnene Freundlichkeit wirkte wohlthuend. Rotte, der Vater aber, hatte sie stets geschätzt, wie er alles Tüchtige und Ganze zu schätzen wußte, nur sie zur Frau zu nehmen, wollte er Jeden warnen, so hatte er sich oft genug ausgesprochen. Die arme Marianne war verbunden und lag auf einem Sopha, Emilie saß neben ihr, hielt ihre Hand und sprach ihr liebevoll tröstend zu. Plötzlich schnellte sie empor und eine tiefe Röthe der Erregung überzog ihr Antlitz. Professor Ammon war eingetreten. —

Er warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf seine ehemalige Schülerin, beugte sich über Marianne und drückte ihr in ziemlich fühler Weise sein Bedauern über ihren Unfall aus. Diese hatte bei seinem Eintritt sofort ihr Seufzen und Wehklagen eingestellt und schaute schüchtern zu ihm auf, als hätte sie fragen wollen, was er zu dem, durch ihre Unvorsichtigkeit verschuldeten Malheur sage. Emilie hatte sich schnell gefaßt und saß wieder ruhig neben ihrer Patientin. „Nun, Sie haben ja sogleich Hilfe gehabt, Marianne, und jedenfalls sehr wirksame Hilfe,“ sagte Ammon jetzt spitz und wandte sich plötzlich zu Emilie, sie mit dem alten wohlbekannten Blick fixirend. Zum erstenmale sah er seine Schülerin in Mädchenkleidern, am Ziele ihres Strebens, in ihrem Berufe sicher, geehrt, unangefochten thätig. Dieses schöne, stolze Geschöpf, welche Unannehmlichkeiten hatte sie ihm bereitet und — wie wenig hatte er ihr anhaben können, wie glänzend hatte sie gesiegt! heiß, siedendheiß stieg ihm der Aerger, der bitterste Aerger purpurroth in's Gesicht, während er die schlankte Mädchengestalt musterte und in das zarte, geistvolle Antlitz blickte, auf welchem er so oft die Wirkung seiner unedlen Manöver studirt hatte. „Nun, Herr Emil, wie geht's, — was?“ frug er jetzt in demselben Tone, wie er sonst den Studenten Emil lächelnd am Sinn gefaßt. Emilie konnte nicht umhin, vor Scham und Aerger zu erröthen. „Bitte, Herr Professor, Sie scheinen zu vergessen, daß ich längst nicht mehr unter ihren Hörern bin,“ sagte sie und wandte sich ab, um sich mit Marianne zu beschäftigen.

Ammon lachte. „Ja so, Sie sind in Ihrem Berufe thätig und verlangen, daß man Ihre Würde respectire. Und doch werden Sie mir ein Wort erlauben müssen — doch davon später.“ Mit einer gleichgiltigen Geberde begann er mit seiner künftigen Schwiegermutter zu sprechen. Emilie verabschiedete sich von Marianne, welche ihr zuflüsterte: „Bitte, nicht wahr, Fräulein Emilie, Sie kommen wieder zu mir, aber Nachmittags, wenn Er nicht da ist.“ Emilie nickte, empfahl sich von den übrigen, durch die kleine Scene betroffenen Familiengliedern und ging, von Ernst begleitet. Ammon folgte ihnen. „Fräulein Waldheim,“ sagte er im Nebenzimmer angekommen, ernst und bedächtig, „wie ich erwähnte, habe ich noch ein Wort an Sie zu richten und zwar in meiner Eigenschaft als Bräutigam Mariannens, als künftiges Mitglied dieser Familie. Sie wurden in Ihrer ärztlichen Eigenschaft hierher berufen?“ „Ja, Herr Professor.“ Emilie's Augen ruhten groß, ängstlich fragend auf ihm. D er kannte diesen Blick sehr gut. „Nun denn, mein Fräulein, ich wünsche und will nicht, daß Sie Marianne behandeln,“ sprach er scharf und langsam, „und ich fordere Sie daher auf, sich meiner Braut in der erwähnten Eigenschaft nicht mehr zu nähern.“ „Herr Professor,“ rief Ernst mit ungewöhnlicher Heftigkeit dazwischen, „ich habe die Hilfe Fräulein Waldheim's mit Mariannens und meiner ganzen Familie Einwilligung in Anspruch genommen und es fragt sich doch—“ Emilie bat ihn zu schweigen; ihre Aufregung mühsam nieder kämpfend, sprach sie zu Ammon: „Sie können als Professor meine Geschicklichkeit, meine Competenz zur ärztlichen Praxis nicht anzweifeln. Sie müssen also andere Gründe haben, mich in dieser Art zu beleidigen.“ „Gewiß, gewiß sind es andere Gründe,“ unterbrach sie Ammon spöttisch, „ich zweifle Ihre Geschicklichkeit nicht an, aber ich denke, bei dem Arzte, dem man sich anvertraut, kann man auch noch andere Dinge zu berücksichtigen haben.“ Er schwieg und lächelte. „Sprechen Sie, sprechen Sie weiter,“ rief Emilie heftig und eine brennende Röthe färbte ihre Wangen. „Sie dürfen jetzt nicht so heimtückisch schweigen, was haben Sie mir noch zu sagen?“ „Der Rest ist Schweigen, mein Fräulein,“ spöttelte Ammon, „so gebietet mir die Achtung und Rücksicht vor einer Dame, welche zu sein,

Ihnen ja nun beliebt.“ „Achtung, Rücksicht,“ wiederholte Emilie bitter, „Herr Professor, ich bestehe darauf, daß Sie mir die Gründe angeben, weshalb Sie mich aus der Nähe Ihrer Braut entfernen wollen.“ Ammon zuckte die Achseln. „Sie haben es gewollt, mein Fräulein, und ich lege die Verantwortung auf Ihre Schultern. Nun denn,“ sagte er dicht vor sie hintretend, „ich bin der Ansicht, unser besseres Gefühl erfordere es, daß wir dem Arzte, welchem wir unser Vertrauen schenken, auch als Menschen unsere vollkommene Hochachtung zollen dürfen, besonders aber wenn derselbe eine Frau ist. Eine Dame aber, die den Schutz der Sitte gänzlich von sich geworfen hat, sich als Student allein und ungebunden unter jungen Männern umhertummelt — in Männerkleidern überdies — eine solche Dame bietet nicht die geringste Garantie für ihre Achtungswürdigkeit und deshalb wünsche ich nicht, daß meine Braut mit einer solchen in Berührung kommt.“ Emilie stand schweigend, gesenkten Hauptes da, die Hände in einander geschlagen. Ammon betrachtete sie kalt und prüfend, ohne auf Ernst's empörte Blicke zu achten. Nach einer langen Pause sagte das junge Mädchen mit leiser, schmerzbebender Stimme: „Es ist doch wahr, doch wahr, wir Frauen sind die Schwächern, denn gegen solche Waffen sind wir wehrlos. Unschuld, hilflos, verbluten wir unter dem rohen Angriff der — Verleumdung. Der Mann hat keine so empfindsame, verwundbare Seite, wie es die Frauenehre ist, diese duftige, zarte, weiße Blüte, welche ein roher Griff für immer beflecken kann. Und welcher Mann wird sich scheuen, diesen Griff zu thun, wenn er nicht im Stande ist, an die Reinheit einer Frau zu glauben, weil dieselbe den Muth hat, sich des Schutzes der herkömmlichen Sitte zu entschlagen und selbst für ihre Würde einzustehen!“

„Sie nehmen die Sache, nach Frauenart, sehr tragisch,“ sprach Ammon, etwas unsicher gemacht, „ich sprach eben meine Ansicht über weibliche Aerzte überhaupt aus — und freilich auch über Sie — insbesondere.“

„Und Sie haben diese Ansicht jedenfalls gehörig zu verbreiten gesucht.“ Emilie schwieg, von schmerzlichen Gedanken bewältigt. Sie erinnerte sich an die Warnung der kranken Friederike, sie erklärte

sich jetzt das kalte Mißtrauen, mit welchem man ihr häufig begegnete, mit welchem einige von Dr. Herda's Patienten ihre Hilfe ganz abgelehnt. Mit der kindlichen Ahnungslosigkeit ihrer reinen Absichten hatte sie nie daran gedacht, daß Professor Ammon, ihr alter Feind, ihr auf diese Weise schaden könne, indem er ihren Ruf anzutasten versuchte. Ein bitteres Weh füllte ihre reine Seele, aber sie fand kein Wort der Vertheidigung auf seine beleidigenden Einwürfe. Er hatte zu tief in das Heiligthum ihres Innern gegriffen — sie vermochte es nicht, den ungleichen Kampf aufzunehmen. Mit stummem Vorwurf ruhten ihre thränenfeuchten Augen auf seinem spöttischen Antlitze, sie sagte leise: „Ich weiche Ihnen — wenn Sie mich so angreifen, verschmähe ich es, mich zu vertheidigen. Ich werde nichts thun, als Sie und Alle, auf welche Sie ein Recht haben, meiden, — meiden.“ Sie wandte sich stolz von ihm ab, um Ernst einen Abschiedsgruß an Marianne aufzutragen. „Ich habe Sie ruhig endigen lassen, weil Sie es so wollten, Emilie,“ fiel ihr dieser erregt in's Wort, „aber glauben Sie, ich würde Sie so gehen lassen? — Herr Professor,“ richtete er sich stolz und streng an Ammon, „auf die Beleidigung, welche Sie sich erkühnten, dieser jungen Dame in meiner Gegenwart zuzufügen, habe ich Ihnen nur zu erwiedern, daß ich selbst Emilie Waldheim um ihre Hand gebeten habe, und daß ich mich nicht nur überaus glücklich, sondern ebenso sehr geehrt gefühlt hätte, wenn meine Werbung erhört worden wäre. Sie können daraus entnehmen, daß ich Fräulein Emilie die höchste Achtung zolle, welche der Mann einer Frau zollen kann und indem ich des Einverständnisses meiner Familie versichert bin, werde ich nicht zugeben, daß sie dieses Haus und meine Schwester auf diese Weise verlasse. Es ist gewiß für Marianne ein Glück und ein Vortheil in jeder Hinsicht, wenn ein Wesen wie Emilie Waldheim ihr Theilnahme widmet.“ „Ich danke Ihnen, mein Freund,“ sagte Emilie eifrig und reichte ihm die Hand, „aber können Sie mir zutrauen, ich wollte Zwietracht in Ihrer Familie, zwischen Marianne und ihrem Verlobten säen? Dann müßte ich meine eigene Lebensaufgabe in trauriger Weise mißverstehen. Nein, nein, ich gehe, um diese Schwelle nicht mehr zu betreten.“ Ernst hielt ihre Hand fest.

„Bei meiner Mannesehre,“ rief er, „Sie dürfen nicht so scheiden, Emilie! Endlich ist es wohl Marianne, welche darüber zu entscheiden hat.“ „Geben Sie sich keine eitle Mühe,“ unterbrach ihn Ammon, „wenn Marianne weiß, daß ich ihren Verkehr mit Fräulein Waldheim nicht wünsche, wird sie sich ohne Zweifel meiner Anordnung fügen.“ Ernst schwieg betroffen. „Ich zweifle nicht daran,“ sagte Emilie bitter, „und Sie thun es noch weniger, mein Freund. Marianne ist ein gutes Mädchen, sie wird diesen Vorfall bedauern, sie wird meiner freundlich gedenken, aber sie wird dem Herrn Professor gehorchen.“ Sie trug dem schmerzlich betroffenen Ernst noch einige liebevolle Wünsche für die Genesung seiner Schwester auf und ging, ohne Ammon eines Blickes zu würdigen.

Sie kam nach Hause, wo ihrer bereits einige unbemittelte Frauen mit Kindern warteten und sie hatte nicht Zeit, nur mit Emil zu sprechen. Endlich war ihr Ordinationszimmer leer und sie eilte zu ihrem Bruder. Verwundert blieb sie auf der Schwelle stehen, als sie denselben in Gesellschaft eines Fremden erblickte. „Emil, Emilie,“ rief dieser und betrachtete mit strahlendem Lächeln die metamorphosirte Erscheinung des ihm so theuern Studiengenossen. „Baron Zsendorf,“ sagte Emilie bewegt, tief erröthend. Die Geister der Vergangenheit, die Erinnerung an die bewegten, beängstigenden Empfindungen ihrer Studienzeit, die sie von der Höhe des erstrebten Zieles herab, vom milden Dämmer der Zeit umwoben, sah, stiegen wieder mächtig vor ihr auf. „Nun, war ich Ihnen nicht gehorsam?“ frug Zsendorf, „ich ging bis über den Ocean, als Sie mich in die Weite schickten. Und darum durfte ich jetzt wohl zurückkehren, nicht wahr und meinen — Studiengenossen aufsuchen?“ Emilie nickte, sie war wie im Traum befangen. Sie saß im Geist wieder im Hörsaal, bangend und zagend und doch stolz und froh, ein wenig trozig sogar, das ernsthafteste Collegienheft lag vor ihr, neben ihr saß Studiosus Zsendorf und schaute sie an. Der Professor sprach und demonstirte; ihr war so wunderbar zu Muth und das ganze Bild des Hörsaales wogte und schwankte in dem weiten Nebelflor ihrer traumhaften Empfindungen.

„Ja, ich ging damals in die weite Welt, Emilie,“ erzählte
indessen Isendorf voll Schwung und Feuer, „denn das Leben hier
widerte mich an, ich sehnte mich in die Ferne, um dort Friede und
Ruhe zu finden. Mein Commilitone Emil hatte wunderbarer Weise
diese heftige Sehnsucht in mir angefaßt, die Sehnsucht nach einem
edlen, ausgeglichenen, harmonisch entfalteten Dasein. Ich wollte
suchen, suchen, bis ich fände, was meinem kranken, unruhigen
Herzen, meinem unbefriedigten Geist entspräche; ich wollte das
Menschenleben überall betrachten, um mich endlich mit ihm in Ueber-
einstimmung zu bringen. Ich durchstreifte den civilisirtesten Theil
von Europa, ich sah den Orient, ich sah die neue Welt. Doch, wo
ich nicht bin, da ist das Glück. Vor meiner Seele schwebte immer-
während ein Bild, ein Bild, in dem sich Schönheit und geistige
Freiheit vermählten. Das Bild lockte mich über den Ocean zurück
nach Deutschland — endlich ist mir wieder das Glück geworden, es
verkörpert vor mir zu sehen.“ Er blickte voll warmer Begeisterung
zu Emilien auf. „Es macht mich stolz und glücklich, daß mein
bescheidenes Streben, dieses erhabene Ideal echter, höchster Mensch-
lichkeit in Ihnen erweckte,“ erwiderte sie mit lieblichem Ernst, „aber
Sie müssen sich gewöhnen, es von meiner Person zu trennen. Ich
habe kein Recht, dieses Weihrauchopfer Ihrer schönen Begeisterung
anzunehmen, weihen Sie es einem höheren, würdigeren, vollkommeneren
Ziele. Ich darf mich nicht einmal in diesen Aetherhöhen der
Empfindung verlieren, denn ich darf die rauhen Anforderungen des
praktischen Lebens nicht aus den Augen verlieren, um nicht bald des
idealen Bildes, welches sie an mich anknüpfen, ganz und gar
unwürdig zu werden. Ich muß den festen Boden behaupten, um
eine gewisse geistige Höhe einnehmen zu können, und d a z u werde
ich vielleicht Ihrer Freundestreue bedürfen.“ — — — — —

Ja, Isendorf war zu rechter Zeit gekommen, er war ein
Zeuge der Wahrheit. Bald wurde es bekannt, welche Rolle Professor
Ammon dem Studenten Waldheim gegenüber gespielt, unter welchen
Umständen er die Universität N. verlassen und die Feindschaft,

welche der Professor der jungen Doctorin gegenüber zur Schau trug, erschien im richtigen Lichte.

Freilich, das beste Mittel, sich das allgemeine Vertrauen zuzuwenden und alle Verdächtigungen ihrer Person niederzuschlagen, war ihre eigene Praxis. Langsam, Schritt für Schritt, erkämpfte sie sich den Boden zur Entfaltung ihrer Berufsthätigkeit, während ihre Bescheidenheit, ihre Hingebung, ihre Berufstreue ihr die Herzen zuwandte. Allmählig kam die Frauenwelt zur Erkenntniß, es sei dem weiblichen Zartgefühl entsprechend, eine Frau zum Arzte zu haben, überdies mußte eine solche auch besser auf das Wesen der Leidenden, besonders der Kinder eingehen, sie hatte mehr Verständniß für die gegebenen Einzelverhältnisse, für die Consequenzen, die großen und kleinen, welche sich an eine Krankheit knüpften, sie hatte mehr Einsicht, mehr Geduld als ein Mann. Die Achtung, welche Emilien die Einsichtigsten und Angesehensten ihrer männlichen Collegen zollten, einige auffallend glückliche Erfolge, die sie in ihrer Berufsthätigkeit errungen, halfen ihren Ruf begründen. Doctor Herda sah seine Patienten in jungen, thatkräftigen, vertrauungswürdigen Händen und versetzte sich definitiv in den wohlverdienten Ruhestand, indem er sich nur vorbehielt, seinerseits Emilie in einem vorkommenden Falle zu vertreten, während sie fast seine ganze Praxis übernommen hatte und ihre Zukunft so ehrenvoll gesichert erschien.

Besonders unter der jüngern, feiner gebildeten Frauenwelt verbreitete sich mit der Zeit die Ansicht, es sei beschämend, sich von einem männlichen Arzte behandeln zu lassen und somit war Emilien eine Thätigkeit gesichert, welche vielleicht ihre Kräfte überstieg.

Baron Zsendorf weilte noch immer in der Stadt. Er hatte von ihr die Erlaubniß erhalten, in ihrer Nähe zu verbleiben, wenn er nichts in ihr sähe als den ehemaligen Studiengenossen. Zeit, Erfahrung und Charakterreife hatten dem jungen Manne mehr Kraft gegeben, seine Gefühle zu beherrschen, als damals, wo er mit dem heißgeliebten Commilitonen die ersten Schritte auf der Bahn des Lebens und des Wissens gethan. Er sollte, er durfte nichts in Emilie sehen, als den ehemaligen Studiengenossen, dafür nur mußte sie Rücksicht haben, wenn er sie in träumerischer Selbstvergessenheit

„Emil“ und „Du“ nannte. Der wirkliche Emil betrachtete indessen die „Studentenbekanntschaft“ nicht ohne einige stolze Mißbilligung, vielleicht auch nicht ohne eine Regung von Eifersucht.

Viertes Capitel.

Die Thatkraft eines Mannes.

Es war gegen Abend. Hortense Alberti saß am Fenster und mühte sich mit ungeschickten Händen ab, ein eigenes unmodern gewordenes Kleid für ihre vierjährige Tochter herzurichten. Die junge Frau selbst trug eine Haustoilette, welche ehemals elegant gewesen sein mochte, nun aber in Folge der Einwirkungen des wirklichen „häuslichen“ Gebrauches einen ziemlich unerquicklichen Anblick bot und überdies höchst nachlässig angelegt war. Hortensens Antlitz zeigte eine graubleiche Farbe, einen an Stumpfheit grenzenden Ausdruck von Apathie und Abspannung, welche deutlich den Einfluß kennzeichneten, den die veränderte Lebenssphäre auf sie geübt. Und grausam verändert war diese für Hortense; mit einem Schläge war sie aus dem gewohnten Elemente sorglosen Genusses, tändelnder Vergnügungen, entnervender Verzärtelung herausgeschleudert und dem rauhen Kampf um die Bedürfnisse des täglichen Lebens entgegengestellt. Hofrath von Röder hatte den Sturz des Systems, dem er so lange gedient, nicht lange überlebt, er war vom irdischen Schauplatz abgetreten und mit ihm verlor die Familie nicht nur ihr Oberhaupt, sondern auch die reichliche Pension, die er bezogen. Außer dem unbedeutenden Wittwengehalte der Hofrathin hingen die Existenzbedingungen der zwei Frauen und dreier Kinder nur von der Thatkraft Alberti's ab, dessen Arbeiten und Streben ja auch einen so schweren Schlag erhielten. Der junge Dichter hatte eine zu hohe Achtung vor den Pflichten, die er seiner Frau und Familie gegenüber übernommen, um nicht seine Thatkraft auf das Gewissenhafteste auszubeuten, er war den Tag über in der Staatsdruckerei in ziemlich untergeordneter Weise beschäftigt, welche Stellung er

seinen alten Verbindungen zu danken hatte und des Nachts schrieb er schlechtbezahlte Feuilletons und Recensionen für verschiedene Zeitungen. Das hatte kaum genügt, sein Garçonleben leidlich zu gestalten, aber nun?! Ja, Hortense hatte Alles aufgeben müssen, was früher den Inhalt ihres Daseins gebildet, das gesellige Leben, das Amüsement, welches ihre zweite Natur gewesen. Sie hatten nun eine kleine Wohnung von zwei Zimmern und eines für Mama, ein Dienstmädchen für Alles und sie sollte sorgen, arbeiten, sparen — was war wohl von der frühern Hortense übrig geblieben? Heute war sie besonders übler Laune, denn die Arbeit wollte ihr nicht glücken. Sie hatte wohl gelernt, zu sticken, zu häkeln, Frivolitäten anzufertigen, aber nicht Kleider zu machen. „Es geht nicht, Mama,“ rief sie der Hofrätthin ungeduldig und ärgerlich zu, die im Nebenzimmer mit dem kleinsten Kinde beschäftigt war, „es geht doch nicht, ich sagte es gleich, aus der alten Fahne könne nichts mehr werden.“ Die Hofrätthin kam herbei und prüfte die auseinander getrennten Theile des verachteten Gewandes. „Ich dachte, es müßte möglich sein,“ meinte sie, „der Stoff ist ja noch gut, nur die Façon war alt. Das arme Kind muß nun zum Frühjahr doch etwas anziehen haben, nicht wahr, Florchen?“ Die Kleine in dem schmutzigen Hausröckchen mit dem poetischen Namen Flora, war herbeigekommen, und sah der Großmama neugierig zu. Hortense zog das Kind heran, küßte und liebte es und rief in Thränen ausbrechend: „Armes Kind, das ist Dir an der Wiege auch nicht gesungen worden, daß Du nicht einmal ein ordentliches Kleidchen haben solltest, daß sich Deine Aeltern schämen müßten, Dich den Leuten sehen zu lassen.“ Die Hofrätthin drehte indessen den Stoff nach allen Seiten, schien sich aber nicht besser damit zurecht zu finden, als ihre Tochter, denn sie sagte kleinlaut: „Es wird am Ende doch die Ausgabe lohnen, die Sache der Nähterin zu geben.“ „Wo denkst Du hin, Mama,“ unterbrach sie Hortense ärgerlich, „man müßte sich ja schämen — das alte Zeug!“ „Das ist wohl wahr,“ seufzte die alte Dame, „wir werden es eben riskiren müssen, wie es ausfällt.“ „Für heute wenigstens habe i.) die Geschichte satt,“ rief Hortense und schleuderte die Stoffstücke unordentlich bei Seite. Sie schaute

zum Fenster hinaus, von welchem man einen kleinen Theil der Promenade überblickte. „Wie viele Spaziergänger,“ sagte sie, die Vorgnette zur Hand nehmend, „und Alles schon in Frühjahrstoilette. Ich kann in den Winterkleidern nicht mehr aus dem Hause und zum Frühjahr habe ich nichts Ordentliches. Es ist, um den Kopf zu verlieren.“ Sie kritisirte in übler Laune die Anzüge der Vorbeigehenden, während die Hofrätthin sich mit den Kindern beschäftigte. Indessen wurde es dunkel. Alberti kam nach Hause. Auch das hübsche, geistvolle Gesicht des jungen Dichters zeigte jene ungesunde bleiche Farbe und sein sonst so lebensprühendes Wesen eine gewisse Abspannung. Aber doch glänzten heute seine dunkeln Augen, er schien einigermaßen munter und angeregt. „Guten Abend, Mama, guten Abend, Hortense, was macht Ihr?“ sagte er heiter und indem er die Wangen seiner Frau streichelte, frug er auf die umhergeworfenen Stofftheile deutend: „Was träumst Du denn da auf den Trümmern einer untergegangenen Herrlichkeit?“ „Daß noch etwas Neues und Ganzes daraus werden sollte,“ antwortete sie seufzend, „womit ich aber nicht fertig werden kann,“ „Nun so laß die Todten ruh'n, mein Liebchen,“ sprach er sorglos, „es ist ja Frühling und bei uns sogar ein Stückchen Völkerfrühling, wenigstens ein kleines nettes Ketzchen. Morgen wird das vom König einberufene Parlament zusammentreten, zum erstenmale in diesem alten, ehrwürdigen Reiche und darüber kann sich ein ehrlicher Mann und Staatsbürger schon freuen. Möchte dieser Frühling des Verfassungslebens recht viele schöne Knospen bringen!“ „Nun und was bringt die Verfassung denn für Deine Zukunft?“ frug Hortense aufhorchend. „Was sollte sie mir armen Tagelöhner bringen?“ erwiderte der junge Mann verdüstert, „ich schreibe nach wie vor um's tägliche Brod und habe durch die nun günstigere Lage der Presse höchstens mehr Concurrnz zu fürchten.“ „Dann begreife ich nicht, wie Du Dich über Deinen Völkerfrühling, wie Du Dich ausdrückst, so sehr freuen kannst,“ sagte Hortense bitter, „siehst Du denn nicht, daß es uns an allen Ecken und Enden fehlt? Ich und die Kinder, wir haben nichts Anständiges anzuziehen, das Mädchen will für den Lohn nicht bleiben, weil sie doch einige Geschicklichkeit hat; ich weiß

mir nicht mehr zu helfen, es kann so nicht fortgehen. Ich bin heute wieder in desperater Stimmung. Da habe ich das grüne Kleid zertrennt, um für Flora etwas herzurichten; eine saubere Arbeit, weiß Gott! und noch umsonst, denn es geht nicht. Es ist ein so dummer Schnitt, lauter schmale Theile und verschossen dazu. Jetzt habe ich die Bescheerung, das Kind muß doch ein Kleid zum Anziehen haben, es kann doch in dem Kattunröckchen nicht auf die Gasse. Und an mich muß ich doch auch denken, meine ich, ich muß ein Kleid haben, Benno, es gibt keine Hilfe.“ So klagte Hortense weiter und weiter, Benno hatte sich seufzend in einen Sessel geworfen, endlich unterbrach er sie: „Immer wieder diese alten Klagen, Hortense, willst Du mir denn durchaus meine paar freien Stunden noch sauer machen? Du weißt, ich kann nicht mehr thun.“ „Aber Du nimmst das alles so leicht, was ich zu erdulden habe, Benno,“ fiel Hortense heftig ein, „Du hast jetzt gar keinen Sinn mehr für das, was ich thue und treibe, was ich wünsche und leide. O, das war einst anders!“ „Du thust mir Unrecht, Hortense,“ sagte der Gatte zerstreut, „ich sorge ja, was ich kann für Dich.“ Er nahm ein Sträußchen frischer Veilchen aus seinem Knopfloch, spielte und roch daran. „Es fehlt Dir auch nie an Geld, Dir täglich frische Veilchen zu kaufen und sie sind doch noch theuer genug,“ warf sie ein. „Liebe Hortense, Du kennst meine Passion für frische Blumen und wenn Du eine rechte poetisch und zart empfindende Frau wärest, würdest Du mir das Leben bildlich und thatsächlich mit Blumen schmücken.“ „Wenn man von Sorgen geplagt ist wie ich,“ erwiderte Hortense rauh, „da verlernt man die Poesie. Hast Du es nicht auch gethan trotz Deiner Veilchen? Schreibe, dichte doch etwas Ordentliches, Größeres, das würde unsere Lage gleich verbessern!“ „Ich — Dichter jetzt?“ seufzte Alberti und fuhr durch seine krausen, schwarzen Haare, daß sie himmelhoch zu Berge standen. „Die Schwingen meines dichterischen Genius sind eingerostet, seit,“ er schwieg. Hortense, die er einst so oft seine Muse genannt, kam nicht auf die Idee, er meine, seit seiner Verheirathung sei dies der Fall. „Das ist freilich traurig, Benno,“ sagte sie, „denn Du mußt doch ernstlich daran denken, unsere Lage zu verbessern. Ich wiederhole Dir, ich kann dieses Leben

nicht länger ertragen.“ Alberti sann eine Weile nach. „Sieh, Hortense,“ begann er dann kleinlaut, „Du hast doch viel Zeit übrig. Unser Haussalt ist klein, Mama ist so gut, sich seiner und der Kinder anzunehmen, gefellige Vergnügungen nehmen Dich jetzt nicht in Anspruch. Könntest Du nicht Deinen Kindern das Opfer bringen und versuchen, Deine Zeit einigermaßen nützlich zu verwerthen? ich habe schon öfter darüber nachgedacht.“ „Ja, Benno?“ rief Hortense erschrocken, „was denkst Du eigentlich, was sollte ich thun?“ „Es würde freilich schwer halten,“ erwiderte er entschlossen, „aber wir haben doch alte Bekanntschaften, die uns vielleicht nützlich sein könnten. Du hast ja auf Dein Clavierpiel, auf Sprachkenntnisse und Zeichnen so viel Zeit und Mühe verwendet, es wird sich gewiß lohnen, wenn Du Dir einige Privatschüler zu verschaffen suchtest.“

„Aber Benno,“ sagte sie kläglich, „Du weißt, ich habe diese Dinge ganz vernachlässigt, seit ich Deine Frau bin. Ich hatte weder Zeit noch Sinn für dieselben. Ich habe mich überhaupt nur damit befaßt, weil man mir sagte, es müsse so sein, ich glaube nicht, daß ich noch viel von dem Gelernten weiß. Um zu unterrichten, muß man sich mehr in das Ganze zu schicken wissen, es sich mehr innerlich angeeignet haben, genug, davon kann keine Rede sein!“ Wieder trat eine längere Pause ein. Endlich frug er ziemlich herabgestimmt: „Aber Du bist doch geschickt im Anfertigen feiner Handarbeiten?“

„Nicht mehr als Hundert und Hundert andere Mädchen und Frauen, wie ich fürchte,“ sprach sie etwas beklommen. Wieder schwieg er eine Weile. Plötzlich stieß er mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit hervor: „Also, was kannst Du eigentlich leisten, Hortense?“ Die junge Frau begann zu weinen. Die Hofrätthin, die mit den Kindern im Nebenzimmer gewesen war, eilte aufgeregt herbei. „Ich kann das nicht länger anhören,“ rief sie, „noch nie habe ich an Ihnen einen solchen Mangel an Einsicht bemerkt, Benno! Wie können Sie das arme Kind so quälen? Sie wissen doch, Hortense ist nicht zur Arbeit erzogen!“ „Und warum ist sie es nicht?“ sagte Alberti barsch. Die Hofrätthin schlug die Hände zusammen. „Hortense ist erzogen, wie es ihr Stand und ihre Lebenslage mit sich brachte, wie tausend Mädchen in ihrem Falle, ja es wurde besondere

Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet. Sie schätzten sich glücklich, die Hand meiner Tochter zu erhalten, denn die Resultate dieser perhorrescirten Erziehung hatten Sie bezaubert. Wenn Sie nun Ihre Pflichten als Gatte nur unvollkommen erfüllen, wenn Sie Hortensen nicht eine, ihrem Wesen entsprechende Existenz zu bieten vermögen, wessen Schuld ist es?“ „Wessen Schuld es ist?“ wiederholte Alberti aufgeregt, „es ist die Schuld Hortensens und mittelbarer, die sie zu dem gemacht haben, was sie ist. Sie bietet mir nicht das, was ich von ihr berechtigt war, zu erwarten. Ich hoffte, sie würde mir durch Liebe und Poesie das Leben verschönen, sie würde durch den Zauber der Weiblichkeit die niedern und rauhern Anforderungen der Alltäglichkeit idealisiren, sie würde mir die Häuslichkeit zu einer Heimatsstätte des Schönen, Edlen und Zarten machen, ihre Gattenliebe werde einen verklärenden Schimmer auf unser gemeinsames Dasein mit allen Wechselfällen werfen. Von allem Diesem ist aber das Gegentheil eingetreten. Hortense lähmt durch ihre Muthlosigkeit, durch ihr kleinliches Hasten an den Einzelconsequenzen des über uns hereingebrochenen Unglückes meine Thatkraft; mit ihren unaufhörlichen Klagen und Vorwürfen zieht sie mich in den Staub des Alltagslebens herab; sie macht unsere Häuslichkeit zu dem Asyl dessen, was Ordnung, Friede, Reinlichkeit, Schönheit und Gemüthlichkeit gerade entgegengesetzt ist und durch die Unfähigkeit, sich einzuschränken, macht sie mich zu einem Sklaven des Geldes, zu einem geknechteten Tagesarbeiter — nun habt Ihr Beide einmal die Wahrheit gehört, ich habe wohl schon lange genug Klagen und Vorwürfe erduldet.“

Alberti hatte noch niemals so rücksichtslos gesprochen. Jetzt hatte er einmal seinen aufgeregten Gefühlen die Zügel schießen lassen und während die Schwiegermama gar kein Wort der Erwiderung fand, rannte er hastig im Zimmer auf und ab. Hortense aber hatte sich gefaßt und ihre Thränen getrocknet. Sie sagte jetzt vorwurfsvoll: „Es ist sehr schlecht von Dir, Benno, mich jetzt, wo wir im Unglück sind, so rauh zu behandeln und Du hast keinen Schatten von Recht dazu. Du hast mir immer heilig und hoch versichert, Du verlangtest nichts Anderes von mir, als ich solle Dich

lieben und Dir ganz leben! Ist das nicht bis jetzt in dem Maße geschehen, als es Dir Bedürfniß war? Du hast gesagt, Du würdest lieber selbst die niedrigsten Arbeiten verrichten als zugeben, daß ich mich mit irgend etwas Anderem beschäftige als mit der Liebe zu Dir. Und nun geräthst Du in Zorn, daß ich nicht für Geld arbeiten kann. Du hast gesagt, es würde Deine heiligste Aufgabe sein, mich vor Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, wie sie das wechselnde Leben mit sich bringt, zu schützen, und weil Du das jetzt nicht vermagst, machst Du mir einen Vorwurf daraus. Ueberlege, ob das recht ist! Wann hast Du mich darauf aufmerksam gemacht, es sei meine Pflicht, arbeiten zu lernen, eine gute Hausfrau zu werden? Das müßte ich doch sein, um jetzt Deinen Anforderungen zu genügen. Wann hast Du mir solche Pflichten vor die Augen gehalten, sprich, Benno!" Und als er schweigend das Antlitz in den Händen vergrub, setzte sie hinzu: „Ueberlege doch, ob ich nicht immer eine Frau nach Deinem Sinne war und gib zu, daß ich Dir im Glück recht war und nun im Unglück lästig bin, was recht liebevoll von Dir ist.“ Der Gatte war sichtlich getroffen, aber nicht überwältigt. „Du magst in Manchem Recht haben, Hortense," sagte er nach einer Pause, „aber Eines muß ich Dir erwidern: auch Deine Liebe hat dem Unglück nicht Stich gehalten. Ich empfangе wenigstens durchaus keine Beweise von derselben, da ich wohl Deine ewigen Klagen und Vorwürfe nicht als solche ansehen kann. Die Mängel Deiner Toilette liegen Dir sichtlich mehr am Herzen als die Sorgen und Mühen Deines Gatten. Wie war es sonst, wenn ich von meinen Geschäften nach Hause kam? Da empfangst Du mich nicht mit ellenlangen Lamentationen über einen Stoffsegen!" „Nein, über diesen Egoismus!" weinte Hortense, „wie soll ich jetzt Lust haben zu kosen und zu schäkern, wenn mir das Nothwendigste fehlt!? Meinst Du denn, ich hätte nicht auch Interessen und Bedürfnisse, die mir am Herzen liegen? Würst Du denn vielleicht verlangen, ich soll ganz und gar in Dir aufgehen? Das ist doch zu viel verlangt.“ „Sie wissen sich auch gar nicht in das Wesen einer fein erzogenen Frau zu finden, Benno," fiel die Schwiegermutter ein, „ich hätte das nicht von Ihnen geglaubt.“

Mutter und Tochter vereinigten sich in thränenreichen Anklagen. Alberti verlor die Geduld. Aergerlich, mit dem Fuße aufstampfend, rief er: „Nun gib mir mein Abendessen, Hortense und Basta!“ „Du mußt warten,“ erwiderte sie mürrisch, „das Mädchen ist jetzt nicht da und ich habe eben keine Lust, mich in die Küche zu stellen.“ Der Herr des Hauses stand ruhig auf und nahm den Hut. „Wo gehst Du hin, Benno?“ rief Hortense. „In den Journalistenclub,“ erwiderte er phlegmatisch, „wo ich geistige und leibliche Nahrung in entsprechender Weise empfangen, als bei Dir und wo ich die Würze meines häuslichen Glückes nicht noch mitgenießen muß.“ „Du bist ein leichtsinniger, herz- und gewissenloser Mensch, Du zerstörst mein ganzes Lebensglück.“ „Ich war ein verblendeter Thor, indem ich das meine bei Dir suchte,“ stieß Alberti in leidenschaftlichem Zorn hervor, „jedenfalls sind wir uns nichts schuldig.“ Er stürzte hinaus.

Hortense war außer sich. So rücksichtslos war ihr der Gatte nie begegnet. Langsam und unmerklich war durch die jämmerlichste Prosa des alltäglichen Lebens seine Liebe, die nur der zarten, anmuthig tändelnden Treibhauspflanze gegolten, erkaltet, als Hortense durch den vereinfachten Lebenskreis ihren Nimbus verlor und nichts von ihr übrig blieb als eine unselbstständige, haltlose, in kleine frivole Interessen verwachsene Frau, ohne innern Kern, ohne eigenes Seelen- und Geistesleben. Er empfing keine poetische, keine gemüthliche Anregung mehr von ihr; sie machte ihn nicht mehr die Prosa des Lebens vergessen, sondern dieselbe sogar in der kleinlichsten Weise geltend. Freilich wurde durch diese Einflüsse sein inneres, poetisch empfindendes Wesen abgestumpft, aber er zugleich im selben Maße gleichgiltig gegen die Frau, welche ihm nur noch die Sorge um das tägliche Brot repräsentirte. Gewohnheit und natürliche Rücksicht täuschte die beiden Gatten lange über das unter ihnen obwaltende Verhältniß, aber das erste, beste, offene Aussprechen mußte sie über dasselbe aufklären. Hortense, erzürnt und beleidigt, fassungslos vor Allem, schloß sich in das Zimmerchen der Mutter ein, um den herzlosen Tyrann, wie sie den einst so heißgeliebten Benno jetzt nannte, nicht zu sehen und verbrachte eine schlaflose,

thränenreiche Nacht. Die Hofrätthin wußte nichts Besseres zu thun, als durch ununterbrochene Klagen über den Herrn des Hauses die Tochter zu trösten. Am nächsten Morgen endlich, in ziemlich früher Stunde verließ Hortense das Haus, um sich jenen Trost zu holen, wie er einer haltlosen Frauennatur wie der ihren, so nahe lag. Sie eilte zu ihrer Freundin Emilie, um sich auszuklagen. Emilie war längst die Vertraute aller ihrer Kummernisse. Mit fast allen ihren Bekannten war sie in Folge ihrer veränderten Lebensstellung außer Verbindung gekommen, nur mit der Jugendgespielin war es ein anderer Fall. Diese hatte sich durch den äußern Glanz, welcher Hortense früher umgab, eher entfremdet gefühlt. Der Unglücklichen rückte sie näher. Ueberdies war Emilie ein besonnenes, praktisches Mädchen voll Lebenserfahrung und die hilflose Hortense holte sich gern Rath bei ihr in ihrer neuen fremden Lage.

Solche umgestaltenden Katastrophen wie die in Hortensens und ihrer Angehörigen Dasein, gestalten stets das Verhältniß der Menschen zu einander nach dem wahren persönlichen Werth des Einzelnen.

Mit den lebhaftesten Farben, unter reichlichen Thränen schilderte Hortense der Freundin ihre unglückliche Lage, indem sie an die gestern stattgehabte Scene anknüpfte, und verkündete mit unendlichem Selbstmitleid, sie sei das elendeste Geschöpf auf Gottes Erde. „Und nun rathe, rathe mir, was ich thun soll, Emilie,“ schloß sie in exaltirter Weise, „ich kann so nicht fortleben, ich kann mir das von Benno nicht bieten lassen. Du wirst das einsehen, Du bist selbst stolz, Du hast Selbstgefühl!“ Emilie fühlte sich tief berührt von der Lage der jungen Frau. Indem sie ihr mit einiger Zerstreutheit liebevollen Trost zuzusprechen suchte, war sie in tiefes Nachdenken über das vor ihr entrollte Bild aus dem Frauenleben versunken. Freilich war sie sich über die hier obwaltenden Verhältnisse längst klar gewesen, aber inwiefern war es möglich, die unter denselben leidenden Personen zum activen Einwirken zu bewegen? „Meine liebe Hortense,“ sagte sie endlich sinnend, „Du bist ohne Zweifel im Recht, wenn Du Deinem Gatten den Vorwurf machst, daß er nun Dinge von Dir verlangt, die er einst an Dir nicht

sehen wollte, z. B. Arbeiten im Dienste des Publikums und häusliche Tüchtigkeit. Du bist das, was er beabsichtigte und was er aus Dir gemacht hat!" „O der Ungerechte," fiel Hortense befriedigt ein, „ich wußte, Du würdest Einsicht haben, Emilie" — „Ja, Hortense," fuhr diese fest und ernst fort, „die Vorwürfe, die Alberti Dir machte, waren so weit ungerecht. Aber Du darfst Dich keinesfalls verleiten lassen, im Gefühl Deines Rechtes Deine Lage in günstigerem Licht zu sehen, als sie sich wirklich darbietet. Du darfst nicht vergessen, daß Du mit Deinem Gatten durch ein heiliges und unlösbares Band verbunden bist, ferner daß Du von ihm ganz und gar — abhängig bist. Es ist ein grausames Wort, meine Liebe, aber es ist die Wahrheit. Du und Deine Kinder, Ihr seid alle abhängig von seiner Thatkraft." Hortense begann wieder zu weinen, während ihr Emilie in schonender Weise vorstellte, daß sie nicht fähig sei, für sich selbst zu sorgen, daß ihr überdies das Gesetz keine Macht gäbe, auf das Verhältniß zu ihrem Gatten bestimmend einzuwirken. „Mein Gott, was soll ich thun, was soll ich thun?" rief Hortense die Hände ringend. „Du hast nur Eines zu thun," sprach Emilie eindringlich, „Du mußt eben das Verhältniß zu Deinem Gatten, welches Du weder lösen noch äußerlich umgestalten kannst, so viel als möglich veredeln und verschönern. Das ist Deine Aufgabe! Damit Deine Stellung ihm gegenüber den demüthigenden Charakter verliere, mußt Du ihm niemals als eine Last, als ein trauriger Anhang seiner Bestrebungen, als ein Bleigewicht an seiner geistigen Natur erscheinen. Du mußt ihm unentbehrlich werden, Du mußt die Bedingungen zu Deiner Existenz, die Du aus seiner Hand empfängst, durch rechte, wahre Liebe, durch Sorgfalt, Rücksicht und Theilnahme an seinem Streben und Walten reichlich vergelten. Um dies zu bewerkstelligen, mußt Du Dich durchaus in Eure Lebenslage zu finden suchen, Du mußt entsagen, Hortense! Du darfst nur noch treue Gattin und Mutter sein, Du mußt die Welt dame vergessen. Es gibt keine Hilfe. Hast Du mich ganz verstanden, ja?" Hortense hatte mit der Aufmerksamkeit eines wißbegierigen Kindes zugehört. Jetzt sagte sie: „Ich verstehe wohl, was Du mir für eine Bahn vorzeichnest, Emilie; aber die ungerechte Kränkung, die Benno

mir zugefügt hat, soll ich sie denn so ohneweiters vergessen?" Emilie machte die Freundin nun in eingehender Weise darauf aufmerksam, daß, wenn ihr Gatte sie in falschen Anschauungen von dem Leben gewiegt habe, er dies nur aus Liebe gethan. Sie erinnerte sie an die Vergötterung, die er mit ihr getrieben hatte. Diese Erinnerungen stimmten Hortense sichtlich milder gegen Benno. „Sieh,“ schloß Emilie, „Du mußt ihm beweisen, daß seine Vorwürfe ungerecht sind, Du mußt ihn beschämen. Nur Eure unglückliche Lage hat seine falschen Anschauungen von dem Wesen der Frau zerstört, das Unglück hat Dich ihm entfremdet, anstatt Euch einander näher zu bringen. Letzteres wird der Fall sein, wenn Du Dich Deiner neuen, schweren Stellung vollständig fügst, wenn Du Dich dem entschlägst, was Du bisher für Deine Rolle in der Welt unentbehrlich hieltest. Thue das, theure Hortense, Dein Gatte ist liebevoll, treu und redlich, er wird es sehr hoch anschlagen, wenn Du die echt weiblichen Tugenden der Opferfähigkeit, der Bescheidenheit, der Geduld und Jügsamkeit entfaltetest. Du wirst Dir auch nichts vergeben, wenn Du erst Deine Stellung als Frau des Hauses recht ausfüllst. Nun sieh, das ist, wie ich glaube, der einzige rechte Weg, der Dir offen steht, willst Du mir glauben, daß ich es recht warm und gut mit Dir meine, liebe Hortense?“ Die junge Frau nickte mit thränenvollen Augen. „O ja, Du Herzensgute, aber — was soll ich nur zunächst thun? Wir sind ja ganz böse miteinander,“ meinte sie noch kleinlaut. „Du brauchst Dich vor Deinem Gatten nicht zu demüthigen,“ sprach Emilie zuversichtlich, „er hat Dich eben so beleidigt wie Du ihn. Zwar von den Frauen des alten Styles verlangte man eine solche selbstlose Demuth, welche dem „Herrn“ gegenüber ihr Recht dem häuslichen Frieden unterzuordnen hat, aber ich nenne das Selbstentwürdigung. Zwischen zwei Gatten soll unbedingte Gleichheit herrschen und größere Rechte gewinnt natürlicher Weise nur der moralisch Vollkommenere. Du brauchst also nur ernst und freundlich zu sein, möglichst unbefangen, aber nicht unterwürfig. Das Uebrige wird sich von selbst geben. Und nun vergib, daß ich Dir so eindringliche Rathschläge ertheile, ich möchte Dich gerne vollkommen in Deine schönen und heiligen Rechte eingesetzt sehen.“

„D ich danke Dir, Emilie, mir ist, als hättest Du in Allem Recht.“ Hortense rüstete sich zum Gehen, sie wußte, daß die Berufspflichten ihre Freundin riefen. Emilie sann eine Weile nach, dann sagte sie: „Willst Du wohl Alberti sagen, er möge sich etwa in der Mittagsstunde, wenn er Zeit hat, zu mir bemühen? Ich habe bei meinen Freunden Kotte und Pfendorf den Plan zu einem Unternehmen angeregt, welches auch Deinen Mann in Anspruch nehmen würde. Die Idee könnte vielleicht heute günstig auf seine Stimmung wirken.“ Hortense schaute verwundert auf. „Wie Du doch in die Interessen und Geschäfte der Männer verwickelt bist, es ist wunderbar. Ich will Benno Dein Verlangen mittheilen.“ Sie trennten sich und Emilie trat ihre Krankenbesuche an, nun schon längst im eigenen Wagen, auf eigene Rechnung. Bei ihrer Rückkehr fand sie den, unter allen Umständen galanten Alberti bereits ihrer harrend, obgleich er heute seiner schönen, ehemaligen Gegnerin mit unsichern und zweifelhaften Gefühlen entgegensah. Zwar, sein gesunder Menschenverstand hatte sich den Folgerungen nicht entziehen können, die sich aus dem Vergleich zwischen Hortense, seinem einstigen Frauenideal, und Emilie, dem diametralen Gegentheil derselben, ergaben. Wie er mit seiner Familie, hatte auch dieses Mädchen nach dem Tode des Vaters hilflos und mittellos dagestanden, lediglich auf sich selbst angewiesen, aber wie ganz anders ging sie aus der Feuerprobe des Schicksals hervor! Emilie stand auf der Höhe des Daseins und blickte einer schönen, ehrenvollen Zukunft entgegen, sie übte einen Beruf, der sie in der befriedigendsten Weise mit ihren Mitmenschen verband, alle Seiten ihres Wesens schienen auf das Erfreulichste vollendet und entwickelt, ihr inneres und äußeres Leben zeigte die wohlthuendste Harmonie, sie war das Bild einer in sich vollendeten Existenz im höchsten, edelsten Sinne und Hortense dagegen? Sie, früh verblüht und verkümmert, seit ihr das gewohnte Lebenselement des Vergnügens und des Luxus verloren war, müßig, kleinlich, in muthlosem Jammer verloren! Nein, auch sein poetischer Sinn konnte nicht schwanken, wo er ferner sein Ideal zu suchen habe. Und dennoch, wie er jetzt Emilien gegenüber saß und ihre Anrede erwartete, blickte er nicht ohne spöttisches Miß-

fallen in ihr schönes, ruhiges Antlitz: „Eine Gardinenpredigt, ihr von Hortense übertragen, weil diese nicht den Muth dazu hat! Welche Frau mischt sich nicht mit Vorliebe in fremde Familien-, besonders Ehestandsangelegenheiten, ja, ja, das Doctordiplom schützt vor solchen kleinen, weiblichen Schwächen nicht. Nun hören wir!“ „Herr Alberti,“ hatte Emilie begonnen, „obgleich Sie sich von dem Gebiete politischer Journalistik ziemlich abgewendet haben, darf ich wohl annehmen, daß Sie an dem Geschick Ihrer Mitbürger noch immer regen Antheil nehmen und die Lage unseres Landes nicht aus dem Auge verlieren. Ich will Sie daher mit einem Plane bekannt machen, den ich mit einigen meiner Freunde, allerdings nur erst in den unbestimmtesten Umrissen, entworfen habe. Vielleicht, daß er Ihre Theilnahme gewinnt. Nach schweren Ereignissen, nach langer schwerer Zeit sah sich unser Staat aus dem fatalen Dornröschenschlafe aufgerüttelt, in dem er regungslos befangen lag, während die Nachbarn längst thätig und lebendig vorwärts trieben auf der sonnig-heißen Heerstraße der Zeit. Endlich ist das Volk anerkannt worden, hat es bescheidene Rechte erhalten. — Aber die Trümmer der alten Zeit werden ihm den Weg verlegen, es wird seine Rechte nicht kräftig zu handhaben wissen. Das Volk braucht eine Stimme, ein klar bewußtes Organ seines Willens, seiner Rechte! Sie verstehen mich! — Ich und meine Freunde faßten gestern, als wir den ersten Zusammentritt der Kammer im gemeinsamen Gedankenaustausch feierten, die Idee, dieses erfreuliche Ereigniß sollte gleich dahin benützt werden, indem man zu dem, von mir angedeuteten Zwecke ein politisches, gänzlich unabhängiges Journal gründete, ein Organ für den freiheitlichen, volksthümlichen Fortschritt.“ „Fräulein Emilie,“ rief Alberti lebhaft, „die Idee ging ursprünglich von Ihnen aus, nicht wahr?“ „Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“ frug sie verwundert, „zufällig war es allerdings so.“ „Ach, es sieht Ihnen so ähnlich, daran erkenne ich Ihre begeisterungsfähige Frauennatur, welche, da sie sich einmal auf dieses Gebiet geworfen, die nüchternen kältern Männer mit sich fortreißt, da diese vielleicht im Angesicht unserer Staats Elemente mehr mit skeptischen Anwandlungen zu kämpfen hätten.“ Er sah das junge Mädchen bewundernd an.

Schnell hatte er seinen Irrthum erkannt und obgleich er wußte, daß Emilie mit den geistvollsten, bedeutendsten Männern der Stadt verkehrte und besonders aber über die allgemeinen Interessen des Tages mit ihnen im lebhaftesten Gedankenaustausch stand, berührte ihn doch der Contrast zwischen ihrem Ideenflug und dem seiner Frau in bewältigender Weise. „Vielleicht,“ sagte Emilie lächelnd, „ist es nicht eben unzeitig, wenn man uns Frauen einmal im Rathe der Völker Sitz und Stimme gibt und so unsere idealere Anschauungen auf die Thatkraft der Männer einwirken läßt. Ist doch jetzt bei einem großen Theil selbst der jüngern Männerwelt der Realismus so weit gediehen, daß man in die Macht der reinen Idee keinen Glauben setzt und nur von der Gewalt der Waffen, von dem activen Einfluß des Stärkeren Umgestaltungen und eingreifende Wandlungen erwartet.“

„Fräulein Emilie,“ rief Alberti, „Sie sind ein wahres Wunder. Andere Frauen finden neben ihren Haus- und Toiletteangelegenheiten keine Zeit für Politik und Sie werfen sich auf dieselbe, trotzdem Sie Ihren Beruf mit solchem Eifer ausüben. Wie ist das möglich?“ Emilie machte eine verzweifelte Geberde. „Ich bin ganz und gar kein Wunder, Sie aber, mein Herr, können sich von ererbten Anschauungen über die Frauen schlechterdings nicht losmachen. In unseren Tagen ist der einzelne Staatsbürger denn doch so weit zur Anerkennung gekommen, daß das politische Selbstbewußtsein wenigstens die intelligenten Schichten der Bevölkerung durchdringt und die politischen Interessen auf die Gesamtheit Einfluß üben. Bedenken Sie ferner, daß ich die Hochschule besuchte, daß ich unsere socialen Verhältnisse studirte, ja thätig gegen dieselben ankämpfte, daß ich durch meinen Beruf in ununterbrochenem Verkehr mit dem öffentlichen Leben bin. Wenn man eine Stellung in der Welt bekleidet, ergibt sich ein gewisses Interesse an den allgemeinen Angelegenheiten von selbst. Würden Sie darüber staunen, wenn ich ein Mann wäre, ein junger Arzt, mich hier etablirt und der liberalen Partei angeschlossen hätte, wie tausend andere Männer, trotz ihrer verschiedenen Aemter und Geschäfte? Wäre es etwas Außerordentliches?“ „Nein, Fräulein Emilie.“ „Nun, sehen Sie,

also berathen Sie mit mir ohne weitere Bewunderung.“ „Ich will's versuchen, meine hochverehrte Parteigenossin. Doch erlauben Sie mir noch eine einzige bescheidene Frage. Wie ich weiß, genügt es Ihnen nicht, eine so ehrenvolle Selbstständigkeit errungen zu haben; Sie bestreben sich, Ihrem ganzen Geschlechte eine solche zugänglich zu machen. Wie kommt es, daß Sie nun Ihre Thatkraft und Aufmerksamkeit theilen und andern Zielen zuwenden, wie kommt es, daß Sie mir die Ehre erweisen, mich zu Rathe zu ziehen, da Sie doch Grund haben, anzunehmen, ich sei der Sache der Frauen nicht unbedingt zugeneigt?“ Emilie lächelte. „Ich verliere meinen eigentlichen Zweck nicht aus den Augen,“ erwiderte sie, „sondern ich glaube ihn durch durch das von mir angeregte Unternehmen mittelbar auf das Beste zu fördern. Ich halte die Gleichberechtigung der Frauen für eine Consequenz des demokratischen Princips, für ein Resultat der wahren Freiheit, des national-ökonomischen Fortschritts. Sowie sich die Stellung und das Loos der Frauen allmählig verbesserte, als die Völker zur Cultur und Freiheit heranreiften, wird sich dies Verhältniß steigern bis zur vollkommensten Entfaltung. In dem freiesten Lande unserer Erde, in Amerika, nehmen auch die Frauen die gleichberechtigtste Stellung ein. Deshalb der Freiheit eine Gasse!“ „Bei meiner Ehre, ich habe nichts einzuwenden,“ sagte Alberti warm, „wollen Sie mir nun Ihren Plan entwickeln?“ „Wie ich bereits sagte, besteht er nur erst in den äußersten Umrissen, die ich Ihnen schon zeichnete. Das Programm wäre in erster Reihe gegen die Militärherrschaft, gegen die Reaction überhaupt aufzustellen. Die Tendenz des Blattes sollte besonders auf die socialen und national-ökonomischen Verhältnisse, auf die Volkserziehung gerichtet sein und zwar vom liberalsten, humansten Standpunkte aus. Die politischen Tagesfragen würden vorherrschend in Bezug auf ihre Bedeutung für die Cultur behandelt werden. Hauptsächlich betheiligen wollen sich mit Geld und Geist meine beiden Freunde, Ernst Rottke und Baron Fsendorf. Der Erstere ist ein Demokrat im edelsten Sinne, Sie kennen ihn; nicht so Fsendorf, meinen ehemaligen Studiengenossen. Dieser ist zwar Aristokrat von Geburt, jedoch viel zu hochgebildet und großdenkend, um nicht einzusehen, es

sei eine weit höhere Würde, Mensch zu sein als Baron. Er ist begabt und gewandt im schriftlichen Ausdruck. Mehrere Jahre hielt er sich in Amerika auf und studirte dort mit liebevollem Verständniß die Verhältnisse der Demokratie. Sie, mein Freund, besitzen eine geschickte Feder und sind bewandert in dem geschäftlichen Theil bei der Herausgabe eines Blattes. Auch besitzen Sie Verbindungen unter der hiesigen Journalistenwelt, um uns entsprechende Kräfte zuzuführen. Was meinen Sie denn zu dem angeregten Unternehmen, wären Sie geneigt, sich demselben anzuschließen?" Albert sah trübe und verdüstert drein. „Vor einigen Jahren," sagte er, „hätte ich mit begeisterter Hingebung zu Ihnen geschworen, jetzt ist es zu spät. Mein Fräulein, Sie kennen meine Familienverhältnisse, ich habe eine Frau und drei Kinder zu erhalten und ich darf daher nichts riskiren. Ich bin gelähmt und gebunden, ich kann mich auf kein Unternehmen einlassen, das in pecuniärer Hinsicht ungewiß ist, ich muß bei der Arbeit bleiben, die mir einen gewissen Tagelohn sichert." Als er Emilien warm bedauernden Blick bemerkte, fuhr er seufzend und unsicher fort: „Uebrigens verlieren Sie nichts an mir, Fräulein Emilie, vielleicht wäre ich der ehrenvollen Aufgabe, welche Sie mir zuweisen wollen, gar nicht gewachsen. Das häusliche Glend, wie ich es durchgemacht habe, macht dumpf und stumpf. Sie wissen, Hortense fühlt sich so unglücklich. Sie können ermessen, welchen Einfluß ein solcher ununterbrochener Verkehr übt. Nein, mein Schicksal ist abgeschlossen, wie das der Helden in Romanen und Lustspielen, die am Ende ihre Erwählten kriegen. Ich habe keine freie Hand mehr über dasselbe." „Ja aber jene Helden erfreuen sich dann einer Glückseligkeit, die keine Aenderung ihres Schicksals wünschen läßt," erwiderte Emilie voll Theilnahme. „Uebrigens kann ich Ihre Gewissenhaftigkeit beruhigen. Es ist Ihnen nur die Stelle eines Mitredacteurs zugedacht, mit fixem Einkommen, welches Ihnen von den Eigenthümern des Blattes zugesichert ist. Sie hegen nun freilich Mißtrauen, wie mir scheint, in den Bestand des Unternehmens, sowie in Ihre eigenen Kräfte. Aber Sie sind ein Mann, Sie werden dieses Zagen beherrschen. Wollen Sie sich denn von mir beschämen lassen, von mir dem Mädchen? Sie

werden sich doch nicht von mir zu erhöhter Thatkraft anspornen lassen? Es mag Ihnen drückend erscheinen, daß Hortense jetzt unglücklich ist, aber dennoch ist sie die Personificirung Ihres Ideales, sie ist das, was Sie wollten und wünschten, und darum müssen Sie die gegebenen Verhältnisse ertragen, aber nicht sich durch dieselben zu Boden drücken lassen.“ „Sie sind grausam, Fräulein Emilie,“ sagte Alberti traurig, „Sie wissen, was gestern zwischen mir und Hortense vorgegangen. Da haben Sie denn das Geständniß, welches Sie mir so unerbittlich abringen. Also: mein Frauenideal war eine Poetenthorheit, die mich und Hortense elend gemacht hat. Ja Sie, Emilie, haben den rechten Weg eingeschlagen, Sie sind nun glücklich, geehrt, geschätzt und geliebt, nützlich Ihren Nebenmenschen. Wie aber, wenn Sie Ihr Dasein nach meinem Sinne gestaltet hätten, wenn Sie sich z. B. mit Einem verbunden hätten, der mit dem gestürzten Ministerium verknüpft war wie ich. Sie würden jetzt vielleicht ein elendes, zweckloses Dasein hinschleppen, wie es mit Hortense der Fall ist, Sie Kühnes, stolzes Mädchen, die Sie so Großes erreicht haben.“ „Sie hatten immer eine edle Auffassung von dem Wesen der Frau,“ sprach Emilie herzlich, „und Sie hatten daher bis zu meinen Anschauungen keinen großen Schritt zu thun. Sie gingen nur von einer einzigen falschen Voraussetzung aus, nämlich, daß wir in einem Paradiese lebten, in dem Ihr Frauenideal allein möglich war. Die Liebe und den Cultus des Schönen wollten Sie der Frau einzig überweisen, aber ach! bei den realen Verhältnissen, in denen wir existiren, beherrschen diese holden Mächte nicht ausschließlich unsere Existenz. Der rauhe Kampf um's Dasein macht ihnen die Herrschaft streitig. Damit wir das Große und Schöne pflegen können, ist es vorerst nöthig, daß wir für unsere Existenz eine tüchtige materielle Basis erringen und uns die Fähigkeit höheren Geisteslebens bewahren. Diese beiden Punkte bedingen die Erwerbsfähigkeit der Frau. Sie muß im Stande sein, für sich und ihre Familie Subsistenzmittel zu schaffen, denn der Mann ist ja doch nur ein Mensch und tausend Zufälle können seine Thatkraft einschränken und lähmen. Sie muß dem Manne geistig ebenbürtig sein und eine selbstständige Stellung in

der Welt einnehmen, sonst droht sie in dem kleinen Kreis der Häuslichkeit zu verflachen und zu verkümmern. Nur dort, wo die Sorge um das tägliche Brot schweigt, wo sich die Bedürfnisse unserer niedern Natur nicht in schroffer, unverhüllter Weise geltend machen, erst dort stellen die Grazien sich ein, das wissen Sie wohl, Sohn der Musen?!“ „Ja, ja,“ seufzte Alberti „und darum stehen sie von meinem häuslichen Herde. Fräulein Emilie, entsinnen Sie sich noch unseres Streites über meine Dichtung Fiorina?“ Emilie nickte. „Sie haben gesiegt, das Publikum hat sich für Sie entschieden! Wie ich höre, wird die dritte Auflage Ihrer Dichtung veranstaltet.“ „Und doch bin ich von Ihnen geschlagen,“ rief der Dichter, „wie, wenn mein Ritter durch einen Zufall arm würde? Fiorina hat ihre Kunst aufgegeben und er mußte sie nun wie ein Bleigewicht am Fuße durch den Staub des Lebens schleppen. Oder nur, wenn seine oder ihre Liebe erkaltet, dann ist sie das überflüssigste Geschöpf auf Erden. Nein, nein, wenn Sie wollen, lege ich die ganze Auflage zu Ihren Füßen nieder und Sie mögen dieselbe dem verdienten Feuertode überliefern.“ „Still, still, keine neue Poetenthorheit,“ lächelte Emilie, „gönnen Sie der armen Fiorina die seltene Ehre einer dritten Auflage. Die Dichtung wird der Frauensache nicht schaden; würde man auf die Dichter hören, stünde es schlecht um die Letztere. Sagt ja doch jener moderne Lyriker, der die zahlreichsten Auflagen seit undenklichster Zeit erlebte, er sagt zum Weibe: „Lieb' und stirb.“ Zum Glück nur eine schöne Phrase. Denn die zahlreichen armen Frauen, welche heutigen Tages weder zum Lieben noch zum Heiraten gelangen, sie hätten ja nicht einmal das Recht zu sterben, da sie nicht geliebt haben. Also gönnen Sie Fiorina ihr ideales Leben, und machen Sie für das Honorar, welches sie Ihnen bringen wird, Ihrer Frau lieber eine Freude. Die arme Hortense, sie ist wirklich sehr unglücklich und unschuldigerweise; sie ist ein Opfer des Erziehungssystems, welches man bei den Frauen anwendet.“ „Und im Weiteren ein Opfer meines Ideales,“ ergänzte Alberti trübe. „Man erkennt einen Irrthum nie zu spät,“ sagte Emilie schonend „und unser Blatt? Da Sie principiell nichts einzuwenden haben, soll ich umsonst auf die That-

Kraft eines Mannes wie Sie gerechnet haben? Wollen Sie den Plan nicht ernstlich erwägen?" „In der That, meine schöne Freundin," erwiderte der Dichter sinnend, „Sie überschätzen meine Fähigkeiten. Ich könnte die Administration, das Feuilleton, den nicht politischen Theil übernehmen, aber zum politischen Schriftsteller bin ich nicht gemacht, dazu benebeln meine Poetenthorheiten zu sehr meinen klaren Verstand." „Für jenen Theil des Blattes habe ich einen Andern im Sinne," warf sie ein. „Dann ging es eher," sagte er, „darf ich wissen, wer der mir zugedachte Colleague ist?" „Konrad Lindau," war Emilie's ruhige Antwort. „Konrad!" rief er freudig, „ja, das ist eine passende Thätigkeit für den Armen, wie er sie bis jetzt noch nicht gefunden hat. Ich darf nicht zurückbleiben, es ist Ihnen vielleicht beschieden, unser guter Genius zu werden, Emilie, hier meine Hand, ich bin der Ihre!" — — —

Alberti kam nach Hause und traf Hortense ruhig und geduldig mit dem fatalen grünen Kleide beschäftigt, welches sie nun, so gut es eben gehen wollte, für die kleine Flora zuschnitt. Er begrüßte sie freundlich und nachgiebig und sie erwiderte seinen Gruß in gleicher Weise. Der Friede war augenblicklich wieder hergestellt. Er erzählte nun, welche Pläne Emilie mit ihren Freunden entworfen, und in welcher Art er seine Betheiligung zugesagt. „Also das war es," rief Hortense enttäuscht. „Nein, auf welche tolle Ideen Emilie doch verfällt! So gut sie ist, bleibt sie doch ein überspanntes Geschöpf. Ah Benno, das taugt gewiß nichts, das wird uns nur noch unglücklicher machen, der selige Papa sagte immer, die Volksfreiheit sei verwerflich und unheilvoll. Entweder sei es leeres Wortgepränge oder führe sie zur Revolution, zum schrecklichen Umsturz. Auf so Etwas solltest Du Dich nicht einlassen, Du solltest an Deine Familie denken! Behalte doch lieber Dein sicheres, solides Einkommen, hörst Du, Benno?"

„Ich habe bereits mein Wort gegeben, Hortense, aber sei nur ruhig, Dein und Deiner Kinder Wohl soll nicht gefährdet werden!"

Seufzend verließ er das Zimmer.

Fünftes Capitel.

Unterredungen.

Es war ein schwerer, aber kurzer und siegreicher Kampf gewesen, den Emilie um die Ausübung ihres Berufes gekämpft. Nicht viel mehr als ein halbes Jahr war vergangen, seit sie ihre Praxis eröffnet, aber wie erfreulich hatte sich Alles gestaltet! schon war ihre Stellung gesichert, ihr Ruf gegründet, ihre Verhältnisse auf das Beste geordnet. Nun lächelte der Frühling über der volkreichen, lebensvollen Stadt, in deren bewegtes Getriebe auch sie nun durch ihre Thätigkeit eingriff, und endlich, endlich durfte sie sich sagen, nach langen bangen Stürmen sei nun auch für sie ein Frühling hereingebrochen. Das große Ziel, welches der verklärte Vater für seine Tochter erwünscht und erstrebt, nun war es erreicht. — Thätig, frei und selbstständig stand sie auf der Höhe des Lebens und alles hatte sie erreicht durch eigene Kraft, Hunderte von Menschen kannten, liebten und schätzten sie, suchten ihren Rath und ihre Hilfe, waren mit ihr durch tiefgreifende Interessen verknüpft. Hatte sie jenes Liebesglück nicht gefunden, welches sonst das Frauenherz ausfüllt, so wurde sie durch das beseligende Gefühl entschädigt, ein „Mensch unter Menschen“ zu sein, indem sich für sie dieses Verhältniß zur schönsten Blüthe entfaltet hatte. Sie liebte Konrad Kindau mit jener Zärtlichkeit, mit welcher eine reine, edle Frauenseele an dem Bilde des einmal gewählten Mannes hängt, sie zögerte keinen Augenblick, diesem Bilde die Treue zu bewahren, als zwei edle, hochachtungswerthe Männer, Ernst Rotte und Baron Zsendorf, um ihre Hand warben. Dennoch dachte sie längst ohne Wunsch und ohne Hoffnung an Konrad. Ihr Dasein hatte ja einen schönen, durchaus befriedigenden Inhalt, was sollte sie sich noch in der Sehnsucht nach einem traumhaften Glück verzehren, welchem sie entsagt, als es eben erst als eine holde Ahnung in ihrem jungfräulichen Herzen auftauchte, welches von ihrem ernstesten Streben und Ringen längst in den tiefsten stillsten Grund ihrer Seele zurückgedrängt worden war? Scharfes Denken, unermüdlige Arbeit, der

Ausblick nach höheren Zielen gestatteten ihr nicht, in Gefühlen zu schwelgen, in unbestimmtes Hängen und Bangen sich aufzulösen und ihr Herz war überdies durch ihre Kranken und Leidenden in Anspruch genommen. Tausend verschiedenartige Interessen, wie sie das Leben unter den Menschen mit sich bringt, beschäftigten ihren Geist. Ja, sie hatte wenig Zeit, an Konrad zu denken, die leise Wehmuth des Entsayens, die Empfänglichkeit für fremde Leiden, welche die langen, schmerzlichen Kämpfe in ihrem Herzen zurückgelassen, breitete eine liebevolle Milde über ihr ganzes Wesen und ließ sie den warmen Ton finden, der ihr wirklich alle Herzen gewann. Selbstlos, wie sie durch Kampf und Entsayen geworden, hatte sie nur noch den Wunsch, der ganzen Menschheit zu gehören und mit innerer Freude widmete sie sich dem Einzelnen, sowie den Interessen der Gesammtheit.

Die Geschwister hatten jetzt bereits eine geräumigere, zwar einfache, aber doch bequeme Wohnung bezogen, Emilie besaß ihren eigenen Wagen; der Kaffee gab Emil keinen Anlaß zu Klagen. Der junge Herr klagte überhaupt nicht mehr, er war längst ausgeföhnt mit Emiliens Beruf. Ohne denselben hätte er ja nicht wieder beginnen können, zu „leben“, wie er sich ausdrückte, d. h. mit Karl Kotte die Kaffeehäuser und Restaurationen von Renommée durch seine Anwesenheit zu verschönern. Er machte ernstlich Wiene, sein Lieutenantleben in neuer Auflage zu produciren. Emiliens Freunde konnten nicht begreifen, warum das strenge, ernste, thatkräftige Mädchen den leichtsinnigen Bruder gutwillig gewähren ließ, ja ihn noch durch ihr sauer verdientes Geld unterstützte. Sie ahnten nicht, daß die große, stolze Emilie nicht im Stande war, den schmeichlerischen Bitten des jungen Mannes zu widerstehen, ja daß sie sich sogar um seine Liebe und Zufriedenheit bemühte und nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Wer verstand dieses räthselhafte Herz, welches so stolz den Gegenstand seiner Zärtlichkeit von sich gestoßen und nun seinem Bedürfniß zu lieben und für Jemand zu sorgen, in dieser Weise Genüge that? Emilie liebte so sehr das Dasein, sie war so glücklich, sich wieder hübsch und gemüthlich einrichten zu können, aber der Reiz des

Zuhause bestand doch eigentlich darin, daß sie es für Jemand angenehm machte und mit Jemand genoß. So oberflächlich Emil war, so viel er seine Vergnügungen außer dem Hause suchte, war er doch zu gutmüthig, um nicht mit dankbarer Zärtlichkeit an der treuen und liebenswürdigen Schwester zu hängen. Mit rücksichtsvoller Aufmerksamkeit kam er ihren Wünschen entgegen und so wurde Emilie das Gewünschte, sie konnte bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten doch mit ihm plaudern und für ihn sorgen, sie konnte sich in ihren freien Stunden mit ihm ihrer neugegründeten, hübschen Häuslichkeit freuen. In Emil's Anwesenheit oder allein empfing sie des Abends öfters einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten bei sich, meist junge, freisinnige Männer, besonders Aerzte und Journalisten, welche sich mit Begeisterung um die schöne Kämpferin für Freiheit und Fortschritt scharten. Da wurden die großen Fragen des Tages besprochen, für die idealen Güter der Menschheit manche Lanze gebrochen. Emilie stand mitten in dem regsten Geistesleben des Tages, in manchen geistvollen, freisinnigen Zirkel wurde sie eingeführt. Das Interesse und die Sympathie, mit der man ihr begegnete, gab ihrem ernstesten und thätigen Leben Reiz und Farbe. Mit Professor Seeborn und Onkel Herrmann stand sie indessen im eifrigsten Briefwechsel. Der Letztere nannte sie in seinen Briefen mit unermüdlcher Consequenz „Emil“ und discutirte schriftlich wissenschaftliche Fragen mit ihr. Seeborn dagegen folgte mit der wärmsten Theilnahme der äußern Gestaltung ihres Strebens, ihr Gedankenaustausch war ein allgemeinerer und wärmerer. Von Konrad Lindau hatte sie seit dem Tode des Vaters keinen Brief erhalten, wie sie es angeordnet, dennoch wollte sie ihn jetzt unbedingt in ihre Nähe rufen. Sie wußte, daß er keine ersprießliche, seinem Wesen entsprechende Thätigkeit gefunden hatte, sie wußte jetzt eine solche für ihn, sie wußte, hier könne er nützlich sein, und sie hielt es für klein und feige, die Gefühle, welche sie an ihn knüpften, störend dazwischen treten zu lassen. Beide waren sie nun durch Zeit und Erfahrung gereift, sie selbst hatte ihre Existenz endgiltig gestaltet, sie mußte und konnte ihm jetzt ruhig in's Auge sehen und jene Empfindungen durften ihren Verkehr als unabhängige, denkende

Menschen nicht beherrschen. Aber ob er nicht vielleicht seine Ansichten geändert, sich bekehrt hätte und nun vielleicht eine Verbindung mit ihr wünschen würde? Emilie dachte wirklich nicht an diese Möglichkeit, sie dachte nur daran, sich mit einem, ihr unendlich theuren Menschen im Streben nach edlen und selbstlosen Zwecken zu begegnen. Manchem wäre dies vielleicht als eine künstliche, schwärmerisch exaltirte Selbstlosigkeit erschienen, aber dem war nicht so. Im Gegentheil, dieser Standpunkt entsprang einfach und natürlich aus ihrem Wesen und Streben, welches ihrem Dasein nicht nur in Bezug auf den Mann ihrer Wahl, auf das Glück ihres Herzens, Werth und Bedeutung gab. Andere Interessen verknüpften sich mit ihrer Person und das, was sonst ein Frauenleben ausfüllt und beherrscht, war für sie nur eine, zwar ihrem Herzen sehr naheliegende, aber dennoch gewissermaßen untergeordnete Privatangelegenheit.

Das Verhältniß der Frauen zu den, ihnen näher stehenden Mitgliedern der Gesellschaft ist sonst ein sehr oberflächliches. Die Männerwelt erscheint ihnen nur im Lichte des Liebhaber-, Courmacher- und Ehecandidatenthums. Haben sie einen Gatten gewählt, oder besser sind sie gewählt worden, verknüpft sie nur das lose Band gesellschaftlicher Unterhaltung mit den übrigen Männern. Denn eine Frau, die „an den Mann gebracht ist“, hat den Zweck ihres Daseins erfüllt und sich um die übrige Welt eigentlich nicht mehr zu bekümmern. Aehnlich ist das Verhältniß der Frauen zu und unter einander; es begründet sich nur auf untergeordnete Interessen. Bekanntlich bestehen nur höchst selten tiefergehende Beziehungen, wahre Freundschaft zwischen ihnen, denn wenn man von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß die Frauen nur da sind, um einen Mann zu kapern, sind sie alle natürliche Rivalinnen und stehen durch ihre Einzelbestrebungen unter ihren Mitschwestern isolirt da. Mit Emilie war es ein anderer Fall, Niemand wußte, ob sie je zu einem Manne in näheren Beziehungen gestanden, Niemand forschte darnach, denn an sie war der gewöhnliche Maßstab nicht zu legen. Sie hatte einen von ihrem Geschlechte unabhängigen Daseinszweck und die Männer betrachteten sie nicht als ein heiratsbares Mädchen, sondern als Genossin ihres Denkens, Strebens und Arbeitens, in der sich

mur durch die Anmuth und Zartheit der Sitten, durch die andersgeartete Empfindungs- und Anschauungsweise das Weib kennzeichnete, die Frauen sahen in ihr gleichsam eine dritte, unparteiische Person, welche über ihren Wünschen und Sorgen stand.

Und doch, wie sie so sinnenden Auges die mannigfachen Bilder überschaute, welche das buntbewegte Leben an ihrer klaren Seele vorbeitrieb, so wirkten sie immer wieder ein auf das heimliche Weben und Walten ihres Herzens, so nährten sie immer nur unmerklich und wohlthätig das Andenken an den Geliebten. Immer dachte sie an ihn, wenn sie sah, in welchem Verhältniß andere Frauen zu ihren Gatten und Verlobten standen, welchen Einfluß dasselbe auf ihr Wesen und Leben hatte und in klaren, reinen Umrissen, wie ein lichter Genius, erhob sich dann ihre eigene Liebe zu Konrad aus den Tiefen ihrer Seele, still ruhend in der Sphäre, welche ihr starker Geist derselben angewiesen und welche sie nicht überschreiten durfte. Ein solches Bild, welches Konrad's Andenken oft in ihr wach rief, war Clementine von Steinbruck und deren Ehe. Seit dem Tode ihres Kindes war Clementine insoweit verändert, als sie sich nicht mehr so willig den Anforderungen des geselligen Lebens und speciell denen ihres Gatten fügte. Sie glänzte nicht mehr durch modisch elegante Toiletten, durch die feinen Gesellschaften, die sie arrangirte. Sie hatte einen Widerwillen gegen diese Dinge gefaßt; da diese aber besonders ihren Gatten an sie fesselten, wurde derselbe sichtlich unzufrieden mit ihr und begann ihr mehr denn je seine Autorität fühlen zu lassen. Ein Mann von so geringem sittlichen Fond, von so mangelhafter Empfänglichkeit für den innern Werth des Menschen, wie Baron Steinbruck, mußte sich sehr gedrungen fühlen, sich auf solche formale Autorität zu stützen. Er that es, indem er dieselbe als den Kernpunkt des ehelichen Verhältnisses darstellte und Clementine sah sich nun eingeschränkt und beeinflusst in ihrem eigenthümlichen Gefühlsleben, in ihrer individuellen Existenz. Drückend fühlte sie die Abhängigkeit von einem Manne, den sie oft gar nicht achten konnte. Eine krankhafte Melancholie, ein tiefer Lebensüberdruß erfüllte die junge Frau, auch ihre Gesundheit wollte nicht ganz kräftig werden und sie blieb deshalb

in fortwährender Verbindung mit Emilie, obgleich der Baron die „excentrische und abenteuerliche junge Person“ gern gemißt hätte. Mit einem fast leidenschaftlichen Interesse verfolgte Clementine Emilien's Wirken und Wesen. Apathisch, energielos und entnervt, wie sie durch Gewohnheit und Erziehung war, staunte sie das Wunder an, wie ein junges Mädchen aus eigener Kraft und Initiative ihr Dasein so eigenartig und selbstständig zu gestalten vermochte. Reife, abgebrochen, schüchtern, mit jener keuschen Zurückhaltung, welche weich und zart empfindenden Frauen in Bezug auf ihre Gefühle eigen ist, vertraute sie Emilien dies und jenes über ihr inneres und äußeres Leben. Hier vermochte sie dies, denn in dieser trat ihr reinmenschliche Theilnahme entgegen, uneingeengt durch conventionelle Rücksichten. Emilie schauerte vor dem Bilde dieser Ehe, welches sie halb errieth, halb sich enthüllen sah und innerlich freute sie sich, daß sie Konrad gegenüber ihre Abweisung so streng aufrechterhalten, daß sie sich nicht auf die Realisirung eines Verhältnisses mit ungleicher und ungewisser Basis eingelassen, daß ihre Gefühle für den Mann rein und ungetrübt, ja sein Bild selbst unentweiht geblieben, bis auf den Schatten, den der eigensüchtige Irrthum seiner Liebe auf dasselbe geworfen. „Es war doch gut so,“ sagte sie sich oft, wenn die Erinnerung an schmerzliche Scenen der Vergangenheit ihre Seele durchschauerte, „es war doch gut, wie gut so! Was wäre aus mir geworden, wenn ich damals sein geworden, wie er es gewollt? Nein, die Liebe ist zu heilig, als daß man sie so bedachtlos in realem Boden verpflanzen dürfe, ohne ihre ideale Existenz genügend sicherstellen zu können? Wie manches liebende Paar, welches in seiner Schwärmerei Noth und Armuth leicht zu ertragen wähnte, ist in der niedersten Prosa des Lebens elend verkommen, wie das wehmüthige Lied singt: „Sie sind gewandert weit umher, — sie haben gehabt weder Glück noch Stern, — sie sind verdorben, g e s t o r b e n.“ — — — — —

Es war in vorgerückter Nachmittagsstunde, Emilie war von ihren Krankenbesuchen heimgekehrt, Emil aus dem Rotte'schen Fabrikstablissemment, wo er seit einiger Zeit einen wenig Anstrengung erfordernden Inspectionsposten bekleidete. Emil aber, an nichts

weniger als an eine geregelte Thätigkeit gewöhnt, lag dennoch ganz erschöpft, erschufft, mit einer wahren Märtyrermiene in einem Fauteuil, während die Schwester beschäftigt war, ihm ein Glas Limonade zu bereiten.

Da wurden die Beiden durch das Erscheinen Clementinens von Steinbruck überrascht, welche sich bisher nach ihrer gewohnten Weise dennoch ihrem Gemahl genug gefügt hatte, um nur ihrerseits Emiliens Besuche zu empfangen. Letztere freute sich innerlich nicht nur über Clementinens freundliche Absicht, sondern mehr noch über den Beweis von Selbstständigkeit. Mit innerer Vergnüglichkeit, die ihr der Gedanke, in einem hübschen, wohlgeordneten Heim als Hausfrau zu walten, stets gewährte, führte sie die Baronin in ihr freundliches Empfangszimmer. Clementine fühlte sich warm berührt von dem anmuthenden Arrangement der Wohnung, von der Behaglichkeit, die das Ganze charakterisirte, endlich von der heitern Befriedigung, mit welcher Emilie sich bewegte. Sinnend blickte sie auf das schöne Mädchen, welches freundlich plaudernd neben ihr am Sopha saß. „Liebe Emilie,“ sagte die junge ernste Frau seufzend, „lassen Sie sich nicht unangenehm davon berühren, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich die entsetzlichste Langeweile zu Ihnen getrieben hat. Sie wissen, diese Lebenslangweiligkeit ist nicht zu unterschätzen, sie heißt bei dem Engländer Spleen und drückt ihm bisweilen die Pistolen in die Hand. Lenau's Juan sagt: „Mein Todfeind ist in meine Hand gegeben, — Jedoch es langweilt wie das ganze Leben“ und — ersticht sich. Es ist die tödtliche Langeweile, die den Menschen ergreift, wenn er im oberflächlichen Genuß keine Befriedigung findet und wenn er dann nicht weiß, was er mit sich selbst anfangen soll. Sehen Sie, ich war heute zu einem steifen, pompösen Diner geladen und lehnte es ab, weshalb ich mit dem Baron viel, viel Verdruß hatte. Beim Abgehen sagte er mir noch, er sei doch begierig, was ich Besseres zu thun hätte! Ein wahres Wort, ich hatte wirklich nichts zu thun, nicht einmal etwas Schlechteres. Ich wußte nicht, was ich mit meinem eigenen Selbst anfangen sollte, wie dies so oft der Fall ist. Ich nahm meine Zuflucht zu Ihnen, denn ich weiß, Sie sind immer beschäftigt, angeregt, voll geistigen

Lebens.“ Sie schloß mit einem eigenthümlichen, ernstern Lächeln: „Und nun rathen Sie mir, was ich mit mir selbst beginnen soll. Ich weiß nicht, was noch aus mir werden soll wenn ich in dieser Art fortlebe,“ und als Emilie groß, fragend und unsicher aufschaute, rief sie heftig: „Ja, ja, es ist mein Ernst.“ „Ihr Ernst ist mir sehr erklärlich,“ sagte Emilie nicht ohne einige Befangenheit, „aber es ist nicht leicht möglich, Ihnen einen Rath zu ertheilen, wie Sie auf Ihr Schicksal bestimmend einzuwirken vermöchten. Das Loos vermählter Frauen ist in den bestehenden Verhältnissen so ziemlich abgeschlossen und es ist, ausgenommen für den Gatten, sehr schwer, auf dasselbe einen Einfluß zu nehmen.“ „Ja die Frauen haben ja eigentlich nur in Bezug auf die Männer zu existiren,“ warf Clementine bitter ein, „das ist es eben. Aber mancher von uns gab die Natur ein reiches, eigenartiges Leben, eine selbstständige Individualität und wohin soll man dann mit dieser!“ „Sie haben Ihre Freiheit eben einmal hingeopfert,“ sagte Emilie leise „und Sie müssen dies um einen Preis gethan haben, den ich zwar nicht kenne, der aber doch einen gewissen Werth haben muß. Existirt dieser Preis denn gar nicht mehr für Sie? Sind die Verhältnisse, unter denen Sie sich vermählten, die doch einigermaßen beglückend sein mußten, ganz todt und erstorben? Ist Ihnen der Standpunkt ganz verloren gegangen, welchen Sie als Braut und Neuvermählte einnahmen? Man pflegt doch einen Bund für das Leben, nicht unter dem Einfluß so schnell vergänglicher Factoren zu schließen?! Die Gefühle, welche Sie einst Baron Steinbrud's Braut werden ließen“ — „Nichts davon,“ fiel Clementine erregt ein, „da ich Ihnen schon so weit vertraut habe, Emilie, dachte ich, Sie müßten längst wissen, daß ich für den Baron nie etwas empfand, was der Liebe ähnlich ist.“ „Und doch vermochten Sie seine Frau zu werden, ihm durch Jahre anzugehören,“ rief das junge Mädchen vorwurfsvoll, „Sie, Sie, o ich hatte immer so hohe Begriffe von Ihnen, Clementine.“ Sie stockte. „Sie sind in gewissem Sinne ein Kind, Emilie,“ sagte die junge Frau schmerzlich getroffen, „trotz allem, was Sie gethan und geworden. Sie haben noch immer hartnäckige Ideale in Ihrer Mädchenseele. Wenn Sie mich verachten

wollen, weil ich mich ohne Liebe vermählt habe, so müssen Sie den größten Theil der Frauenwelt verachten. Wer hält es nicht gar für eine lächerliche Schwärmerei, nur aus Neigung zu heiraten, wer hält es nicht für lobenswerth, für lebensklug, wenn ein Mädchen, ohne ihre persönlichen Wünsche und Neigungen zu berücksichtigen, ihre Hand vergibt, um sich gut zu versorgen? Der Segen ihrer Eltern und Beschützer und aller wohlgesonnenen Leute geleitet sie dann in den heiligen Ehestand! Ich habe Baron Steinbruck geheiratet, weil meine Eltern mich nicht anders zu versorgen wußten. Ich fühlte mich nicht im Geringsten hingezogen zu ihm, ja ich habe ihn sogar verachten gelernt. Steinbruck ist im Grunde ein niedriger Mensch, aber er ist ein Mann und weiß den Anstand zu wahren und darum gilt er für einen Ehrenmann *comme il faut* trotz seiner ziemlich gemeinen Inclinationen, ja man hat mich oft genug um mein Loos — beneidet. Ja so ist es, meine liebe kleine Emilie! — und so sind und waren Tausende von Frauen verheiratet, Frauen wohl noch besser als ich. Ich habe an dem Glend meiner Ehe genug zu tragen, die Gewissenskrupel weise ich von mir!“ Emilie war heftig erregt aufgesprungen, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen stand sie vor Clementine. „Und dennoch ist es und bleibt es eine schmachvolle Entwürdigung,“ rief sie, „wenn eine Frau die Schätze ihrer Weiblichkeit preisgibt, ohne Liebe und Sympathie, ohne die heiligende Weihe seelischer Uebereinstimmung. Wenn sie ihre Weiblichkeit dazu mißbraucht, sich Geld und Gut, sich äußern Vortheil zu erkaufen, so ist sie prostituiert, geschehe es in welcher Form immer. Freilich, wenn der Preis nur ein recht hoher ist und wenn der Kauf nur vor dem Altare geschieht, dann sagt die ganze fromme, tugendhafte Welt Amen dazu und die so verbundenen Gatten werden geehrt und zum erbaulichen Muster aufgestellt. Aber dennoch bleibt das zwischen ihnen bestehende Verhältniß ein durchaus unsittliches, niedriges, gemeines.“ — „Emilie, Sie sind schrecklich,“ rief Clementine verwirrt und entsetzt von diesen Worten und sah angstvoll zu dem jungen Mädchen auf, welches so rücksichtslos war in seinem jungfräulichen Stolze. Emilie besann sich

und senkte den Kopf. „Welche abscheulichen, von der Sitte geheiligten Dinge gibt es in unserer civilisirten Welt,“ sagte sie milder.

„Ja und wir Frauen, die man in einer beschränkten Sphäre einseitig erzieht, wir sollen die Dinge nicht in der gewohnten, überkommenen Beleuchtung sehen,“ sagte Clementine schwer aufseufzend. Sie hatte die Empörung ihres Stolzes, welche Emiliens Worte hervorgerufen, niedergekämpft, sie wußte nichts auf dieselben zu erwiedern. Nach einer Pause nahm sie voll leidenschaftlicher Bitterkeit das Wort: „Sie waren so empört über das eben berührte Verhältniß. Was werden Sie zu der naheliegenden Annahme sagen, wenn eine Frau, die einen Mann geheiratet hat, den sie nicht liebt, nun Einen findet, zu welchem sie ihre Sympathien ziehen? Wenn sie dessen Bild im Herzen trägt und doch einem Andern gehört? Und doch, wer darf sie anklagen, denn die Frau hat das Recht, einmal zu wählen, wenn man sie vor diesem Augenblicke verkaufte, ohne ihr Herz zu Rathe zu ziehen, ist es ihre Schuld? Kann man den Gefühlen befehlen, kann man dem Glauben befehlen? — Nein, nein, Geist und Empfindung lassen sich nicht bestechen, auch nicht durch unnatürliche, aufgedrungene Pflichten. Ja wenn ein solches Gefühl von den Umständen begünstigt wird, wenn eine solche Frau ein heißes, leidenschaftliches Naturell besitzt, wenn sie sich selbst vergißt und sündigt, wer ist mehr anzuklagen, sie oder die unseligen Verhältnisse, welche aus den natürlichsten Empfindungen eines Frauenherzens eine Sünde machten? Doch Sie wissen das nicht zu beurtheilen, Emilie, Sie werden die Macht der Neigung vielleicht leugnen, anzweifeln!“ „Nein, nein, Sie thun mir Unrecht, ich urtheilte nicht vorschnell,“ sagte das junge Mädchen stolz, „ich bin geliebt worden, geliebt von edlen Männern. Auch ich besitze ein warmes Herz, auch ich habe einmal gewählt. Still habe ich meine Liebe mit mir herumgetragen durch das wechselnde Leben, oft hatte ich in dunklen Stunden die leidenschaftliche Sehnsucht, mich an den Geliebten anzulehnen, ihm zu gehören. Aber er wollte mir die Freiheit, die Selbstständigkeit nicht zugestehen, die ich als ein Unterpfund meiner höhern Menschenwürde betrachte und — ich widerstand ihm. Kein Kuß entweihete meine Lippen, denn er sah nur das

begehrenswerthe Weib in mir, nicht die gleichberechtigte Genossin seines bessern Selbst. Sorge und Kummer, Kampf und Gefahren, ich habe Alles allein getragen ohne den Trost eines Zärtlichkeitsbeweises von ihm. In den entscheidendsten Augenblicken meines Daseins verwarf ich immer wieder seine Liebe und — bei Allem, was rein und heilig ist, jede edle, selbstbewußte Frau soll in ähnlichem Falle so handeln.“ Wortlos, verwirrt, sank die junge Frau, welche ihren schönsten Beruf als Weib auf so traurige Weise verfehlt hatte, in sich selbst zusammen vor dem stolzen jungfräulichen Wesen. Ihre in den Staub getretene Frauenwürde empörte sich bei dem reinen Blick dieses Mädchens. Emilie bemerkte jetzt ihre Blässe, ihre Aufregung, sie umfaßte sie liebevoll und sagte herzlich: „Ach, wie konnte ich so leidenschaftlich werden, ich habe Sie aufgeregt, liebe Clementine, gekränkt vielleicht und Sie bedürfen der Schonung, Sie sind leidend. Vergeben Sie mir.“ „Nein, nein, theure Emilie,“ widersprach sie hastig, „lassen Sie uns jetzt nicht an meine Gesundheit denken. Mich beschäftigen in diesem Augenblick wichtigere Dinge. Ich fühle es, ich muß mich von Baron Steinbruck trennen — trennen um jeden Preis.“ „Ich habe Sie dann Ihrer ganzen Familie beraubt,“ rief Emilie ängstlich, „die kleine Emilie starb unter meinen Händen, nun brachte ich Sie auch noch auf den Gedanken, sich von Ihrem Gatten zu trennen, der doch vielleicht unglücklich sein wird.“ — „Welche Zaghaftigkeit,“ unterbrach sie Clementine ruhig lächelnd, „Sie haben mir eben bewiesen, es sei eine Entwürdigung für mich, Steinbruck's Gattin zu sein und nun scheuen Sie sich davor, dieses Verhältniß gelöst zu sehen. Gut, daß keiner der Herren der Schöpfung diese Inconsequenz vernahm, welchen Triumph gäbe es! Doch ich achte Ihre Pietät vor der Ehe, der Familie! Aber seien Sie beruhigt, nur die Gewohnheit und die Sitte befestigen mein Verhältniß zu Steinbruck. Es besteht leider nicht die geringste Gemeinsamkeit unseres innern Lebens, unserer Interessen, keinerlei tiefergehende Uebereinstimmung. Wir können das zwischen uns bestehende Band zerreißen, ohne uns gegenseitig zu verletzen. Und ich will es zerreißen, ich habe diese Nothwendigkeit längst dumpf gefühlt, aber ich hatte nicht die Kraft, sie vor mir selbst auszusprechen. Sie

haben mir heute diese Kraft gegeben! Freilich die schönen Vorrechte einer freien Jungfrau habe ich auf immer verscherzt, aber dennoch kann und will ich nicht mehr Steinbruck's Gattin sein. Er verliert nichts an mir," fuhr sie düster fort, „ich war nicht hingebender, zärtlicher und aufmerksamer gegen ihn, als es eben sein mußte. Ich war ihm mit meiner Seele untreu, ehe ich mit ihm vor den Altar trat, ich hätte ihm vielleicht mit kaltem Blute thatsächlich die Treue gebrochen, wenn es sich so gefügt hätte. Woher hätte ich die Achtung vor der Heiligkeit der Ehe nehmen sollen? Doch nun ist es genug, ich will und werde ihm nicht länger gehören!" „Es erwarten Sie jedoch viele und schmerzliche Kämpfe," sagte Emilie bewegt, „Sie sind ja wieder unverorgt, wenn Sie sich von Ihrem Gatten trennen und seine Großmuth Sie nicht sicher stellt. So lange die Frauen nicht zur Selbstständigkeit erzogen werden, bleibt ihnen nur zu häufig die ausschließliche Wahl zwischen Noth und Selbstentwürdigung. Dies gilt für jede Gesellschaftsschichte, nur in veränderter Form. Ueberdies wird Ihnen der Baron vielleicht Hindernisse in den Weg legen, er hat ja sogar das gesetzliche Recht, Sie bei sich zurückzuhalten." „O das wird sich schon machen, er fürchtet allzu sehr den Scandal," sprach Clementine kalt, „sonst ist meine Zukunft freilich trostlos genug. Aber gleichviel! Mit diesem Gedanken bin ich vertraut. Wir Frauen der Aristokratie und der höhern Gesellschaftsschichten überhaupt leben nur ausnahmsweise in wahrhaft glücklichen Ehen, wir sind zu ernstlichen Geistesarbeiten nicht erzogen, das öffentliche Leben ist uns nur in beschränktem Maße zugänglich; wenn wir nicht in den abgebrauchten, oberflächlichen Vergnügungen Befriedigung finden, bleibt uns nur das einzige, gehaltvollere Glück, unsere Kinder zu lieben. Wenn uns dieses Glück verloren ist, sind wir meist unnütze Geschöpfe ohne eigentliche Existenzberechtigung. Ein solches Geschöpf bin ich auch."

„Die arme, kleine Emilie," sagte Emilie träumerisch und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Clementine umarmte das junge Mädchen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und versicherte sie mit ungewohnter Wärme ihrer Freundschaft und Anhänglichkeit.

„Trennung, Scheidung, Zerstörung,“ wiederholte Emilie sinnend, als die junge Frau gegangen war. „Und doch, es muß sein, wenn Neues aufgebaut werden soll. Wenn die Frauen in neuen, würdigeren Verhältnissen ihren wahren Beruf üben sollen, müssen die alten vorher fallen. Vielleicht findet auch Clementine noch einen neuen, befriedigenden Daseinszweck.

— — „Es ändern sich die Zeiten
Und neues Leben blüht auf den Ruinen.“

Scheiden, Trennen! Der Gedanke blieb vor ihrer Seele und drängte sich ihr mit besonderer Lebhaftigkeit auf, als am nächsten Tage Ernst Rotte mit seiner Schwester Marianne bei ihr erschien. „Marianne wünschte längst zu Ihnen zu gehen,“ erzählte Ernst einfach, „um bei Ihnen den peinlichen Vorfall zu entschuldigen, welcher uns Ihre liebe Gesellschaft raubte, aber Professor Ammon, mit dem sie nun fest verlobt ist, wollte es ihr nicht gestatten. Und weil Marianne eine sehr fügsame Natur und ihr Bräutigam sehr streng ist, mußte sich das gute Kind diesen Zwang auferlegen. Da Ammon jetzt eben verreist ist, benützen wir diesen günstigen Umstand,“ — und als Marianne beschämt und verwirrt dem Bruder ein Zeichen gab, zu schweigen, setzte er hinzu: „Es war das Beste so, liebe Marianne! Einem Wesen, wie Fräulein Emilie, dient man am Meisten mit der reinen Wahrheit.“ Emilie betrachtete das junge Mädchen voll mitleidiger Theilnahme. „So sehr es mich freut, Sie bei mir zu sehen,“ sprach sie voll Herzlichkeit, „so thut es mir doch leid, daß ich Sie dazu veranlaßte, Ihren Verlobten zu täuschen, ja sich vielleicht mit ihm zu entzweien, wenn er von Ihrem Schritte erfährt.“ „Ja, da ist ihm nicht zu helfen, warum verlangt er etwas Unrechtes von mir,“ meinte das junge Mädchen. Es wurde noch Manches über Mariannens Verlobung gesprochen. Emilie erfuhr, daß sie ihren Bräutigam „recht gern“ habe, denn er sei ganz gut und freundlich gegen sie, wenn sie sich seinen Wünschen und Anforderungen fügte. Emilie hatte mit Ernst oft genug über dieses Verhältniß gesprochen, der Letztere war ein heftiger Gegner desselben, aber sein Vater bestand darauf und Marianne fügte sich diesem. Herr Rotte behauptete, seine Tochter käme in „gute Zucht“ und dies

wäre für eine Frau immerhin gut. Ueber die Zweifel an Ammon's Moralität, an seiner Charakterreinheit zuckte er die Achseln; bei einem Manne brauche man in dieser Hinsicht nicht so kritisch zu sein, wenn er nur sonst ein ganzer und tüchtiger Mensch sei. Ammon selbst behandelte Marianne als ein unmündiges Kind, was sie nach seinem Wunsche auch als seine Frau bleiben sollte. Er respectirte genau ihren Ideen- und Bildungskreis, nie berührte er ihr gegenüber seine Berufsthätigkeit, sein öffentliches Leben, denn über diese Dinge hatte sie nicht mitzusprechen. Bei seinen täglichen Morgenbesuchen plauderte er ein halbes Stündchen über gleichgiltige Dinge mit ihr, neckte sie, brachte ihr kleine Geschenke und entfernte sich wieder, wenn nicht der Herr des Hauses da war, mit dem er sich auf ein ernstes, gehaltvolles Gespräch einlassen konnte. Dieses begrenzte Verhältniß war jedoch dem Mariannen anerzogenen Ideenkreis so angemessen, daß es ihr selten drückend erschien, obgleich es auf ihren künftigen Ehestand wohl eigenthümliche Schlüsse zuließ. Nur wenn Ammon ihr widerstrebende Dinge verlangte, wie die Zurückweisung Emilien's, empörte sich ihr gutes Herz und ihr gesunder Menschenverstand dagegen, welch' Letzteren sie in höherem Maße besaß, als man nach ihrem Wesen annehmen mochte. Aber der Befehl des Vaters, die Zureden der Mutter führten sie bald wieder zur Botmäßigkeit zurück.

Auch jetzt sprach Ernst unverhohlen sein Mißfallen an der Wahl der Schwester aus und Emilie stimmte ernst bei. „Aufrechtig gestanden, auch ich kann Sie nicht dazu beglückwünschen, die Braut Professor Ammon's zu sein. Ich fürchte, er wird vielmehr Ihr „Herr“ sein als liebender Gatte.“ „Ich habe das wohl auch dunkel geahnt,“ gab die junge Verlobte schüchtern zu, „aber ich dachte, darein müßte ich mich fügen. Auch ist es jetzt zu spät zu solchen Betrachtungen, mein Vater hat für mich das Wort gegeben.“ — „Doch wohl nur mit Ihrer Zustimmung?“ frug Emilie. „Nun ja wohl,“ sagte Marianne nach einer Pause, „ich sagte freilich nicht gerade Nein. In Wahrheit konnte ich eigentlich keinen Entschluß fassen, ich wußte nicht recht, was ich wollte, bis der Vater meiner Unentschlossenheit ein Ende machte.“ Emilie sah mit tiefem Bedauern

auf das willenlose Wesen. „Und Marianne dachte, heiraten müsse sie auf jeden Fall einmal,“ fiel Ernst entschuldigend und doch mit einer gewissen Bitterkeit ein, „und so ist es gekommen, nicht wahr, Marianne?“ Er tauschte mit Emilie einen Blick des Einverständnisses aus. „Nun, das bedeutungsvolle, entscheidende „Ja“ ist noch nicht gesprochen und wird auch noch nicht gleich gesprochen werden. Denn unsere gute Mutter ist noch lange mit den stattlichen Wäschevorräthen zu Mariannens Aussteuer nicht fertig, und früher erlaubt sie nicht, daß Hochzeit gemacht wird.“ Er ging mit dem beklommenen Mädchen, welches durch die Unterredung ganz unsicher geworden war.

„Was sagen Sie denn eigentlich zu der Wahl meines Bruders?“ frug Linda Ammon, als dieselbe Emilien mit ihrem Bruder in einem öffentlichen Garten traf und ihr von des Professors Reise erzählt hatte. „Ich sage einfach, daß er Marianne Kotte unglücklich machen wird,“ erwiderte Emilie. „O, Sie sind im Irrthum,“ lachte Linda, „solche Gännschen wie Marianne fühlen sich in ihrem Käfig ganz wohl, die Beschränkung und Abhängigkeit ist ihnen Bedürfniß.“ „Um so trauriger, wenn solche Wesen keinen Begriff von individueller Selbstständigkeit, von geistiger Freiheit haben. Ist der Blindgeborene darum nicht bedauernswerth, weil er das Licht nicht kennt und sich daher nicht darnach sehnt?“ „Sie bleiben doch eine philanthropische Schwärmerin, Fräulein Waldheim. Und doch sind diese armen Dinger, wie Marianne Kotte und ihre Mutter wirklich nicht so idyllisch glücklich; erst neulich kamen sie furchtbar in die Klemme! Es war, als die Verlobung festlich begangen wurde. Da gab es einen pompösen Ball des Abends. Da es sich gehört, daß bei solchen Gelegenheiten die ganze Sippe des Bräutigams und der Braut anwesend ist, war auch ich geladen, obgleich ich sonst bei der ehrsamten Familie Kotte im schwarzen Buche stehe. Ich machte mir nun den Spaß, die Herren zum Tanzen aufzufordern, da ich nicht gesonnen bin, nur ihnen die Wahl zu lassen. Das Entsetzen unter den hochschätzbaren Basen war unbeschreiblich. Sie fielen über meinen Bruder her und beschworen ihn, mir das Handwerk zu verbieten. Aber Rudolf weiß ganz gut, daß dies bei mir nicht angeht, wollte aber seine Ohnmacht nicht

eingestehen und empfahl also seiner Brant, seiner künftigen Schwiegermutter nebst Anhang ziemlich kategorisch, seine Schwester gewähren zu lassen. Nun denken Sie sich das Dilemma! Der Wille dieses „Herrn der Schöpfung“ mußte doch befolgt werden, aber die von mir verübten Greuel schrien zum Himmel. Die Situation war köstlich.“ „Und doch waren die Basen im Recht, Fräulein Linda,“ warf Emilie ein. „Ich kenne Ihre Ansichten, ehemaliger Herr Emil, wir haben verschiedene Begriffe von Gleichberechtigung. Wenn der undenkbare Fall einträte, daß ich einen Mann finde, der mir als Ehemann entspricht, so werde ich mich um seine Hand bewerben, ich werde als Freierin auftreten. Pourquoi pas? Die Männer sind übrigens in Bezug auf die Gleichberechtigung in meinem Sinne fabelhaft begriffstüzig. Meinen Sie wohl, die Tänzer am Rotte'schen Ball hätten meine Absicht, Herren und Damen sollten sich frei untereinander wählen, verstanden? Behüte, kein Einziger forderte mich auf. Grinsend stellten sich die Dummköpfe mir in den Weg und überließen die Aufforderung mir allein. Ein hoffnungsloses Geschlecht das! Doch ich muß gerecht sein! Es ist mir durch meine Anhänger und Freunde gelungen, Mitglied des hiesigen Schachclubs zu werden. Selbstverständlich bin ich in dieser Eigenschaft die erste Dame und hoffe es auch zu bleiben. Denn jetzt kann ich mich doch frei und ungebunden unter die Männer mischen, aber wenn mehrere „Damen“ dazu kämen, würden wir gleich in einen separaten Käfig gesteckt, während sich die Herren in einem sogenannten „Rauchzimmer“ untereinander gütlich thäten. Was meinen Sie denn zu dieser meiner Errungenschaft?“ „Sie wissen, Fräulein Ammon, mein Ehrgeiz hat andere Ziele. Doch scheint es mir ganz angemessen, daß bei derartigen Gesellschaften Herren und Damen ohne Unterschied Mitglieder werden können. Aber die von Ihnen so gefürchteten „separaten Käfige“ sind mir unerläßlich. Es müßte ein Lokal da sein, wo sich Herren und Damen beliebig mischen. Aber da ich von den Männern verlange, daß sie sich in meiner Anwesenheit einen gewissen Zwang auferlegen, so muß ich ihnen billig gestatten, auch bisweilen frei und ungebunden mit einander verkehren zu können. Ähnliches gilt von uns Frauen.“ „Ich will für meine

Person keine Schranke dulden, keinen Unterschied, wie Sie wissen," sagte Linda. „Und ich meine, in allen solchen öffentlichen Angelegenheiten, welche Vergnügen und geselligen Verkehr betreffen, können wir, besondere Fälle ausgenommen, den Männern die Initiative überlassen," erwiderte Emilie, „in diesem Punkte soll die Männerwelt uns umwerben.“ „In der That, Fräulein Waldheim, die glücklichsten Erfolge haben Sie nicht muthiger und unternehmender gemacht. Sie haben von den Männerkleidern nichts profitirt. Erlauben Sie mir ein offenes Wort: Sie huldigen doch noch dem weiblichen Ideale alten Styles, welches in den Nebel der Entfagung, der Hingebung, der Aufopferung zerfließt. Sie thun es freilich in neuer, origineller Form, aber Sie sind so entsetzlich selbstlos, daß Sie gar nichts für sich wollen, keine rechte Freiheit, keinen rechten, kernigen Lebensgenuß, keine gesellschaftlichen Rechte.“ „Ich versichere," erwiderte Emilie lächelnd, „daß ich von diesem Allem genau so viel in Anspruch nehme, als es meiner Individualität, meinen Neigungen zusagt. Indessen scheint es mir doch, es sei nicht gar so werthlos und unbedeutend, was ich mir errungen. Warum hätten es mir dann Welt und Verhältnisse so energisch streitig gemacht? Dagegen die Rechte, welche Sie usurpiren, Fräulein Ammon, räumt man Ihnen lächelnd ein und hält sie keiner andern Waffe werth, als etwas Spott und Klatsch.“ Linda lachte. „Der Kampf, den Sie kämpften, wäre auch nicht so schwer gewesen, wenn Sie sich anderer Waffen bedient hätten, wenn Sie mit mehr Courage in's Zeug gegangen wären. Ich sagte das schon dem bebenden, schüchternen, erröthenden Studenten Emil, wie Sie wissen. Hier wiederholte sich Aehnliches. Ich lud Sie ein, in mein Haus zu kommen, in meinen Bekanntenkreis einzutreten. Ich stehe mit einem großen Theil der bedeutenderen Männerwelt in Verkehr, da ich keinen Anstand nehme, die Löwen der Gesellschaft in ihrem Lager aufzusuchen, d. h. in den Kaffeehäusern, Clubs, Casinos u. s. w. Sie hätten eine Menge wirksamer Bekanntschaften machen, Ihre Pläne und Rechte resolut verfechten können. Aber nein, Sie wollten nicht als meine Gesinnungsgenossin erscheinen, der Ton in meinem Circle schreckte Sie ab. Sie fürchteten sich, einer der Herren werde Ihnen eine Wolke Cigarren-

rauches in Ihr zartes Gesichtchen blasen, einen Klaps auf Ihre Schulter wagen, oder ein ähnliches, barbarisches Attentat gegen die holde Anmuth und zarte Sitte begehen. Sie zogen es vor, als bescheidenes Veilchen unter dem Schutze Ihres Vaters oder Bruders fortzublühen und fortzudufeln. Eh bien, vous l'avez voulu, George Daudin! Und eine solche Bagatelle, wie das Geschwätz meines Bruders, sollen Sie sich, wie er erzählte, ganz entsetzlich zu Herzen genommen haben! Was um Himmels willen konnte es Ihnen anhaben, wenn der Narr damit prahlte, welche interessante Manöver er mit seinem Schüler Emil vorgenommen, wenn er die Collegenschaft mit Ihrem Studiengenossen Isendorf in dem Lichte seiner eigenen edlen Seele sieht? Freilich, wenn Sie selbst den Schild wegwerfen, um von solchen abgeschossenen Stecknadeln getroffen zu werden, dann können Sie sich leicht die Märtyrerkrone erwerben." „Ich habe den Schild der Unverschämtheit allerdings verschmäh't," erwiderte Emilie, „glücklicherweise kam ich jedoch ohne ihn an mein Ziel. Aber, obgleich Sie mir dies einst wünschten, können wir uns doch niemals verständigen." „Es ist wahr, ich ärgere mich immer wieder über Sie," gab Linda zu, „Sie haben auch gar keinen rechten Freiheitsdrang, Emilie Waldheim!" „Nein, nein, es gibt eine gewisse Grenzlinie, über die ich nicht hinaus mag," lächelte Emilie. „Nun, ich gebe die Hoffnung auf Sie nicht auf," sprach die resolute Dame und empfahl sich in ihrer kurzen, burschikosen Weise. „Impertinente Schwägerin," sagte Emil laut genug hinter ihr her. „Verschwenden Sie an mir nicht solche Nadelstiche, junger Herr," sagte Linda, sich lächelnd umblickend. „Sie kann es mir nicht recht verzeihen, daß ich mich auf meinem Wege behauptet habe," meinte Emilie entschuldigend. — — — — —

Emilie saß an dem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt. Sie wollte an Konrad Lindau schreiben und konnte über diesen Schritt nicht recht einig mit sich selbst werden. „Darf ich es, darf ich es nicht?" frug sie sich. Eine gewisse mädchenhafte Scheu in ihr sagte „Nein", ihre ruhige klare Einsicht sagte „Ja". Sie schrieb nicht im Interesse ihres Herzens, sie schrieb in einer dritten Angelegenheit; sollte er denn aufhören, für sie zu existiren, weil er nicht

ihr Gatte, ihr Geliebter sein durfte? Hatte sie ihn doch in dieser Eigenschaft energisch genug zurückgewiesen, sie durfte ihm nun wohl einen Beweis freundlichen Gedankens geben. Sie sah sein ernstes, männliches Antlitz vor sich, in dem Schmerz und verwundeter Stolz sich bekämpften, wie sie ihn ohne Hoffnung, fest und unbeugsam verabschiedet und unter dem Einfluß dieses Bildes schrieb sie, halb unbewußt nieder: „Lieber Konrad!“ Wieder hielt sie inne, durfte sie ihn so traulich nennen? Streng genommen durfte sie es nicht, aber ihr Herz hatte es ihr einmal eingegeben und darum sollte es denn sein. Da trat das Mädchen ein und meldete: „Herr Baron Zsendorf ist da und wünscht das Fräulein zu sprechen.“ Emilie begab sich in das anstoßende Empfangszimmer. „Ich habe Ihnen eine angenehme Mittheilung zu machen, Fräulein Emilie,“ sagte der junge Mann, nachdem er sie in der ihm eigenen warmen und huldigenden Weise begrüßt. „Es ist mir unerwartet ein Kapital zu unserem Unternehmen zugegangen, welches uns für zehn Jahre ohne Interessen angewiesen ist. Mit diesem Rückhalt kann unser Blatt pecuniären Fährlichkeiten trogen und die Rosen abwarten, welche man nach dem Sprichwort mit der Zeit pflückt.“ „Wer ist dieser hochherzige, uneigennützigte Spender?“ rief Emilie froh angeregt und griff nach der Bankanweisung, welche der Baron ihr reichte. „Es ist meine Cousine Aida von Mähler,“ erwiderte er bedrückt. „Aida von Mähler?“ wiederholte Emilie sinnend, „wenn mir recht ist, hörte ich diesen Namen schon, an der Universität wohl. Fräulein Mähler ist also eine begeisterte Verehrerin der politischen Freiheit, des Fortschrittes, wie selten ist dies!“ „Ich habe nie eine solche Neigung an meiner Cousine bemerkt,“ gestand Zsendorf, „ich kannte Aida ihrem Wesen nach stets als eine echte Aristokratin.“ „Wie wunderbar!“ Emilie sah forschend nach ihrem Gesellschafter hin. „Aber Sie sind ja befangen, mein Freund,“ rief sie und warf die Bankanweisung vor sich auf den Tisch, „was ist es mit dieser großen Spende? Was veranlaßte jene Dame zu derselben? wollen Sie mich darüber aufklären? Ja, dürfen wir das Geld überhaupt annehmen?“ „Sie mögen selbst darüber urtheilen,“ sagte der junge Mann sichtlich erregt, „ich darf Ihnen allerdings die Wahrheit nicht

vorenthalten. Ich war einst mit Ada verlobt, als wir Beide noch sehr jung waren. Dennoch hat sie mich tief und heiß geliebt. Von der Universität schrieb ich ihr, sie solle das zwischen uns bestehende Verhältniß als gelöst betrachten, meine Gefühle hätten sich geändert. Um sie nicht noch tiefer zu kränken, vermied ich es, eingehende Gründe anzugeben. Darauf ging ich in die Welt, schrieb meinen Angehörigen selten, kehrte zurück, ohne sie davon zu benachrichtigen, und that dies erst kürzlich, indem ich mein Verweilen hier mit der Gründung unseres Blattes motivirte. Ada ist eine edle, opferfähige, reich empfindende Frauennatur; sie hat sich durch meinen Rücktritt nicht erkälten lassen und da sie nun mündig und reich begütert ist, weihet sie diese reiche Gabe einem Unternehmen, von welchem sie weiß, daß es mir sehr am Herzen liegt. Sie hat sich freilich nie um die politische Freiheit gekümmert, aber da der Mann ihrer Liebe sich derselben gewidmet hat, erscheint sie in ihren Augen, nach der wunderbaren Logik des Frauenherzens, jedenfalls als schön und edel.“ „Wie rührend,“ flüsterte Emilie leise und bewegt. Sie saß mit gesenkten Augen, lieblich befangen da. „Und traurig, daß eine so edle, reine Neigung nicht zum Glück führen soll.“ „Du weißt, Emil, es kann nicht sein,“ sagte er mit trübem Lächeln. „Wollen Sie die Gabe der armen Ada annehmen, Fräulein Emilie?“ „Ich weiß nicht,“ erwiderte sie bekümmert. „Sie müssen besser beurtheilen können, ob dieselbe nur dem Geliebten, ob auch ein wenig dem Herausgeber der freisinnigen Zeitung gilt.“ „Ich halte Ada für edel und selbstlos genug, um das Letztere anzunehmen,“ erwiderte er fest. „Dann dürfen wir das Geld annehmen, vorausgesetzt, daß“ — Emilie stockte. Hendorff sah sie eine Weile an, mit jenem zärtlichen, seltsam klagenden Blicke, wie er einst Emil so sehr beunruhigt. „Ich verstehe Sie, Emilie,“ sagte er dann, „Sie fragen mich durch Ihr Schweigen, ob ich mein Versprechen gehalten, ob ich mich an unsere Sache halte, der Sache willen — nur dann dürfen wir Ada's Gabe annehmen. Sie haben Recht, Emilie! Nein, ich kann nicht schwören darauf, ich kann es nicht! Wenn ich nicht mehr Ihr liebes Antlitz sehen sollte, wenn ich nicht mehr bei Ihnen sein dürfte, würde ich vielleicht den Glauben an das verlieren, was ich

jetzt mit Ihnen erstrebe. Ich weiß, Sie nennen das unwürdig, unmännlich, theures Mädchen, aber so edel, so vollendet Ihr ganzes Wesen ist, mit der Macht der Gefühle wissen Sie nicht zu rechnen.

• Das Zusammenwirken zwischen Mann und Weib, wie Sie es träumen, ist sehr schön, aber Sie haben der Leidenschaften nicht gedacht, welche dasselbe durchkreuzen können.“ „Ich stehe solchen Gefühlen nicht so fern, als Sie glauben,“ sagte sie leise, voll jungfräulicher Scheu, „aber ich meine, wir werden derselben am Besten Herr werden, wir werden sie veredeln und vergeistigen, wenn wir sie höhern, selbstlosen Zwecken unterzuordnen suchen.“ „O Emilie,“ rief er voll Wärme, „wenn Sie fühlen können, warum wollten Sie nicht mein sein? Ich hätte Sie hochgehalten, wie noch nie ein Weib hoch gehalten wurde. Nicht nur mein Herz, mein ganzes geistiges Sein hätte Ihnen gehört. Ich habe viel gekämpft und gelitten, gedacht und gestrebt, gezweifelt und gerungen, aber als ich Sie sah, Emilie, fühlte ich eine so wunderbare Sympathie für Sie, daß ich immer wieder zu Ihnen zurückkehren mußte und Alles über Sie vergaß. Ich hielt Sie damals noch für einen Jüngling, aber es that der Wärme meiner Gefühle keinen Eintrag, nur ihrer Klarheit. — Sie sind die Sphinx meines Daseins, Emilie, wenn es mir nicht gelingt, das Räthsel Ihres tief verborgenen Mädchenherzens zu lösen, — nun Sie wissen, was mit den Unglücklichen geschah, welche das Räthsel der Sphinx nicht lösen konnten. Sie sind freilich schön und gut und unschuldig, aber Sie können mich doch verderben.“ „Sie haben wieder vergessen, was Sie Ihrem Commilitonen Emil gelobten,“ sprach Emilie mit sanfter Mahnung, „Sie wissen, Emil hat nur die eine Antwort für Sie: auf dem dunkelsten Blatte der Geschichte der Menschheit steht es geschrieben: daß die Menschen sich manchmal unglücklich machen, indem sie sich nicht verstehen, bald in ihren Gefühlen, bald in — ihren Gedanken.“ Der junge Mann betrachtete sie sinnend, forschend. Sie fuhr fort: „Und dann prüfen Sie sich, wie sehr Sie bei unserem Unternehmen, der Sache wegen betheilig sind; wenn Sie dies gethan, schreiben Sie Ihrer Freundin Ada, sie solle über ihre großmüthige Spende verfügen, denn Sie seien nur oberflächlich an jenem Plan

betheiligt, Sie würden ihn vielleicht bald fallen lassen und“ — „Nein, nein, Emilie, vollenden Sie nicht,“ fiel er hastig ein, „ich will mich bemühen, Ihren Anforderungen gerecht zu werden, aber Sie haben Recht, ich will Ada nun Alles mittheilen!“ — — — — —

Emilie kehrte zu ihrem Briefe zurück. Träumend faß sie da und sann über die wunderbare, räthselhafte Sympathie, welche das Menschenherz mit dem Menschenherzen verbindet. Sie prüfte die beiden Männer, welche ihr mit so edlen, reinen Absichten entgegengetreten, Ernst Rotte, der charakterreine, edel denkende, selbstlose Mann des Volkes mit dem einfachen, menschlich warmen Wesen, Bernhard Isendorf mit seiner vornehmen, fast idealen Erscheinung, der bestrickenden Schwärmerei seiner reichen Empfindungen, seinem hohen, hehren Gedankenflug, dem poetischen Zauber einer, durch Schönheit und Geist durchbildeten Individualität — er, der so ganz ihr gehörte mit dem innern Reichthum seines Daseins, dessen Heil oder Unheil in ihrer Hand ruhen sollte, er, der sie liebte mit einer schwärmerischen, begeisterten Gluth ohne Grenzen, wie nur ein edler, reich empfindender Mann ein seiner würdiges Weib lieben kann. — O Emilie hätte keine Frau sein dürfen, wenn dieser Gedanke ihr Herz nicht höher pochen gemacht hätte und doch — sie lächelte, dieses Herz hatte längst für immer entschieden. Eine wunderbare, räthselhafte Macht in ihrer Brust zog sie zu dem ernstesten, stolzen Manne in der Ferne, der sie schwer und bitter gekränkt in seinem festgewurzelten unbeugbaren Wesen, in dem großen Irrthum seiner warmen Gefühle. Ja sie gehörte doch nur ihm, ein süßer, unnennbarer Schauer durchrieselte sie, mit innigem Lächeln sagte sie halblaut vor sich hin: „Konrad, warum mußt denn Du es gerade sein?!“

Sechstes Capitel.

Auch ein Kampf um's Dasein.

Ein freundlicher Frühlingstag neigte sich zu Ende. Konrad Lindau saß am Fenster seines kleinen, unwohnlichen Zimmers, in welches die röthlichen Strahlen der abendlichen Sonne fielen. Ja,
Essenther's „Fraueneyre“, 3. Bd.

es war unwohllich und vernachlässigt, dieses Zimmer und es ließ seltsame Schlüsse auf den veränderten Charakter des einst so eleganten und comfortliebenden Bewohners zu. In der That, er war gleichgiltig geworden gegen das, was einst Lebenselement für ihn gewesen. Eine unberechenbare Umwälzung hatte sich in seinem Wesen vollzogen. Sein ganzes Dasein mit allen Gewohnheiten und Anschauungen war so verflochten gewesen mit dem erworbenen und anerzogenen Lebenskreise, unbewußt stand er damals so sehr unter dem Einfluß der gesellschaftlichen Sphäre, welcher er angehörte, daß er sich in eine neue Welt der Anschauungen und des geistigen Lebens versetzt fühlen mußte, als er aus jenem Lebenskreise herausgeschleudert wurde.

Baron Konrad von Linden war, als der Sohn eines hohen Staatsbeamten geboren, wenn nicht in Luxus so doch in behaglichen und exclusiv aristokratischen Verhältnissen aufgewachsen, seine Erziehung war einzig und ausschließlich darauf gerichtet gewesen, ihn für eine bedeutende Stellung im Staat und in der Gesellschaft vorzubereiten. Das kleine Vermögen seiner Eltern wurde vollständig von der Aussteuer der beiden Töchter in Anspruch genommen. Dies aber brauchte dem Sohne keinen Eintrag zu thun, er erbte den Ruf und Namen seines Vaters, welche ihm eine entsprechende Carriere sicherten. So wuchs Konrad in die ihm vorgezeichnete Sphäre hinein und da dieselbe seinem Wesen scheinbar entsprach, lebte er sich vollständig in dieselbe ein. Stolz, selbstbewußt, aristokratisch, hochgebildet wie er war, wurde er nur von dem Triebe beseelt, eine möglichste, individuelle Vollkommenheit zu erlangen, aber er dachte sich wenig in Bezug auf die Gesamtmenschheit, die Welt war ihm nur die Basis seiner persönlichen Entwicklung, die Gelegenheit, seine Individualität vollständig zur Geltung zu bringen. Er behielt unwillkürlich die ererbten Anschauungen von Menschen und Verhältnissen, von Staat und Gesellschaft bei, indem er sie nur nach seinen persönlichen Anschauungen sich zurecht legte. Da trat jene Katastrophe ein, der Sturz des Ministeriums. Unter dem Einfluß derselben ließ die Regierung rücksichtslos den bezahlten Diener fallen, der Nimbus des väterlichen Namens war ein Grund mehr, ihn zu verwerfen.

Mit seinem Amte verlor Konrad auch seine gesellschaftliche Stellung, achtlos schritt die neue Aera über die Niedergeworfenen zur Herrschaft. Der junge Mann hatte indessen geistig mit dem gestürzten System schon gebrochen und es lag nun nahe, daß er darüber nachdenken mußte, wie sehr sein Streben und bisheriges Leben in Bezug auf sein besseres Selbst, sowie auf seine irdische Aufgabe als Mensch und denkender thatkräftiger Mann ein berechtigtes gewesen war. Konrad wurde nun Philosoph, er vernachlässigte die äußern Dinge seiner Umgebung, die einst integrierender Theil seines Wesens waren, er dachte, grübelte, kämpfte, zweifelte und übersah mit philosophischer Ruhe, daß er dabei darbt. Und was war das Resultat von diesem Allem? —

Konrad hielt eine Zeitung in der Hand, ein geachtetes Lokalblatt, welches er eben aus einer Anzahl anderer Blätter, die da auf seinem Tischchen ausgebreitet lagen, willkürlich hervorgezogen. Lange hatte er schon in den Zeitungen umhergewühlt, nun haftete sein Blick wieder in düsterer Gedankenabwesenheit auf den Spalten der Vorliegenden. Hier stand unter der Rubrik: „Neue literarische Erscheinungen“ zu lesen: „Von unserer gegenwärtigen Romanliteratur kann man besonders zutreffend sagen: Viele fühlen sich berufen, aber nur Wenige sind auserwählt. Die Fluth der Uebersetzung ist in ewiger Bewegung, täglich tauchen neue Namen, neue Werke am Büchermarkte auf, um nach einem kurzen, in irgend einer Leihbibliothek gefristeten Dasein klanglos im Orcus zu versinken. Ein großer Theil dieser Werke verdient auch nichts Besseres; sie besitzen kein originales, geistiges Leben, keine neue Auffassung von Welt und Menschen; man hat Nichts profitirt, wenn man am Ende des Buches angelangt ist, kaum eine oberflächliche Zerstreuung und der Denkende fühlt sich bewogen, zu fragen, warum der Verfasser es überhaupt unternommen, dem Publikum einen Roman vorzulegen, da er schlechterdings nichts zu sagen hatte. Eine solche Betrachtung drängt uns „Emilie, ein Frauenleben von A. Sinda“ auf. Die Heldin des vorliegenden Romanes ist eine Musterkarte von Schönheit, reichen Empfindungen und hervorragenden Geistesgaben. Sie kommt nun in alle möglichen Lebenslagen, ver-

sucht sich in allerlei Bestrebungen, wie Kunst und Wissenschaft, Wohlthätigkeit und Humanität en gros u. s. w. und kommt nach dreibändiger Irrfahrt zu dem originellen Resultate, nur in der Vereinigung mit dem geliebten Manne ihr Glück zu finden. Diese alte Geschichte, die uns in dieser Form durchaus nicht ewig neu erscheinen will, ist freilich mit hübschen Zügen ausgestattet, Emilie ist trotz ihrer Hypervollkommenheit mit Poesie und Liebreiz gezeichnet, stellenweise sogar mit vieler Lebenswahrheit, die Sprache ist vorzüglich, die Darstellung meist plastisch und zutreffend, aber dennoch, wozu sind diese hübschen Mittel verschwendet, wozu hat sich der Verfasser echauffirt? Wir vermiffen die Grundbedingungen, welche dem Romane die Existenzberechtigung geben: Einen leitenden künstlerischen Gedanken, denn die harmlose, tausend und tausendmal gepredigte Tendenz dieses Frauenlebens kann doch nicht als solcher gelten, eine künstlerisch angelegte und vergeistigte Handlung, durchaus lebenswahre, anschauliche, geistvoll und originell concipirte Schilderungen u. s. w. Der besprochene Roman macht den Eindruck, als hätte der Verfasser schlechterdings nicht gewußt, was er eben beginnen sollte und sich vorgenommen, ein Buch zu schreiben und diese „Emilie“ sei nun das Resultat dieses verzweifelten Entschlusses. Im Interesse unserer Romanliteratur, die sich immer mehr zu verflachen droht, ist zu wünschen, daß solche Experimente auf das richtige Maß zurückgeführt würden.“ „Armer K. Lindau!“ sagte Konrad für sich, „man hat Dich grausam durchschaut. Die andern Kritiker mit ihren homöopathischen Lobsprüchen und ihren abgedroschenen unbestimmten tadelnden Phrasen gehen mir nicht nahe, aber dieser beurtheilt mich mit bewältigender Richtigkeit, das muß ich zugestehen. Eine wahre Schande, daß ich es darauf ankommen ließ, mir das vor dem Tribunal der Deseffentlichkeit in's Gesicht schleudern zu lassen, was ich längst fühlte und ahnte. Schande war es, die ich dem theuren Namen „Emilie“ machte!“ Wieder versank er in Nachdenken, das also war das Resultat fast zweijähriger Bemühungen! Er war hierher gekommen, mit Nichts ausgerüstet als mit einigen Empfehlungen von Alberti an geachtete Verleger und an Herausgeber periodischer Zeitschriften. Er hatte lange geschwankt und

gekämpft, welcher Art von Thätigkeit er sich zuwenden sollte. Reizlos unersprießlich schien ihm noch Alles, seit sein Lebensschiff so trüb-jelig auf den Sand gerathen, seit sein Verhältniß zu dem geliebten Mädchen sich so demüthigend und schmerzlich für ihn gestaltete. Er war sich ungewiß darüber, wie sich der äußerliche und der geistige Inhalt seines Daseins fernerhin bilden sollte. So gerieth er in die Hände eines Verlegers, der sich besonders damit befaßte, sogenannte „Leihbibliothekromane“ herauszugeben. Konrad's gewandte Feder und besonders seine Kenntniß der Gesellschaft erschienen ihm verlockend. Er einigte sich mit dem angehenden Schriftsteller über das Thema und dieser machte sich anheischig, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes einen dreibändigen Roman zu liefern. Mit wenig Muth und wenig Hoffnung, zweifelnd und gleichgiltig ging Konrad an die Arbeit, schrieb zwischenbei noch kleine Artikel für verschiedene Zeitschriften, da er von dem, in spärlichen Raten escomptirten Honorar nicht leben konnte und litt dennoch bisweilen Noth — Noth um das Nothwendigste. Nun war sein Roman erschienen. Die mißliebige Kritik brauchte ihn allerdings nicht zu erschüttern, denn der materielle Erfolg des Buches wurde wahrscheinlich dadurch nicht beeinträchtigt, das wußte er im Voraus durch seinen Verleger. Ein paar von diesem herausgegebene Zeitschriften lobten unbedingt und im Uebrigen: das Publikum, für welches es bestimmt war, sah nicht ängstlich nach der Windsfahne der Kritik. Er wußte gut, daß diese überhaupt nur eine sehr beschränkte Macht übe und mit Recht, da ihre Gediegenheit oft so viel zu wünschen übrig ließe. War es doch nicht unmöglich, über ein und dasselbe Werk, wenn es durch äußern Schein und den Namen des Verfassers nicht voreinnähme, eine ganze Scala von Beurtheilungsgraden vom ausgesprochenen Lobe bis zum entschiedenen Tadel zusammenzustellen.

Aber Konrad konnte sich trotz alledem nicht zufrieden geben. Er hatte als denkender Mensch nicht nur den Wunsch und das Bestreben, sein Leben mehr oder minder nothdürftig zu fristen, nein, er wollte sein Dasein geistig gestalten, er wollte etwas Lebendiges schaffen, welches ihm eine verdiente Stellung unter seinen Mitmenschen gab. Auf dem eingeschlagenen Wege war es nicht möglich

— wie sollte nun seine Zukunft seinem Zweck entsprechen? Er sann und sann. Sein ganzes bisheriges Leben schwankte und wogte trübe durcheinander vor seinem prüfenden Blicke. Trügerisch schwand Alles vor seinem geistigen Auge und haltlos trieb er in's Ungewisse hinaus. Einst hatte er gedankenlos die gegebenen Verhältnisse genommen, wie sie waren, er glaubte sie zu beherrschen, indem er sich durch dieselben eine Stellung in der Welt errang und dann gab er sich dem heitern Lebensgenusse, den von seinem Lebenskreise beherrschten Eingebungen seiner individuellen Natur hin. Seine Thätigkeit im Staatsdienst ließ ihn zuerst ahnen, er befinde sich auf der schiefen Bahn eines geistigen Deficites, indem seinem Thun und Streben der edle, unvergänglich fortwirkende Gehalt fehle; die hereinbrechende Katastrophe brachte ihn plötzlich zu der bewältigenden Erkenntniß, es sei Alles nichtig gewesen, was er bisher als die Basis seiner ganzen Existenz betrachtet hatte. Seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft, auf die er sich, in einem selbstgewebten Neze von Sophismen befangen, so viel zu Gute gethan, er verdankte sie einem reactionären System, welches das bekämpfte, was zu den idealsten Gütern der Menschheit gehörte. Er beschloß der politischen Laufbahn Lebenswohl zu sagen und betrat, von den Verhältnissen gedrängt, die literarische. Hier erfuhr er eine neue Niederlage, was sollte er nun beginnen? Sein Geist hatte sich längst losgerissen von den einst gehegten Ansichten über äußeres Glück und Ansehen, er richtete nun seinen Blick auf allgemein menschliche Verhältnisse, er suchte den Kern seines eigenen Wesens zu ergründen und hiedurch seine Aufgabe unter seinen Mitmenschen. Und doch, von der andern Seite trat wieder die grelle Noth, die unabwiesbaren Bedürfnisse, welche allein die „süße Gewohnheit des Daseins“ zu fristen vermögen, an ihn heran, rastlos drängend und zwingend. Er stützte den Kopf in die Hände und versank muthlos und niedergedrückt in sich selbst. „Der Kampf um's Dasein,“ seufzte er vor sich hin, „er ist grausam und erbarmungslos. Wie wird er für mich enden?“

Der Eintritt des Postboten störte ihn aus seinem Sinnen auf. Zerstreut betrachtete Konrad die beiden Briefe, welche er ihm übergeben hatte. Die Adresse des ersten trug Alberti's Handschrift,

die zweite — ein freudiger Schreck durchschauerte ihn — diese festen, saubern Züge, das war Emiliens Hand! In der That, das Siegel trug ihre Initialen. Hastig und unsicher brach er dasselbe auf und seine Blicke irrten freudig bewegt über die Zeilen von der geliebten Hand Emiliens! „Lieber Konrad!“ Wie wunderbar berührte ihn diese trauliche, einfache Anrede, wie eine menschlich schöne, tröstende Stimme in dem kalten, öden Reiche erbarmungsloser Gesetze, unerbittlicher Mächte, denen er sich eben verfallen gefühlt. „Lieber Konrad!“ schrieb sie, „Erinnern Sie sich noch der ersten Stunde, in welcher wir uns das letzte Mal trennten? Wir standen damals an den bedeutsamsten Wendepunkten unseres beiderseitigen Schicksals, am Eingang einer neuen Laufbahn, vor der großen Prüfung, in welcher sich unsere Thatkraft und Willensstärke, der Werth unseres Wollens und Könnens bewähren sollte. Ich rufe diese Erinnerung wach, weil sie nur als eine bewegende und befehlende Macht, die auf unser besseres Selbst einwirkt, erscheinen kann. „Etwas hoffen und verlangen, etwas wünschen muß das Herz,“ sagt unser Rückert und gewiß ist dieses Wort, in einem weitern Sinne genommen, wahr. Nur das Ringen nach irgend einem edel gearteten Ziele entfaltet vollständig alle Seiten unseres Wesens, bringt unsere Kräfte zur Reife und erspriesslichen Thätigkeit und nur des selbst errungenen Platzes in der Welt kann man von Herzen froh werden, nur auf einem solchen mit der rechten Fruchtbarkeit wirken. Es gibt nur einen Weg für den Menschen, den Zweck seines Daseins zu erfüllen, und so mittelbar das einzige dauernde Glück zu erringen, es ist der rechter, würdevoller Arbeit, der Arbeit, welche unserem Wesen am angemessensten ist und welche die relativ edelsten und erspriesslichsten Resultate erzielt. Auf diesem Wege habe ich mir eine meinem Wesen angemessene Existenz gegründet, obgleich man mich als Frau des schönen Menschenrechtes, der freien Selbstbestimmung, berauben wollte. Wie Sie wissen, verhängte auch über mich das Schicksal schwere, äußere Prüfungen, denn nach dem Verluste meines unvergeßlichen Vaters stand ich mit meinem invaliden Bruder hilf- und mittellos da, nur auf meine Kraft angewiesen, doch nur an einem edlen und vernünftigen Endzweck wollte ich sie erproben, mein Wille

war fest und rein und der Kampf um's Dasein vermochte mich nicht zu Boden zu werfen. Nun habe ich mir eine, meinen Wünschen entsprechende Praxis gegründet, ich bin so glücklich, das Vertrauen und die Achtung des Publikums zu besitzen und ich erfreue mich eines Grades von Freiheit und Selbstständigkeit, der es mir ermöglicht, in das volle Geistesleben meiner Zeitgenossen freudig einzugreifen. Dies ist das Resultat dessen, was ich erstrebte und erlebte, seit ich in jener bedeutungsvollen Stunde von Ihnen schied und ich stellte es Ihnen vor, nicht nur, weil ich weiß, daß Sie noch immer Antheil an mir nehmen, sondern weil es die Bitte, welche ich heute an Sie zu richten habe, motivirt und in das rechte Licht setzt. Ich weiß nicht genau, wie es Ihnen ergangen, seit jene Katastrophe in unserem gemeinsamen Vaterlande Sie Ihrer Lebensstellung beraubte. Doch glaube ich, fürchte ich, äußere Umstände sind Ihrer neuen Thätigkeit nicht eben günstig gewesen. Doch kann ich darum in Ihre Thatkraft, in Ihr Vertrauen auf sich selbst, welches einst Ihr ganzes Wesen durchdrang, keine geringere Zuversicht setzen und ich rufe deshalb Ihre Thatkraft, Ihren redlichen Willen an, damit Sie beide einer guten Sache weihen mögen. Der reale Thatbestand dieser guten Sache, für welche ich Sie gewinnen will, ist kurz folgender: Im Verein mit einigen Freunden, mit denen ich über die höheren Interessen unserer Tage in lebhaftem Gedankenaustausche stehe, habe ich den Beschluß gefaßt, der Freiheit eine Gasse zu bahnen, d. h. darauf hinzuwirken, daß hier ein Presseorgan gegründet werde, welches unabhängig von Partei- und Landesinteressen die wahre demokratische Freiheit vertritt. Tüchtige, edle Männer, welche geistige und materielle Mittel vereinen, sind bei dem Plane auf das Wärmste theilhaftig. Ihr Freund Alberti gehört auch zu diesen und ihm habe ich es übertragen, Ihnen das eingehendere Programm nebst den geschäftlichen Einzelheiten mitzutheilen. Wenn Sie jene geprüft haben, werden Sie, wie ich hoffe und glaube, mit mir darin übereinstimmen, daß das angeregte Unternehmen die Theilnahme jedes humanen, denkenden und wahrhaft gebildeten Menschen verdient. Ich selbst gehöre ihm geistig mit jener warmen, innigen, ungetrübten Freude, welche uns der Gedanke gewährt,

unser geistiges Sein stehe in schöner, fruchtbarer Wechselwirkung mit dem Ganzen. Bei diesen Plänen und Bestrebungen, welche die höchsten Güter der Menschheit berühren, dachte ich an Sie, mein Freund, der Sie den Muth hatten, mit den Traditionen Ihrer Erziehung vollständig zu brechen, ich dachte an Sie, weil mir jener Plan recht lieb und theuer ist. Wollen Sie sich diesem Plane widmen, wollen Sie ihm Ihre Thatkraft, Ihre reichen geistigen Mittel weihen? Sie haben allerdings bisher ein anderes Feld der Thätigkeit bearbeitet, jedoch wie ich glaube, ist der schwere, aber schöne Beruf eines politischen Schriftstellers derjenige, welcher Ihren Fähigkeiten am meisten entsprechen dürfte und ich richte daher die Bitte an Sie, Sie mögen Ihr Wollen und Können dem angeregten Unternehmen widmen, falls dasselbe vollständig Ihre Sympathien gewinnt. Ich fürchte nicht, Ihr männlicher Stolz werde daran Anstoß nehmen, daß der Impuls hiezu von mir ausgeht, da Sie mir einst die Berechtigung zu einer derartigen Geistessthätigkeit absprachen. Unter dem Einfluß der ernstesten Ereignisse, unter welchem wir uns das letzte Mal trennten, zögerten Sie nicht, mir diese Berechtigung zuzuerkennen und ich kann nicht glauben, daß Sie dieses edle Zugeständniß seither modificirt oder innerlich zurückgenommen haben. Mit freudigem Vertrauen biete ich Ihnen die Hand, Konrad, damit Sie mit Ihrem ganzen Selbst in den Ideenkreis treten, in welchem auch meine ganze geistige und physische Existenz wurzelt, welcher sich, „wie eine geheime Kirche, die doch am Ende sieget,“ in unseren Tagen durch alle Welt verbreitet. Die Freiheit ist es, die ich mir errungen und durch welche ich das wurde, was ich bin. In den Dienst derselben Freiheit sollen auch Sie treten, mein Freund, und ich hoffe, Ihr Dasein möge sich unter diesem Einfluß so innerlich befriedigend gestalten, wie es mit dem Meinen der Fall ist. Da zur baldigen Realisirung unseres Projectes wenig mehr fehlt, als Ihre Thatkraft, so wenden Sie ihm dieselbe möglichst bald zu, falls Sie dies überhaupt wollen und können. Es grüßt Sie Ihre treue

Emilie.

„Emilie!“ wiederholte er in sich selbst verloren, überwältigt, von freudiger, banger, mächtiger Bewegung durchschauert. „Emilie,

wie wunderbar bist Du gerächt an mir!“ Ja, er war es, der einst stolz und stürmisch von ihr verlangt hatte, sie solle ihr Schicksal in seine Hand legen, es seiner Oberleitung anvertrauen. Sie wies dies Ansinnen von sich und ging frei und kühn ihren eigenen Weg. Und jetzt, wo er im Kampf um's Dasein zu erliegen drohte, wo er Muth und Selbstvertrauen einzubüßen begann, jetzt war sie es, das schwache Weib, das alleinstehende Mädchen, die von der sichern, selbsterrungenen Höhe einer ehrenvollen Existenz ihn zu unermüdlicher Thatkraft aufforderte, ihm eine neue schöne Laufbahn eröffnete, ihn zu sich selbst zurückrief und zu seinen höhern Menschenpflichten. „Emilie!“ Und er hatte ihr einst die Berechtigung dazu abgesprochen, zu werden, was sie war, sie hatte ihm das nicht vergessen, denn sie hatte ihn geliebt. Jetzt in dieser ernstesten, bedeutungsvollen Stunde, in welcher die Worte der Geliebten wie eine hehre Geisterstimme zu ihm drangen, und ein neues, unvergängliches Licht auf seinen dunklen Pfad warfen, jetzt kam die Erkenntniß über ihn, wie eine erhabene Offenbarung, die Erkenntniß, daß Emilie's Streben auf das Wahre und Rechte gerichtet, und er in einem Irrthum, in einem engherzigen, egoistischen Irrthum befangen gewesen. Emilie hatte Recht, nicht nur, weil sie für ihre Person ein begabtes, willens- und charakterstarkes Wesen, nicht nur, weil der eingeschlagene Weg für ihre Verhältnisse am entsprechendsten war, sondern weil das Princip der edlen freien Arbeit, wie sie es auffaßte, das erste und einzig maßgebende war für den Menschen und die menschliche Gesellschaft und sich daher auch auf die Frauen erstrecken mußte, falls diese Menschenrechte in Anspruch nehmen durften. Ja, gehörte Emilie nicht einer würdigen, richtigen Sphäre an, wie hätte sie diesen veredelnden, mächtigen Einfluß auf sein Dasein nehmen können, durch ihren Geist, ihre Anschauungsweise, das Beispiel ihrer Thatkraft? Aber wenn sie sein geworden wäre, unter den von ihm gewünschten Verhältnissen, er hätte sie mit hinab gezogen in das Glend des Lebens und in seinen trüben Fluthen wäre der leuchtende Meteor ihres Geistes, der jetzt so mächtig und wohlthätig wirkte, erloschen und versunken. „Freiheit und Arbeit,“ sagte er tiefbewegt vor sich hin. „Sie hatte Recht, diese beiden unschätzbaren

Güter zu verlangen, für sich und ihr Geschlecht!" Wieder und wieder las er ihren Brief, diese Zeilen, die so einfach, so klar, so fest und edel selbstbewußt waren wie ihr ganzes Wesen. Und doch fühlte er aus ihnen, daß Emilie in ihrer Lebenssphäre ein Weib geblieben, ein liebendes Weib. Nur ein solches konnte in den Geliebten das schöne, unbefiegbare Vertrauen setzen, trotz aller zweifelvollen Zwischenfälle, trotz Zeit und Schicksal an sein edles Selbst, an seine treue Hingebung für das Wahre und Gute glauben, immer nur an ihn denken, wenn ihre heiligsten und höchsten Güter und Interessen in Bewegung kamen. In dem einzigen Wörtchen „treu“ — „Ihre treue Emilie“ — mit dem sie schloß, verrieth sie ihr stolzes, scheues Herz, welches sonst keine Andeutung auf sein Fühlen dem Entfernten schenkte. Konrad wußte, andern Frauen, die ihr Leben, d. h. ihre Jugend mit Männerliebe ausfüllten, seien solche Ausdrücke geläufig, aber ein Wesen, wie Emilie, die so selten ihre Gefühle verrieth, sie spielte nie mit dem Ausdruck derselben und auf das einfache Wort, daß sie seine treue Emilie sei, konnte er bauen und vertrauen. Ein Schauer wunderbarer süßer Empfindungen ergoß sich über sein Herz, er fühlte, er sei mit ihr durch ein göttliches, unvergleichliches Band verbunden, welches keine irdische Macht abschwächen oder zerreißen könne, für welches ihm die ganze große Menschheit keinen Ersatz biete. Er fühlte, die reine starke Liebe des edlen Mädchens werde ihm, wenn sie ihm einmal zu Theil geworden, nichts entziehen, am wenigstens ihr schöner, menschenfreundlicher Beruf, ja diese Liebe werde sich ihm um so herrlicher bewahren, je vollkommener und in sich vollendeter Emilie sei, je selbstständiger sie ihr Herz allein um seines Fühlen willen vergeben könne. „Ich komme zu Dir, Geliebte, um ein neues, Deiner würdiges Leben zu beginnen," sprach er freudig bewegt vor sich hin.

Ohne ihren Brief zu beantworten, reiste er in den nächsten Tagen ab.

Siebentes Capitel.

Ein Thee bei Emilie Waldheim.

Es war in vorgerrückter Nachmittagsstunde, als Konrad Lindau anlangte und, nachdem er sein Gepäck in einem Hotel deponirt, sogleich zu seinem Freunde Alberti eilte. Das Wiedersehen zwischen den Beiden war ein frohes und herzliches und unterschied sich wohlthuend von der gedrückten hoffnungslosen Stimmung, in welcher sie sich vor fast zwei Jahren getrennt. Das Bewußtsein, sich nun in einer schönen, ehrenvollen Thätigkeit vereinigen zu können, einen edlen, befriedigenden Lebenszweck gefunden zu haben, wirkte mit magischer Kraft auf die schwergeprüften Anhänger eines gestürzten, verurtheilten Systems. Sie hatten ihren Irrthum abgebußt und sie fühlten sich nun froh und erleichtert, zu einer dauernden Sühnung berufen zu sein. Während sie sich nun die Hände schüttelten und mit kaum bekämpfter Nüchternheit treu und offen in die Augen sahen, gelobten sie sich innerlich wackeres, freundschaftliches Aussharren bei der guten Sache mit ihrem neu aus der Asche erstandenen Mannes- muth, ihrer Thatkraft, ihrer Gesinnungstreue. Lächelnd und doch bewegt besprachen sie die Wandlung, die mit ihnen vorgegangen, den Contrast zwischen ihrer damaligen Trennung und ihrem jetzigen Wiedersehen und Alberti rief: „Und wer hat das doch eigentlich zu Stande gebracht, mein Freund? Jenes Mädchen ist es mit seiner thatkräftigen Anhänglichkeit an die wahre Freiheit. Doch ist es keine Jeanne d' Arc, keine Roland, überhaupt kein welterschütterndes Genie, welches durch den göttlichen Funken besonders ausersehen und berufen, Wunderbares wirken kann. Nein, es ist nur ein willens- starkes, muthvolles Wesen, welches sich aus den Banden des Her- kömmlischen losriß und kühn und unbeirrt nach den schönen Gemein- güttern der Menschheit, Freiheit, Arbeit, ungebrochener geistiger Ent- wicklung strebt!“ „Du bist also ganz und gar versöhnt mit Emilie?“ frug Konrad lächelnd. „Versöhnt,“ rief Alberti mit der ihm eigenen scherzhaften Ueberschwänglichkeit, „versöhnt, o du Schneemann! Mein Ideal ist sie, mein Ideal weiblicher Vollkommenheit, meine Muse!

Seit ich mit Emilie näher geistig verkehre, ist meine poetische Kraft wieder erwacht, die Töchter Apollo's ziehen wieder ein in meine Seele, meine Lyra klingt und singt wie von unsichtbarer Geisterhand berührt, ich —“ „Still, still,“ unterbrach ihn Konrad lachend, „oder ich werde eifersüchtig, denn wie Du weißt, ist Emilie mir viel mehr als eine Muse. Ich will gerne glauben, das lebenswürdige Mädchen mit seiner schwärmerischen Begeisterung für die Freiheit habe die Spannkraft Deines Geistes wiedergeweckt. Aber Dein Ideal, Benno, war früher doch ganz anders, Deine Muse eine Andere.“ Benno wurde ernst. „Meine damalige Muse ist jetzt meine Frau und die Mutter meiner Kinder und Du wirst mich für redlich genug halten, um überzeugt zu sein, daß ich gegen diese meine Pflichten nicht vergessen werde. Aber mein Ideal ist nun ein anderes geworden, anders mein Begriff von dem wahren Beruf der Frau. Du kannst mich nicht verurtheilen, „es irrt der Mensch, so lang er strebt“ und Du selbst bedarfst dieses entschuldigenden Wortes.“ „Ja, ja, ich bedarf seiner,“ rief Konrad, „war ich doch so verblendet, die Perle von Emiliens Liebe zurückzuweisen, weil die großartige Fassung dieser Perle nicht nach meinem Sinne war.“ „Ja, Du warst ein Thor, Konrad,“ sprach Alberti ehrlich, „obgleich ich Dich in Deiner Thorheit selbst bestärkte. Was Emilie wollte, mußte etwas Großes und Erhabenes sein, wie hätte sie sonst vermocht, diesem Streben wegen Dir zu entsagen? Ich konnte nie glauben, daß sie Dich liebte, wie Du weißt, denn wenn eine liebende Frau entsagt, thut sie es sonst nur, um den Gegenstand ihrer Liebe glücklich zu machen. Doch Du verdienst dieses reizende Mädchen gar nicht, Du stolzer, kalter Verstandsmensch. Emilie ist es schon werth, daß man ein wenig für sie schwärmt, ihretwegen ein wenig die Vernunft verliert u. s. w. Glaubst Du, ich könnte das nicht?“ Konrad lächelte. „Ich trage Emiliens Brief — doch was hast Du da — ihren Namenszug —“ er haßte nach einem Blättchen Papier auf Alberti's Schreibtisch und küßte es voll Andacht. „Bravo, Bravo,“ rief der Freund herzlich lachend, „das war wirklich eine musterhafte Narrheit von Dir, Konrad, das ist ja Emiliens Recept zu einem Ausspülungswasser für unsere kleine

Flora, als das arme Kind neulich einen Anfall von Diphtheritis hatte. Küsse künftighin nur lieber Emiliens Briefe — obgleich sie höchstwahrscheinlich sehr wenig von dem enthalten werden, was man sonst von sogenannten Liebesbriefen erwartet.“ „Du hast Recht, Emilie ist nicht wortreich in ihren Gefühlen,“ sagte Konrad und betrachtete mit einem, wohl nur bei einem Liebenden erklärlichen Interesse die mysteriösen Bezeichnungen auf dem Blättchen mit der kühn und sicher geschwungenen Unterschrift: „Dr. Waldheim“.

„Wer wird glauben, daß es eine junge, schöne Dame ist, dieser — Dr. Waldheim,“ meinte er. „Emilie ist der Ansicht, das ginge den Apotheker auch gar nichts an,“ lachte Alberti „doch, ich sagte Dir noch nicht — Du konntest nicht gelegener anlangen, als in diesem Augenblick. Es ist heute bei Emilie Thee und allgemeine Berathung der geistigen und thatsächlichen Interessenten unseres Unternehmens. Wir wollen das Fräulein mit dem Vorschlag zu einem neuen Programmpunkt überraschen, doch in das Programm muß ich Dich überhaupt noch schnell näher einweihen, sowie in die Persönlichkeiten unserer Teilnehmer. Du mußt mich selbstverständlich heute begleiten und dann ganz au fait sein.“ „Emilie ist also der Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen, um sie schaaren sich alle dabei beteiligten Persönlichkeiten? Sie lebt also nicht zurückgezogen, wie einst im Hause ihres Vaters?“ frug Konrad einigermaßen betroffen. — „Nein, mein Freund,“ erwiederte Alberti lebhaft, „sie lebte nur während ihrer „Lehrjahre“, wie sie sich ausdrückt, auf sich selbst beschränkt. Jetzt steht sie mitten im vollen Leben, welches ja interessant sein soll, wo man es nur anpakt. Der Standpunkt, den sie im socialen Leben einnimmt, ist ein geistig und moralisch befestigter und klar gezeichneter, der sich eben so sehr von dem der Gefall- und oberflächlichen Vergnügungssucht der andern Frauen, als von dem der gewöhnlichen sogenannten Emancipirten unterscheidet. Vorerst mußt Du bedenken, daß Emilie durch ihren Beruf mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten und mit den gesellschaftlichen und sonstigen charakteristischen Verhältnissen unserer Stadt bekannt ist, daß sich wegen der bekannten allgemeinen Tendenz ihrer Bestrebungen Alles an sie herandrängt, was auf Fortschrittsfreundlichkeit, Freiheitsliebe

und bedeutendere Gefinnungen überhaupt Anspruch machen kann. Emilie hat sich selbst eine, ihrem Geschlechte vorenthaltene, und wie man zugestehen muß, eine edle Freiheit und Selbstständigkeit errungen. Sie übersprang lächelnd die Schranken, welche sich gegen ihren Wissenstrieb, ihre hervorragenden Fähigkeiten erhoben und da sie laut proclamirt, wahre Freiheit und rechter Fortschritt seien mit ihrer Sache identisch, so steht nun der größte Theil unserer liberalen Partei, besonders Schriftsteller und Journalisten, Pädagogen und Professoren an ihrer Seite. Die bedeutendsten, durch Freisinn und hohe Bildung bekannten Häuser der Residenz stehen ihr offen, da sie so streng ihre Frauenwürde wahrt und der Ernst in der Ausübung ihres Berufes beweist, daß es ihr um denselben und nicht um die damit verknüpfte Ungebundenheit zu thun ist. An öffentlichen Orten erscheint sie nur, wo geistige Interessen in's Spiel treten, und dann meist nur in Begleitung ihres Bruders. Daß sie im gesellschaftlichen Verkehr ihre Frauenwürde auf das Strengste geltend macht, brauche ich Jemand, der sie kennt, nicht zu sagen und darum finden in ihrem Hause nur solche Männer Zutritt, welche sich nicht nur durch Gesinnungstreue, sondern auch durch Charakterreinheit auszeichnen, von denen zu erwarten ist, daß sie Emilie's Wesen verstehen. Das junge Mädchen aber hat bewiesen, daß es nichts Unverträgliches ist, mit Männern zugleich in die höhern Interessen der menschlichen Gesellschaft versprochen zu sein, und doch im Denken und Fühlen, sowie im äußern Wesen ein Weib zu bleiben. Nun ich bekenne beschämt, man muß vom Weibe sehr niedrige Begriffe haben, um dies für unmöglich zu halten. Wenn eine Frau nur anmuthig, zurückhaltend, bescheiden und decent in ihrem Benehmen bleibt, warum sollte der Mann ihr gegenüber die Grenzen überschreiten, wenn sie auch über allgemeine, geschäftliche Angelegenheiten zusammen verkehren? Wenn Emilie in ihrem Hause mit Anmuth und Liebenswürdigkeit einer, aus naheliegenden Gründen meist aus Herren bestehenden Gesellschaft die Honneurs macht, weshalb sollten wir ihr mit weniger Achtung begegnen, als jeder anderen Dame in diesem Falle, nur weil wir eben mit ihr über die Gründung einer Zeitung verhandelten und sie bewies, daß

sie von der Sache eben so viel versteht als wir? Ich meine, wir können sie darum um so aufrichtiger achten! Doch, à propos unsere Zeitung, Du wirst staunen, wie viel Interesse und Theilnahme dieselbe in den hiesigen gebildeten Kreisen besitzt, wie viele gute Kräfte sich uns zur Verfügung gestellt haben! Sei nicht böse, mein Freund, wenn ich Dir eine unangenehme Wahrheit sage, — aber wirklich — wir hätten Dich nöthigenfalls entbehren können. Emilie jedoch behauptete, Niemand sei für die Stelle eines Chefredacteurs geeigneter als Herr Lindau. Weil Fräulein Emilie dies gesagt hat und man ihr eine Parteilichkeit, eine weibliche Schwäche nicht zutraut, glaubt es nun alle Welt und es ist nun Deine Aufgabe, das arme Kind nicht Lügen zu strafen. Hörst Du!? Ei, wie verklärt und selig Du lächeln kannst, Konrad, ich hätte Dir das gar nicht zugetraut. Mir scheint, das Mädchen sitzt Dir doch tief, recht tief im Herzen. Doch nun höre, was ich Dir noch in der Eile über unser Programm und über den Inhalt unserer heutigen Berathung mitzutheilen habe." Konrad bemühte sich recht herzlich, nicht an das bevorstehende Wiedersehen mit Emilie zu denken, aber es wollte nicht recht gelingen und der künftige Chefredacteur mußte sich im Stillen auf seine Inspiration beim Anblick der Geliebten verlassen. Die beiden Freunde schickten sich zum Gehen an. Konrad blickte plötzlich verdutzt an sich herunter und rief: „Aber ich bin noch in meinen, nicht besonders salonsfähigen Reisekleidern.“ „Ei, das schadet nichts,“ beruhigte ihn Alberti. „Bei Emilie Waldheim erscheint Niemand in Frack und Glacéhandschuhen. Die feine Sitte, die dort herrscht, erstreckt sich niemals bis zum Ceremoniell. Du darfst in einer Arbeiterblouse erscheinen, wenn Du nur Geist und schätzenswerthe Gesinnung mitbringst.“ Hortense trat ein, ihr jüngstes Kind am Arm. „Die gnädige Frau begleitet uns also nicht?“ rief Konrad erstaunt und betrachtete mit seltsamer Bewegung die ehemals so elegante und graciöse junge Frau, welche mit ihrem gedrückten und vernachlässigten Wesen, ihrer unordentlichen Hauskleidung sammt dem ebenfalls nicht sehr saubern und wohlgepflegten Kinde jetzt ein so wenig erfreuliches Bild bot. „Ach nein,“ erwiderte sie mißmuthig, „dort wird nur Politik verhandelt und das langweilt

mich, wie Sie wissen, Herr Baron. Auch kann ich jetzt nicht immer vom Hause fort —“ sie seufzte. Konrad sprach ziemlich zerstreut sein Bedauern aus. „Geh' doch ein wenig mit den Kindern aus, Hortenschen,“ sprach Alberti freundlich, „der Abend wird sehr schön. Es wäre Euch recht gesund und nothwendig.“ „Ach dazu muß man große Toilette machen,“ warf sie ein, „ich sehe mir den Abendcorso lieber vom Fenster an.“ Die beiden Freunde verabschiedeten sich nun und gingen. In Gedanken an Emilie verloren, schritt Konrad wie im Traume durch die wohlbekannten Straßen und betrat so ihr Empfangszimmer. Nur Emil und eine größere Anzahl männlicher Gäste befanden sich in demselben. Mit tiefer Bewegung schaute der Neuangekommene in Emil's Antlitz, aus welchem ihn die Züge der Geliebten, nur mit männlichem Ausdruck, entgegenlächelten und er begrüßte den jungen Mann mit einer Herzlichkeit, über welche dieser ganz gerührt und betroffen war. „Die Herren müssen meine Schwester einen Augenblick entschuldigen,“ sagte er dann, „sie wurde plötzlich zu einer Consultation gerufen, muß aber jeden Augenblick zurück sein und wird dann sogleich ihre geschätzten Gäste begrüßen.“ Alberti stellte nun seinen Freund den Anwesenden als Gesinnungsgenossen und den in Aussicht genommenen Chefredacteur vor. Es waren lauter Journalisten und einige Abgeordnete von der äußersten Linken, da die Kammer eben zusammengetreten war, Männer mit hochgeachteten Namen und feiner Bildung. Nur die Wenigsten dieser künftigen Mitarbeiter der zu begründenden Zeitung waren Konrad bekannt, er hatte sich eben sonst in andern Kreisen bewegt. Doch wurde er von Allen mit Achtung und Freundlichkeit begrüßt, da man über seine jetzige Gesinnung, hinlänglich aufgeklärt war. In Ernst Rotte fand er einen geschätzten Bekannten und Bernhard Pfendorf war besonders offen und herzlich gegen „Herrn Lindau“, denn Emilie war nicht das Wesen, in sentimentaler Ueberschwenglichkeit ihre Gefühle zu verathen, sie hatte von ihrem alten Freunde Lindau mit ruhiger unbefangener Anerkennung gesprochen. Wie unter einem Zauberbann stehend, sprach und grüßte Konrad nach allen Seiten, er hörte

seine Worte wie die eines Dritten, ohne sie recht zu fassen. In seiner Seele wogte es mächtig, wonnig und doch bange durcheinander; mit pochendem Herzen lauschte er auf Emiliens Eintritt und während die laute lebhaft angeregte Conversation der Gäste ringsum schwirrte und ihr Name in den verschiedensten Beziehungen genannt wurde, suchte er sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, die Geliebte in diesem Kreise geistiger Interessen eingelebt zu finden, irrte er unruhig im Zimmer umher und stellte sich vor, daß sie hier umher walte, dieses Album, diese Vase in der Hand gehabt hatte. So gab er sich Großem und Kleinem hin, ohne sich über diese Eindrücke weiter Rechenschaft abzulegen, bis er einen Wagen vorfahren hörte. Rasch schlüpfte er hinter den dicht herabfallenden Fenstervorhang, um nicht gleich von Emilie gesehen zu werden und harrete athemlos, bis sie eintreten würde. Eine kleine Weile verging — da hörte er die Thüre öffnen, allgemeiner Aufstand, einen Schwall lebhafter, achtungsvoller Begrüßungen, dann ihre liebe, sonore Stimme, heiter und unbefangen erwidern und ihr Ausbleiben entschuldigend. Im Augenblick entspann sich ein lebhaftes Kreuzfeuer scherzhafter Wechselreden, geistvoller witziger Anspielungen. Emilie stand offenbar mit allen den Anwesenden in lebhaftem Verkehr, man huldigte ihr in zarter Weise in Bezug auf ihre Bedeutung in diesem Kreise. Obgleich der Ideenkreis hier ein anderer war, erschien Emilie doch der belebende und anregende, viel umworbene Mittelpunkt, wie ihn schöne und geistvolle Frauen zu allen Zeiten bildeten. Alles umdrängte sie, Alles reflectirte sich in ihr, Alles huldigte ihr. Man hatte offenbar den Neuankömmlingen augenblicklich vergessen und Konrad konnte sich nicht entschließen, in den Vordergrund zu treten, Emilie lachte eben so heiter über ein Scherzwort Alberti's und Konrad fühlte noch einmal übermächtig das in sich aufsteigen, was er jahrelang schmerzlich bekämpft — das Bedauern, die Geliebte in ihrem ganzen Sein nicht für sich allein besitzen zu können. Wie glücklich vollendet schien Emiliens Leben ohne ihn — wie wenig war seine Liebe nöthig, ihr Dasein befriedigend zu gestalten, selbst hatte sie dies gethan, aus eigener Kraft und nichts fehlte ihr mehr zur äußern Harmonie ihrer Existenz, Nichts. Ernst

Notte, Baron Zsendorf und einige nähere Bekannte nannten sie „Fräulein Emilie,“ die Uebrigen „Frau Dr. Waldheim“. Also den Frauentitel sogar hatte man ihr beigelegt und mit Recht, — die Würde, die sie in der Gesellschaft bekleidete, brachte das ganz natürlich mit sich, das verkleinernde „Fräulein“ paßte doch nur für solche, die ihrer allgemeinen Bedeutung nach Kinder blieben. Und doch, seine bessere Erkenntniß hatte Emilien Recht gegeben, er mußte sich in die Consequenzen finden, mit dem Aufgebot aller seiner Seelenstärke kämpfte er die Klage seines Herzens nieder, leise näherte er sich der Geliebten. Er schreckte freudig zusammen, wie schön und blühend sie aussah, ihr lächelndes Antlitz voll Geist und Leben hob sich reizend ab von dem einfachen Trauerkleide. Sie plauderte mit Alberti und bemerkte Konrad nicht. Keine Ahnung sagte ihr, daß der Geliebte fast neben ihr stand. „Emilie,“ sagte er leise, „hier bin ich.“ Sie wandte sich um und stieß einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. Stumm und tief bewegt sahen sie sich in die Augen, so lange, daß Alberti mahnend sagte: „Ja, ja, Konrad ist ganz der Unsrige.“ „Ja, ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung,“ sagte dieser nun und faßte Emiliens Hand. — „Unserer Sache,“ verbesserte sie erröthend. „Und doch ist sie Ihr geistiges Eigenthum,“ sprach er lächelnd und doch mit mächtiger Erregung, „Emilie, wie glänzend sind Sie aus dem Kampf hervorgegangen, Großes haben Sie vollbracht — Sie sind indessen glücklich geworden.“ „Still, still,“ sagte sie leise und senkte das Haupt. „O, was habe ich Trauriges erlebt, ich war so unglücklich, so unglücklich, mein Vater —“ sie schwieg und wandte sich halb ab. Er sah nur an ihrem hastig wogenden Busen, wie schwer sie rang, den Schmerz der wiedererwachten Erinnerungen zu bekämpfen. Es rührte Konrad tief, daß Emilie bei seinem Anblick zu allererst ihm das Weh klagte, welches ihrem Herzen so heilig war. Er war versöhnt — sie hatte ja das heitere Lachen nur für die Andern, ihm gegenüber ergriffen sie andere Empfindungen. Er kämpfte mit der Sehnsucht, das innig geliebte Mädchen in seine Arme zu ziehen. „Emilie, liebe Emilie,“ sagte er so leise, daß Niemand es hören konnte und drückte sanft ihre Hand. Aber die Gegenwart forderte

ihre Rechte. „Nun, Fräulein Emilie, wollen Sie nicht den Präsidentenstuhl einnehmen?“ sagte Alberti und bot dem jungen Mädchen den Arm, „ich habe unseren Neophyten mit der Geschäftsordnung bekannt gemacht.“ „Ich will um's Wort bitten,“ rief Zsendorf dazwischen. „Ich bin von der geehrten Versammlung mit einem Vortrag betraut.“ Die Herren gruppirten sich um einen langen Tisch, Alberti führte Emilie zu dem Fauteuil am obern Ende desselben. „Ja, mein Lieber,“ erläuterte er Konrad, „es herrscht bei uns streng parlamentarische Sitte und Form. Den Vorsitz führen Geist und Grazie, Schönheit und ideales Streben, repräsentirt durch—“ „Und die Ueberschwänglichkeit, der Mangel an Ernst und Würde, die Renitenz gegen die Geschäftsordnung und gegen das Präsidium,“ lächelte jetzt Emilie, während ihre Augen noch feucht schimmerten, „die repräsentirt Herr Alberti, müssen Sie wissen.“ Alles lachte, während der Angeschuldigte lustig rief: „Ei, dieses Vergehens mache ich mich nur schuldig, um von der Frau Präsidentin gerügt zu werden.“ Die Linke war gewissenlos genug, ein zustimmendes Bravo zu rufen und Alberti rief dazwischen: „Ich ersehe aus der Zustimmung des hohen Hauses, daß ich vielleicht auf eine genügende Majorität zählen könnte, wenn ich wegen meines Deficit's an ruhiger Fassung, dem Präsidium gegenüber eine Indemnitätsbill einbrächte.“ Die Präsidentenglocke ertönte unter allgemeiner Heiterkeit des „Hauses“ und Emilie sagte mit reizendem Ernst: „Ich entziehe Herrn Alberti das Wort und ertheile es Herrn Baron Zsendorf.“ Der Letztgenannte erhob sich und begann zu sprechen, während sogleich Ernst und Stille eintrat. Er erläuterte kurz, inwiefern die einzelnen Punkte des Programmes schon detaillirt und festgesetzt seien und erklärte, die bei der zu begründenden Zeitung Betheiligten hätten unter sich längst einen weitem Programmpunkt berathen, der mit dem Ganzen in organischem, engstem Zusammenhang stehe und dem sie sogar einen hervorragenden Platz einzuräumen wünschten. „Dieser Punkt,“ fuhr er unter allgemeiner Aufmerksamkeit und Spannung von Seiten Emilien's, an die er sich fortwährend wandte, fort: „bedarf Ihrer besondern Theilnahme, ja hängt gewissermaßen ganz von Ihnen ab, denn er betrifft diejenige

Frage, welche Sie für uns repräsentiren, d. h. die Frauenfrage. Die Stellung, welche die Frauen in einem wahrhaft freien, demokratischen Staate einzunehmen haben, ist es, mit welcher sich nach unserem allerseitigen Wunsche unser Blatt hervorragend beschäftigen soll, indem es für das zweckmäßige Erreichen dieser Stellung unablässig plaidirt und die richtigen Bahnen anzuweisen sucht. Sie haben eine solche thatsächlich angestrebt und hiedurch der ganzen Frage die Bahn gebrochen. Sie sind es daher, welchen die praktische und principielle Feststellung dieser Angelegenheit zukommt, und wir ersuchen daher die Frau Präsidentin, uns ihr Gutachten über den angeregten Programmpunkt abzugeben und damit wir uns nicht in's Ziellose verlieren, uns die Umriffe dessen zu bezeichnen, was nach ihrer Ansicht für die Frauen, was von ihnen verlangt werden muß, damit wir einst auf ein praktisch wohlthätiges Ergebnis unserer Bestrebungen hoffen dürfen.“

Emiliens schöne Augen leuchteten freudig auf. „Vor Allem muß ich das mir zuerkannte Verdienst zurückweisen,“ rief sie, „Sie wissen, solche Ueberschwänglichkeiten gehören nicht zu unserer Geschäftsordnung. Nur die innere Wahrheit und die Gerechtigkeit der Frauensache werden derselben Bahn brechen und ich danke Ihnen im Namen meines Geschlechtes, daß Sie, meine Herren, sich derselben so rückhaltlos weihen und dadurch der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege verhelfen. Sie werden vielleicht finden, daß ich durch diese Auffassung Ihren schönen Absichten einigermaßen nahe trete, aber ich bitte Sie, im Auge zu behalten, daß ich nur im Namen der Frauensache spreche und wie ich Sie schon bat, meine Person außer Betracht gezogen wissen will. Es liegt übrigens sehr nahe, daß die Männer in dieser Angelegenheit meist befangen urtheilen und eine so offene, freiwillige Initiative zu einer Verbesserung des Frauenlooses, wie Sie dieselbe beabsichtigen, legt ein äußerst günstiges Zeugniß ab für die Gerechtigkeit der Frauensache. Es würde mich recht glücklich machen, wenn das Programm, welches ich nach meinen Anschauungen aufstellen würde, Ihre vollkommene Zustimmung erhielte, doch —“ Emilie hielt plötzlich inne und sah befangen nach Konrad hin, dann fuhr sie zögernd, sichtlich erregt fort: „Ich

erinnere mich eben, daß der von Ihnen angeregte Plan, so erfreulich er für mich ist, uns doch wohl in ein Dilemma stürzen wird. Herr Lindau, auf den wir so sehr — und wie sich zeigt — mit Recht zählten, ist ein entschiedener, langjähriger Gegner der Gleichberechtigung.“ Sie schwieg. Konrad Lindau hatte sich erhoben und sah festen, freudigen Blickes nach ihr hin. Dann sagte er mit warmer, schwungvoller Betonung: „Ich lege Fräulein Emilie das Geständniß ab, daß ich in einem hartnäckigen Irrthum befangen war, von dem mich ihr Wollen und Streben vollständig bekehrt hat. Ich ging von einer falschen Anschauung aus, in allem, was ich früher für meine Ansicht geltend machte — doch nun nehme ich keinen Anstand, mich frei und offen für durchaus bekehrt zu erklären, indem ich bereit bin, meinen ehemaligen Irrthum so viel als möglich gut zu machen. Ich bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Auffassung, welche Fräulein Emilie von dem wahren Wesen, von der Stellung und dem Berufe der Frau hat, eine durchaus richtige ist und beide Geschlechter zum Glück und Heile führen muß. Ich freue mich, in der mir zugedachten ehrenvollen Thätigkeit eine Gelegenheit zu finden, für meine Ueberzeugung einzustehen und ich werde das treulich und ausdauernd thun, bei meiner Mannesehre.“ „Bravo, Bravo, ein rechtes Manneswort,“ rief man stürmisch von allen Seiten. Mehrere der Anwesenden schüttelten Konrad die Hand und gestanden, es sei ihnen genau so ergangen, man folge unwillkürlich den anerzogenen Anschauungen, erst wenn man die reine, von dem Zufälligen und Hergebrachten losgelöste Idee zu prüfen Gelegenheit habe, komme man zur Erkenntniß. Die schöne Präsidentin aber war merkwürdiger Weise bei diesem bedeutsamen Vorgang ganz und gar verstummt. Das liebliche Antlitz gesenkt, saß sie mit glühenden Wangen da und wagte nicht einmal, zu dem Sprecher hinzusehen. Niemand ahnte, was in ihrer scheuen Mädchenseele vorging, nicht einmal Alberti, denn er hatte nie recht an die Innigkeit ihrer Liebe zu Konrad glauben können. Doch jetzt wandten sich mehrere der Gäste an sie, um ihr zu dieser gelungenen Bekehrung Glück zu wünschen. „Was ist Ihnen denn, Fräulein Emilie?“ frug Isendorf, ihre Bewegung bemerkend und seine dunkeln Augen wanderten fragend zwischen ihr

und Konrad hin und her. „Ich — bin so überrascht,“ erwiderte sie etwas unsicher und scheu, „Herr Lindau!“ Konrad hatte die Geliebte nicht aus den Augen verloren und sprach jetzt laut und fest: „Ich habe mit Fräulein Emilie die heftigsten und eingehendsten Kämpfe über ihre Principien ausgefochten, doch ich hoffe, sie kann mir meinen langen Widerstand verzeihen und wird mich nun als Bundesgenossen nicht verwerfen.“ Emilie hatte sich rasch gefaßt und blickte ihn erhobenen Hauptes mit vollem, glücklichem Lächeln und doch voll ruhiger Würde an. „Ein Bundesgenosse, auf den ich nie — nie rechnen durfte,“ sagte sie und nur er verstand das leise Beben ihrer Stimme „und darum ist er von — unschätzbarem Werth. Nun wollen wir doppelt froh und leicht an die Arbeit gehen.“ „Ja, ja, an unser Programm, Frau Präsidentin,“ riefen die jungen Männer, nun so Emilie's bedeutungsschwere Worte auffassend. „Die Frau Präsidentin hält uns doch für ein starkes Geschlecht, wenn sie sich einen solchen Sieg so hoch anrechnet“ konnte Alberti nicht umhin, einzuschreiben. „Ich ermahne Herrn Alberti, nicht von dem Gegenstand unserer Verhandlungen abzuschweifen,“ erklang die liebevolle, sonore Stimme der Präsidentin. „O, ich bin ganz dabei,“ betheuerte er. „Hohes Haus, gestehen Sie selbst zu, daß die unwillkürliche Propaganda, welche die Frau Präsidentin auf ihre Lieben, Getreuen, und wie sich eben zeigte, noch mehr auf die Lieben, Ungetreuen ausübt“ — „Ich entziehe dem Redner das Wort, um es ihm erst wieder am Theetisch zu erteilen,“ sagte die Vorsitzende mit einem strafenden Blick „und erbitte mir die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung für einige Worte.“ Die größte und schmeichelhafteste Aufmerksamkeit war nun selbstverständlich und Emilie begann in der ihr eigenen einfachen, aber warmen Vortragsweise: „Sie haben mir die Ehre erwiesen, meine Ansicht über die Hauptpunkte der Frauenfrage in Betracht ziehen zu wollen, indem Sie die schöne Absicht hegen, mit den Waffen des Geistes für die Sache der Frauen einzutreten. Nun, die Ideen, welche mein Streben leiteten, sind sehr einfach, aber ich gestehe gern zu, daß sie eine vielfache Deutung und Auslegung zulassen, wie dies wohl natürlich ist, da uns in dieser An-

gelegenheit meist praktische Anhaltspunkte fehlen, und wir uns auf reine Theorie stützen müssen, denen die reale Welt meist feindlich gegenüber steht. Jedoch, im Bewußtsein, für die Wahrheit zu kämpfen, die doch am Ende siegen muß, brauchen wir mögliche Mißdeutungen und Ausschreitungen nicht zu fürchten und ich erkläre daher frei und offen, das, was ich will und zu fordern mich berechtigt glaube, ist die unbedingte, ausnahmslose Gleichberechtigung beider Geschlechter im politischen, socialen und geistigen Leben, in jeder Hinsicht, unter allen Verhältnissen. Sie selbst, meine geehrten Gesinnungsgenossen, werden diese Erklärung vielleicht nicht ohne Vorbehalt hinnehmen wollen, Sie werden ihr einige Zweifel gegenüber stellen und mich auf die logischen Consequenzen dieses Principes verweisen. Den Frauen also soll ein gleicher Antheil an der Regierung, an den öffentlichen Aemtern, an allen Zweigen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens eingeräumt werden? Ist dies wünschenswerth und zweckmäßig, entspricht dies wirklich dem wahren Wesen der Frau? Ich räume diesen Einwürfen die vollste Berechtigung ein und halte dennoch mein Princip von der bedingungslosen Gleichberechtigung vollkommen aufrecht, denn ich gehe von der Anschauung aus, daß man die Frauen nicht zwingen dürfe, in der ihnen bisher angewiesenen Lebenssphäre zu verharren, vorausgesetzt selbst, dieselbe entspreche im Allgemeinen ihrer Natur. Wenn man ihnen die Freiheit, dies höchste Gut der Menschheit, nicht auf ungerechte Weise vorenthalten will, so müssen sie das Recht haben, ihre Lebensbestimmung zu wählen. Mit ganzem Herzen gestehe ich zu, daß der häusliche Wirkungskreis, das Gefühlsleben, die Pflege des Schönen ihnen ihrem Wesen nach am meisten entspricht, nun wohl, dann werden sie sich diesen Gebieten aus freier Selbstbestimmung zuwenden und ihr Wirken wird dann erst den wahren moralischen Werth erhalten. Aber eben so wenig zu leugnen ist, daß trotz des Systemes geistiger Verkümmern, welchem das weibliche Geschlecht bisher unterworfen gewesen, doch zu allen Zeiten hoch begabte Individuen aus demselben hervorgingen, deren Leistungen denen der hervorragendsten Männer an die Seite gesetzt werden konnten. In Amerika,

wo allein die Frauen nach dem Principe der Gleichberechtigung erzogen werden, hat dies rationelle Erziehungssystem die befriedigendsten und schlagendsten Resultate geliefert und es kann nun wohl Niemand mehr leugnen, daß die Natur auch unter das weibliche Geschlecht Gaben vertheilt, welche daselbe dem männlichen ebenbürtig erscheinen läßt. Solche Frauen, welche den Beruf in sich fühlen, irgend eine gemeinnützige, öffentliche Thätigkeit auszuüben, auch sie müssen frei nach ihrer individuellen Befähigung wählen können und darum verlange ich das Recht der freien Selbstbestimmung für das Weib. Um die Frauen vor Ausschreitungen zu bewahren, um sie für diese Wahl reif und geeignet zu machen, um vorzubeugen, daß sie sich nicht aus Ehrgeiz, Gewinnsucht oder andern unreinen Motiven Gebieten zuwenden, die ihrer Natur und ihren Fähigkeiten im Einzelnen nicht entsprechen, mit einem Worte, damit sie die Freiheit nicht missbrauchen, muß ihnen eben eine Erziehung zu Theil werden, welche ihre Anlagen klar und bestimmt entwickelt, welche ihre individuelle Selbstständigkeit zur Folge hat und doch ihnen ihren Beruf als Weib als schönes und wünschenswerthes Ziel erscheinen läßt. Man erziehe die Frauen anstatt zu Puppen oder Haushälterinnen zu Menschen und die menschlich schönen Bande der Familie werden ihnen immer heilig sein, wenn sie auch nicht gewaltsam in ihnen festgehalten werden. Die Erziehung überhaupt ist es, in welcher die ersten Schritte zu einer praktischen Lösung der Frauenfrage gethan werden müssen, und hier haben wir kategorische Forderungen an den Staat zu stellen. In Hinsicht der Bildung darf künftighin kein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern gemacht, den Frauen darf das Wissen nicht gewässert und besonders präparirt zugemessen werden. Bis zu dem Alter, wo sich eine klare und deutliche Neigung zu einem bestimmten Berufe kund thut, können Knaben und Mädchen gleichmäßig sich entsprechende Elementarkenntnisse ohne Luxuswissen, ohne theoretischen Wust aneignen, welches sie über Welt und Natur und besonders über ihr eigenes physisches und psychisches Wesen aufklären. Es ist selbstverständlich, daß Gymnasien, Universitäten, Handels- und Industrieschulen beiden Geschlechtern zugänglich sind und hat sich eine Frau erst eine genügende Berufsbildung erworben,

so kann man ihr die Ausübung des bezüglichen Berufes nicht vorenthalten. Erwerbszweige, welche vom Manne mit mehr Erfolg betrieben werden, wird sie nach dem Naturgesetze der erschwerten Concurrenz diesem überlassen. Ehe man den Frauen nicht eine solche Erziehung angedeihen läßt, so lange sie sich von Kindheit an als schwächere, untergeordnete Wesen betrachten, ist jede Gleichberechtigung ein haltloses Phantom und es ist somit leider eine durchgreifende Aenderung der Stellung der Frau auf künftige Generationen ver- tagt. Das Stimmrecht besonders ist es, welches man bis dahin den Frauen vorenthalten darf, obgleich sie es von dem Augenblick an, wo sie geistig mündige Staatsbürger werden, kategorisch zu fordern haben. Noch mehr, auch wählbar müßten sie werden, denn die Gesetze, welche das sich selbst regierende Volk erläßt, erstrecken sich ja auch auf sie und nur die Gewaltherrschaft d i c t i r t dem unter- jochten Theile Gesetze. Eines aber erscheint mir als drängende Noth- wendigkeit des Augenblicks, nämlich, daß jene Frauen, welche durch einen Besitz oder durch ein Amt stimmberechtigt wären und nur wegen ihres Geschlechtes ausgeschlossen sind, sofort zum Scrutinium zugelassen werden, da das Ernennen von Stellvertretern in diesem Falle ein Hohn für das weibliche Geschlecht ist. Ja, ein Hohn ist unsere ganze Legislative, sie soll von dem Gedanken geleitet sein: „Gleichheit vor dem Gesetze.“ Den Verbrecher schützt und stützt das Gesetz, aber nicht die Frau, sie bleibt vor demselben lebenslang fast unmündig und der Willkür des Mannes mannigfach preisgegeben, in dessen Hand ihr Geschick eben liegt. Hier muß endlich — endlich ein neuer Geist über unsere Gesetzgebung kommen, wenn Freiheit und Gleichheit nicht auch Privilegien sind, welche den Stärkeren zu Gute kommen. Ja M e n s c h e n r e c h t e , M e n s c h e n r e c h t e sind es und nichts weiter, welche die Frauen verlangen. Wenn man ihnen volle M e n s c h e n w ü r d e zuerkennt, liegen darin alle Zuge- ständnisse, jene, welche unser Zeitalter, das man das humane nennt, dem Begriff des Menschen macht. O glauben Sie nicht, daß ich unterschätze, was bisher dem Weibe als einziger Wirkungskreis zuerkannt wurde, die schönen Gattin- und Mutterpflichten, der geheiligte Boden der Familie! Möge diese auch fernerhin die

natürliche Basis seiner Existenz bleiben, aber prüfen Sie die Folgen, welche die gewaltsame Einschränkung in diese Sphäre nach sich zieht! Die geistige Armuth, der Stumpfsinn, die Kleinlichkeit, in welche die meisten Frauen verfallen, die physische Noth, die Unselbstständigkeit, welche oft aus dieser Beschränkung entspringen, das ganze Elend der Frauenwelt, diese traurige Ursache, die endlich die Frauenfrage auf die Tagesordnung brachte! Es gibt so viele kleinliche, klatsch- und putsüchtige Frauen, daß hiedurch hinlänglich bewiesen ist, das bisher befolgte System der Beschränkung sei nicht das richtige und bringe nur in den seltensten Fällen das zarte, anmuthige, nur in einer Sphäre edler, erhabener Gefühle lebende Weib hervor, wie es unsern Dichtern vorschwebt. Ja, wie soll die Frau nicht kleinlich werden, wenn man sie von großen, allgemeinen Interessen fernhält, nicht schwach, wenn sie dazu bestimmt, sich an Andere anzulehnen, wie soll sie nicht partiisch urtheilen, nicht blind ihren Empfindungen folgen, wenn ihre Geistes- und Verstandskräfte so wenig geübt werden. Nein, man richte ihr Wesen und Streben auf große Ziele und sie wird auch groß sein in ihren Gefühlen, sie wird auch groß sein als Weib, der innere, eigenste Kern des Wesens trägt den Zauber der Weiblichkeit in sich, nicht die äußere Lebenssphäre bedingt ihn. Ein reich und edel empfindendes Weib, das sich seiner Würde bewußt ist, wird ein solches bleiben, auch in einem erweiterten Wirkungskreise, auch im Staatsrath und im Parlamente; nur das Gemeine und Uedle kann die Frau ihrer Würde berauben, nicht eine große, nützliche Thätigkeit; darum, meine Freunde und Gefinnungsgenossen, vertrauen Sie den Frauen und kämpfen Sie für die unbedingte, ausnahmslose Gleichberechtigung derselben!“ — Emilie hatte während ihrer ganzen Rede die Augen zu Boden gesenkt, um den auf sie gerichteten Blicken auszuweichen, jetzt blickte sie frei und stolz lächelnd zu Konrad hinüber. Das war die Antwort, die sie auf seine Erklärung hatte. Es war kein stürmischer, bewundernder Beifall, der ihren Worten folgte. Der tiefe, eindringliche Ernst, mit dem sie gesprochen, hatte auch die Uebrigen ergriffen, gedankenvoll prüfte Jeder das bedeutungsvolle Programm und vergaß darüber die schöne Sprecherin.

„Ja, so soll es sein,“ erklang es endlich. „Das wollen wir erstreben.“ Einer der Anwesenden hatte Emiliens Worte zum Theil stenographisch aufgezeichnet und die willkommene Gabe wurde freudig hingenommen. „Der Leitartikel für eine unserer ersten Nummern.“ hieß es. „Und unsere Devise soll sein: Für die Freiheit und die Frauen,“ rief Konrad. „Für die Frauen, für die Freiheit!“ stimmten die Andern begeistert ein und sprangen nun lebhaft angeregt auf. Alle umdrängten Emilie und gelobten ihr mit Manneswort und Händedruck, treu und unermüdlich für ihre Sache zu kämpfen. Auch Konrad that es mit warmen, innigen Worten und sie erwiderte wie im Traume: „Sind wir denn wirklich einig?“ „Ja, wir sind es!“ sagte er freudig und leise setzte er hinzu: „Ja — wir sind — vereinigt.“ Schweigend legten sie die Hände in einander. — —

„Wir haben noch etwas vorzubringen, Frau Präsidentin,“ rief jetzt Zsendorf, „ich bitte um's Wort.“ Man nahm nochmals die Plätze ein, obwohl mit weniger Ordnung und Regelmäßigkeit. „Im Namen meiner Collegen und Gesinnungsgenossen,“ rief Zsendorf, „wir proclamiren die Gleichberechtigung der Frauen, doch wir wollen dieselbe wirklich und redlich praktisch durchgeführt wissen. Wir bitten also Frau Emilie Waldheim, fernerhin nicht nur geistig, sondern thatsächlich sich unserem Unternehmen anzuschließen. Ihr Name soll an der Spitze des Blattes stehen und Sie die Oberleitung desjenigen Theiles haben, welcher sich speciell auf die Frauenfrage bezieht. Genug, Sie sollen unsere Collegin, unsere Arbeitsgenossin sein, Emilie Waldheim!“ — Emilie fand nicht gleich eine Erwiderung, sie war überrascht und verwirrt, lächelnd betrachteten Alle ihr erglühendes, leicht gesenktes Gesichtchen. „Es ist zu viel, was Sie mir zugehört haben,“ sagte sie endlich mit einiger Schüchternheit, „beschämt muß ich für Ihre freundlichen Absichten danken, der ehrenvollen Thätigkeit, die Sie mir zuweisen, würde ich denn doch nicht gewachsen sein, selbst wenn die Pflichten meines Berufes, die mir heilig sind“ — Allgemeiner Sturm des Widerspruches unterbrach sie. „Wir haben das selbst schon erwogen,“ rief man, „wir wollen Sie nicht mit Geschäften quälen, die übernehmen wir. Sie sollen nur prüfen, rathen und die Agitation für

die Frauen leiten, ungefähr in der Form, wie Sie bisher unser Unternehmen leiteten. Wenn Sie sich nach dem, was Sie bisher leisteten, hiezu für unfähig erklären wollen, so ist das eine Sünde an Ihren Bestrebungen, an Ihrem ganzen Geschlechte.“ Emilie lächelte jetzt. „Nein, nein,“ sagte sie, „lassen Sie uns bei der nüchternen Wahrheit bleiben. Ich kann Ihr großherziges Anerbieten wirklich nicht annehmen, ja, ich hätte nicht einmal den Muth hiezu. Entweder wäre mein Name als Herausgeberin ein leerer, prunkender Aushängeschild und ich hätte mich einer verdammenswerthen Eitelkeit schuldig gemacht, oder er hätte ein Recht, an so bedeutungsvoller Stelle zu stehen und dann müßte ich den entsprechenden Theil von Pflichten übernehmen und das kann ich nicht. Mein Beruf nimmt mich vollauf in Anspruch und ich übe ihn um seiner selbst willen, nicht nur der äußern Privilegien wegen, die mit ihm verbunden sind. Freilich bleiben mir täglich eine Anzahl freier Stunden zur Disposition und ein Mann in meinem Falle könnte sie wohl in der angeregten Weise verwerthen, aber eine Frau ist an andere Bedingungen zu ihrer Existenz geknüpft. Um sich die nöthige moralische Kraft zu ihrer Berufsthätigkeit zu erhalten, besitzt sie als beste Quelle — den Frieden der Häuslichkeit. Mag man es denn Schwäche nennen — ich bekenne, ihr unterworfen zu sein. Und darum muß ich die ehrenvolle Thätigkeit, die Sie mir zugedacht haben, ablehnen, Sie sehen, ich bin ihr nicht gewachsen.“

Alberti ergänzte leise und lächelnd, so daß nur Konrad ihn verstehen konnte: „Ja, man muß den Bruder verhätscheln und verziehen, obgleich er ein Taugenichts ist. Dazu muß man Zeit behalten — o Frauenherz!“ Indessen brach rings bewegter Widerspruch los. „Glauben Sie denn, wir wollen Sie zu Tode hegen, Fräulein Emilie, Sie, nein, Ihre Ruhe und Ihr Privatleben ist uns heilig, wir wollen ja nicht mehr, als Sie bisher uns und unserem Unternehmen gewährten,“ so sprach Ernst Rotte unter allgemeiner Zustimmung. „Sie sollen unser geistiger Mittelpunkt bleiben, unsere Präsidentin.“ „Gern, gern,“ rief sie lächelnd, „aber auch nicht mehr“ — „Nein, Ihren Namen müssen Sie uns geben, unter seiner Aegide wollen wir kämpfen — o das wäre so schön — das

lassen wir uns nicht nehmen.“ Alle riefen und drängten so, daß Emilie nur durch ein Kopfschütteln ihre Meinung ausdrücken konnte. Der unverbesserliche Alberti kniete vor ihr und schwor mit pathetischer Geberde bei allen Göttern des Olympes, er wolle nicht früher aufstehen, bis sie die allgemeine Bitte erhören würde. „Herr Alberti will uns heute durchaus beweisen, daß bei den Dichtern keine ruhige Vernunft zu finden ist,“ sagte sie lachend und man lauschte, wie sie mit ihm fertig werden würde. „Sie werden lange knien müssen, armer Freund, nehmen Sie sich nur gleich ein Kissen, oder stehen Sie lieber ein wenig auf, der Ernst will einen Augenblick das Wort nehmen.“ Sie reichte ihm lächelnd die Hand und er erhob sich mit der feierlichen Erklärung, einer solchen Aufforderung sei nicht zu widerstehen. „Meine Freunde,“ sagte Emilie, „Sie wollen meinem Geschlechte hier eine galante, artige Concession machen, die ich annehmen darf. Ein Mann von Charakter könnte seinen Namen nicht an so ehrenvoller Stelle setzen, ohne dies durch seine Thatkraft verdient zu haben. Kämpfen Sie unter der Devise: „Für die Frauen“, nicht unter der Devise: „Emilie Waldheim“. Ich kann in diesem speciellen Falle Ihre Arbeitsgenossin nicht sein und es wäre daher weibliche Schwäche und Eitelkeit, wenn ich die mir zuge dachte Ehre annehme. Ich kann mir sie nicht verdienen — und als eine freiwillige Spende meiner allzufreundlichen Gesinnungsgenossen darf ich mich mit ihr nicht schmücken.“ Alle schwiegen bewegt und betroffen, nur Alberti rief hingerissen: „Jetzt, jetzt haben Sie sich doch den echten, rechten Lorbeer erworben, Fräulein Emilie — ein Königreich für einen Lorbeer! Freilich wollten wir ihn durch unser Ansinnen Ihnen erreichbar machen — aber nun sind wir besser belehrt.“ „Keinen Lorbeer!“ sagte Konrad gerührt und nahm ein verspätetes Weilchenbouquet aus einer Vase, „das ist das krönende Symbol für solche Frauenehre!“

„Weil Sie es sind! —“ sagte Emilie und steckte das Weilchensträußchen in ihren Gürtel, „aber, meine Herren, Sie revoltiren ja heute ganz gewissenlos gegen Ihre Präsidentin,“ fuhr sie lächelnd und abwehrend fort, „Sie wissen, diese Schmeicheleien stehen außerhalb unserer Geschäftsordnung, aber“ — „Wir sind eben unver-

besserlich," warf Ernst Rote ebenfalls lächelnd ein „und entsetzlich verblendet, nicht wahr? Aber Eines werden Sie uns doch nicht versagen — den Namen für unser Blatt. Nomen est omen. Aber wir können nicht einig werden, die „Zukunft“ kann gesunden Anforderungen nicht entsprechen, denn unsere Bestrebungen sollen doch möglichst bald „Gegenwart“ werden. Dasselbe gilt von „Reform“. Hoffentlich haben wir doch nicht immer und ewig zu reformiren. Der „Demokrat“ oder die „Demokratische Zeitung“ hat zu viel Parteifärbung u. s. w.“ — Emilie sprang lebhaft auf. „Nein, es gibt nur einen Namen für unser Blatt und der heißt „Freiheit, Freiheit“. Die wahre Freiheit, welche Jedem gestattet, sein eigenes Selbst zu entfalten, wird Jedem sein Recht bringen. Der Wackrus, den unser Blatt an der Stirne tragen soll, — er heiße „Freiheit!“

„Ja, Freiheit soll sein Name sein,“ stimmten die Männer in Chor in Alberti's Ausruf ein. Froh angeregt rief und sprach Alles durcheinander. Konrad stand schweigend neben Emilie, Emil war wieder eingetreten, nachdem er gegen den Beginn der Debatte unsichtbar geworden. „Ich bitte den Herrn Vicepräsidenten Fendorf, den Vorsitz zu übernehmen,“ sagte Emilie lächelnd, „ich werde die Herren am Theetisch erwarten.“ Mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes, wie es ihr eigen war, verließ die Präsidentin der heißen Generaldebatte das Zimmer, um ihren Pflichten als Hausfrau einige Augenblicke zu weihen.

Die Gäste neckten indessen Emil damit, daß seine schöne Schwester ihn verhätschle und malten ihm mit entsetzlichen Farben den Moment aus, wo er einmal die Alleinherrschaft über ihr Herz verlieren würde. Konrad mußte lächeln, obgleich ihm so feierlich und wunderbar zu Muthe war, wie vielleicht noch nie. Wie ein Traum war die Erinnerung an seine letzten schweren und wüsten Kämpfe verflogen, wie ein Traum die langgehegten und langgeliebten Irthümer der Vergangenheit. Eine neue, höhere Erkenntniß des Daseins war über ihn gekommen durch das Wiedersehen der Geliebten, ein Seelenfriede, wie er ihn nie gekannt. Er fühlte, sie durfte nicht anders sein, wie sie war — es sei gut so. Sie war doch ein Weib mit den stillen Bedürfnissen ihres Herzens, die an

heimlicher, geheiligter Stätte in ihrer Brust lebten und webten, unberührt von dem äußern Thun und Wirken, welches sie auf die Höhe des menschlichen Daseins stellte. Ja er verstand Emilie, — er fühlte sich still für sich beglückt durch die Liebe zu ihr und doch mit vollem, stolzem Bewußtsein hinausgerückt in den Kreis des reichsten Lebens, er wußte, wie er vorhin seine Hand in die ihre gelegt, vereinigt mit ihr durch Streben und Denken, es sei dieses Band fester und heiliger als tausend Liebeschwüre, unter leidenschaftlichen Küssen ausgetauscht.

Die Flügelthüren in das Nebenzimmer wurden geöffnet; die anmuthige Wirthin erwartete ihre Gäste beim Theetisch. Es waren heute keine Damen erschienen, da eigentlich nur die Berathung über das gemeinsame Unternehmen auf der Tagesordnung gestanden hatte. Emilie befand sich allein, nur in Emil's Gegenwart unter den meist jungen Männern, aber eben heute huldigten ihr alle mit der zartesten Aufmerksamkeit, indem sie unbewußt unter dem Eindruck der geistigen und moralischen Größe standen, in welcher ihnen heute das junge Mädchen erschienen und welche eine schönere und festere Stütze bietet als jede conventionelle Sitte. In stiller Glückseligkeit, auf jedes ihrer Worte lauschend, saß Konrad neben ihr; sie war froh und heiter wie ein Kind und der Kreis der geistvollen Gäste überbot sich unter diesem Einfluß an übersprudelnden Wiß und geselliger Munterkeit. Besonders Alberti sprühte von Geist und Uebermuth und befand sich mit der schönen Präsidentin in ununterbrochener Fehde, indem er sie mit seinen überschwenglichen, aber feinen Huldigungen belagerte, was sie mit den schlagendsten Argumenten der Vernunft abwehrte. Unwillkürlich mußte Konrad an die arme Hortense denken, die jetzt einsam und mißgestimmt bei ihren Kindern sitzen mochte und er bedauerte sie mehr als den leichtsinnigen Gatten, welcher seine unbesonnene Wahl weniger hart zu büßen hatte als sie.

Später kam die Rede auf das gestürzte Ministerium Hartach und Konrad ergriff lebhaft die Gelegenheit, seinen neuen Gesinnungsgenossen gegenüber sein Verhältniß zu demselben und seinen scheinbar so plötzlichen Gesinnungswechsel zu erläutern. Auch der seligen

„Tagespost“ wurde gedacht und Alberti persiflirte den officiellen Ton derselben in der ergößlichsten Weise, indem er künftige Artikel der „Freiheit“ in demselben improvisirte. Mit Bindeseile verging der Abend und während des Aufbruches fand Konrad endlich Gelegenheit, der Geliebten zuzulüftern: „Wann können wir uns ungestört sprechen, theure Emilie? Um welche Stunde darf ich morgen kommen?“ Sie sah ihn klar und fest an. „So sehr ich mich nach Ihnen sehnen werde, Konrad — kann ich Sie doch nicht vor der Mittagsstunde empfangen. Erst dann kehre ich von meinen Krankenbesuchen heim — erst dann gestatten mir meine Berufspflichten, mir selbst zu gehören.“ Er sah ihr in die schönen, klaren, so heißgeliebten Augen, aber er verstand den treuen, selbstbewußten Geist, der aus diesen Augen sprach und mit liebevoller Ergebung küßte er ihre Hand. „Ich will mich denn bis zu dieser Stunde gedulden, meine Emilie.“ In halber Geistesabwesenheit vernahm er, als er mit den übrigen Gästen das Haus verließ, daß sie ihm versicherten, man gehe doch mit einem seltsamen Feuer, mit besonderer Lust und Liebe an ein Werk, wenn man von einer so lebenswürdigen Frau angespornt und geleitet werde. Und dann glaubten auch Einige noch bemerkt zu haben, die schöne Präsidentin sei heute hier und da etwas seltsam und zerstreut gewesen.

Achtes Capitel.

Frauenherzen.

Konrad und Emilie hatten sich verlobt.

Das tiefgehende Mißverständniß, welches sie so viele Jahre hindurch getrennt, selbst nachdem sich ihre Herzen gefunden, es war nun dem mächtigen, klärenden Einfluß ernster Geschehnisse gewichen. Auf der Höhe geläuterter Anschauungen und geistiger Reife fanden sie sich nach langem, lehrreichem wenn auch schmerzvollem Kämpfen und Ringen. Nun war es klar und licht zwischen ihnen; sie begegneten sich in innerer, wahrhafter Uebereinstimmung und sie durften nun dem Zuge des Herzens folgen, der sie längst einander zugeführt.

Unabhängig, selbstständig und thätig stand Jedes von ihnen in seiner selbstgewählten Sphäre und so legten sie die Hände ineinander, schlossen unter der Regide der Gleichheit den freien Bund der Liebe, den keine äußeren Verhältnisse bestimmen und beeinflussen konnten; sie schlossen ihn zum gemeinsamen Streben, zur gemeinsamen Arbeit an ihrer menschlichen Lebensaufgabe.

Freiheit und Gleichheit bildeten die Basis dieses Bündnisses und sie wurzelten unzerstörbar in Konrad's und Emiliens ebenbürtigen, entwickelten Geistern, in ihrer ebenbürtigen thatkräftigen Selbstständigkeit, wenn sie auch Emilien nicht von Gesetz und Herkommen garantirt waren. Jahre lang hatten sie sich geliebt unter den verschiedensten Verhältnissen, den feindlichsten Einflüssen und ihre Liebe gründete sich auf unvergängliche Güter, auf lebendig fortwirkende Triebfedern, sie verdankte ihr Bestehen nicht flüchtigen, äußeren Reizen, nicht dem unhaltbaren Verhältniß zwischen Beschränktheit, Schwäche, Schutz- und Versorgungsbedürftigkeit einerseits, gefährlichen Privilegien, willkürlicher Herrschaft und einseitiger Auffassung der Pflichten andererseits.

So erwuchs Konrad und Emilie aus ihren eigenen Bestrebungen unverhofft ein Glück, welchem sie längst entsagen zu müssen geglaubt.

Konrad durfte die Geliebte nun endlich Braut nennen, nachdem sich seine Gefühle für sie durch lange Prüfungen geläutert und die ernstesten Kämpfe wegen ihrer Anschauungen und Ideen sie ihm erst ganz zu eigen gemacht.

Er wollte ganz brechen mit der dunkeln Vergangenheit voll mannigfacher, schwer gebühter Irthümer, mit ganzer Seele sich hingeben dem neuen Liebes- und Geistesleben und ein anderer thätiger, tüchtiger, freier Mensch werden. Er fühlte sich nun wirklich auf jener Basis angelangt, die er sich einst zum Bau seines Glücksgebäudes gewünscht, er fühlte sich in seinem wahren Berufe im Dienste des Rechts und Guten, und er wollte sich ihm mit einer Hingebung widmen, die er in seiner früheren Thätigkeit nicht ahnen konnte. Wenn er die Geliebte, dies kühne, thatkräftige Mädchen umschlang und Braut nannte, dann kam eine ideale Lebensfreu-

digkeit, eine edle Schaffenslust über ihn, wie er sie nie geahnt. Es war am zweiten Tage nach jenem glücklichen des Wiedersehens der beiden Liebenden.

Emilie war von ihren Krankenbesuchen heimgekehrt und saß, Konrad erwartend, in süßes Träumen und Sinnen versunken. Ihr war so wunderbar zu Muth, so leicht und froh; das Leben erschien ihr so licht und schön, sie hätte jubeln mögen wie ein Kind und dann wieder still in sich hineinträumen in ein zauberisches Ungewiß. Nie war ihr so gewesen außer vielleicht damals, als sie an der bedeutungsvollen Grenze zwischen Kind und Jungfrau stand. Solcher Friede, solche süße hoffende Zuversicht wohnten damals in ihrer jungen Seele und doch sah sie schon mit frohem, kühnem Blick die höheren Güter, die ernstern Ziele im Nebel der Zukunft vor sich, wie sie sie erstreben sollte. Aehnlich wie damals, nur klarer, edler bestimmter fühlte sie den inneren Einklang ihres ganzen Wesens, die stille Befriedigung ihres Herzens. Auch das Kind hatte unbewußt und ahnungslos diese Schätze be sessen, die Jungfrau verlor sie in dem großen uralten Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, die glückliche Braut fand sie wieder. Tief und still verborgen in ihrer Brust war eine dunkle, schmerzumschlossene Stelle gewesen, über welche sie den thränenfeuchten Schleier der Entsagung geworfen; nun war es licht in ihr, lichter, warmer Frühling; ein holdes, freundliches, ungekanntes Element hatte sich über ihr Dasein ergossen, eine neue Welt eröffnete sich vor ihren Blicken. Sie liebte Konrad mit der ganzen ungebrochenen Zärtlichkeit ihres Mädchenherzens, sie hatte ihn zur Höhe ihrer Ideensphäre emporgehoben, sie durfte ihm nun vertrauen, ihm, dem Geliebten gehören und sie that es frei, stolz, glücklich!

Sie sprang jetzt froh empor, als die Thür geöffnet wurde, sie meinte, er müsse es sein. Aber es war nur das Stubenmädchen, welches eine fremde junge Dame meldete, die das Fräulein zu sprechen wünschte. Entwas enttäuscht und nicht eben erbaut von dieser Störung, gab sie die Weisung, die Fremde hereinzuführen, und ziemlich zerstreut schickte sie sich an, dieselbe zu begrüßen.

Aber das junge, schöne Mädchen, welches eintrat, fesselte augenblicklich ihre ganze Aufmerksamkeit. Es war eine charaktervolle, reizende Erscheinung, offenbar in der vollsten, entwickelten Blüthe der Jugendschönheit, eine zarte Blondine mit langem, prächtigem Lockenhaar, feuchtglänzenden blauen Augen, fast krankhaft durchsichtigem Teint. Die anmuthig schüchterne Haltung, der unbeschreiblich bewegte Ausdruck ihrer feinen Züge, endlich die duftig zarte, gewählte Toilette — Alles umgab zusammenwirkend, die ganze Erscheinung mit einem vornehmen Reiz, ja einem Hauch von Poesie.

Das junge Mädchen grüßte stumm mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes, sah Emilie mit ihren klaren, blauen Augen forschend, fast ängstlich an, faßte dann plötzlich ihre Hand und frug mit unsicherer, aber wohlklingender Stimme: „Sie also sind Emilie Waldheim — Fräulein Emilie Waldheim!“ Diese war ihr theilnahmsvoll und unbefangen entgegengetreten. War sie es doch so sehr gewöhnt, mit verschiedenen Menschen in verschiedenen Situationen zu verkehren. Sie bejahte nun freundlich die Frage und führte den Besuch mit einigen artigen Worten zu einem Sitz. Die Fremde schwieg und kämpfte sichtlich mit einer hohen Erregung, wohl auch mit Befangenheit. Sie athmete schwer und bedrückt und ihre Augen füllten sich mit Thränen, während sie Emilie immer wieder bang und bewegt ansah.

„Sie leiden, mein Fräulein, wie mir scheint,“ sagte diese liebevoll. — „Sie sind aufgereggt und angegriffen!“ — — „Nein, nein,“ erwiderte die Fremde mit einem schwachen Lächeln — „Sie irren sich, — nicht als Patientin komme ich zu Ihnen, — ich wollte Sie nur kennen lernen“ — und mit einem Anflug von Stolz fügte sie hinzu: „Ich bin Ada von Mähler — Baron Pfendorfs, ihres Freundes Cousine.“ Das tiefe Roth, welches bei diesen Worten Emiliens Wangen färbte, schien sie peinlich zu berühren, denn sie fuhr ceremonieller fort: „Ich hoffe, Sie werden entschuldigen, daß ich mich mit so viel Freiheit bei Ihnen einführe, der Wunsch, Sie, mein Fräulein, kennen zu lernen, ist wohl jedenfalls erklärlich und mein Cousin erzählte mir so viel von Ihrer

Freundlichkeit und Güte, daß ich diesen Schritt wagen zu dürfen glaubte.“ „O glauben Sie nur,“ rief Emilie lebhaft und freundlich, von dem Bestreben nach einer einfachen Verständigung mit ihrem Gast getrieben, „ich kann Ihnen Aehnliches sagen. Ihr Cousin hat mit unendlicher Liebe von Ihnen gesprochen und es freut mich wirklich von ganzem Herzen, daß Sie hieher kamen, daß wir uns kennen und verstehen lernen sollen. — — Ueberhaupt schulden ich und meine Freunde, Baron Zsendorf eingerechnet, Ihnen den schönen Zoll der Dankbarkeit, indem Sie mit so überraschender Opferwilligkeit ein Unternehmen unterstützen wollen, welchem wir mit ganzer Seele angehören.“ „O lassen Sie das, Fräulein Waldheim,“ unterbrach Ada erregt. Sie, in diesem Augenblick die willenlose Beute ihrer leidenschaftlichen Gefühle, empfand Emiliens Unbefangenheit und geistige Ruhe wie eine Herausforderung. „Ueberschätzen Sie diese Kleinigkeit nicht,“ sagte sie mit einiger Schärfe, „ich wollte mich eben meinem Cousin gefällig erweisen, sonst nichts. Von der Sache selbst wußte und verstand ich wenig, kannte durchaus nicht die Betheiligten.“ Emilie hatte Nachsicht mit dem Gemüthszustand Ada's und sagte daher schonend: „O das kommt wohl auch nicht in Betracht. Ich denke, wir sind Alle um der Sache willen an derselben betheiliget und ich hoffe, auch Sie werden sich dieser besten und edelsten Auffassung bei näherer Prüfung nicht entziehen. Damit ist unser aller Standpunkt einfach und klar bezeichnet.“ Ada lächelte bitter. Sie fühlte sich durch Emiliens objective, ruhige Anschauung verletzt und befremdet; heftig nahm sie das Wort: „Ich muß Ihnen eine Illusion rauben. Ich und Bernhard's Mutter theilen diese Auffassung nicht, wir wünschten für Bernhard einen anderen, seiner Geburt und Erziehung angemessenen Wirkungskreis und doch meinte ich, seine neuen Bestrebungen müßten recht und gut sein, so lange ich glaubte“ — ihr natürliches Zartgefühl und Emiliens stolzer, unwilliger Blick ließ sie innehalten. „Verstehe ich recht!“ nahm diese erregt das Wort. „Sie meinen, daß Baron Zsendorf nur durch persönliche Interessen an jenes Unternehmen gefesselt ist, oder gar vielleicht, daß ich zu Gunsten desselben einen — einen unpassenden Einfluß auf ihn zu nehmen suchte!“ Ada

betrachtete mit funkelnden Augen ihre stolze Nebenbuhlerin und rief von Eifersucht und Zorn überwältigt: „Lassen Sie uns wahr und offen mit einander sprechen — bin ich nicht berechtigt, Ihnen diesen Vorwurf zu machen! Haben Sie der Welt nicht bewiesen, daß Sie Alles daran setzen, um Ihre seltsamen Ideen durchzuführen! Und ist Baron Zsendorf nicht werthvoll genug für Sie.“ — „Halten Sie ein, mein Fräulein,“ unterbrach Emilie unwillig, „wenn Baron Zsendorf mir Gefühle widmet, die über einen freundschaftlichen Verkehr hinausgehen, so hat mir dies schon so viele der bitteren Stunden bereitet, daß mich die Peinlichkeit dieses Augenblickes nicht überraschen kann. Dennoch muß ich den Vorwurf, den Sie mir machten, entschieden zurückweisen. Ich verschmähe es, auf denselben näher einzugehen, erkläre aber, daß ich nicht begreife, was Sie berechtigen könnte, mein Verhältniß zu Baron Zsendorf in einer für mich so verletzenden Weise auszulegen!“ „Was mich dazu berechtigt!“ rief Aida zwischen Schmerz und Zorn, „o spielen Sie keine so stolze unnahbare Rolle, — Sie wissen ja doch Alles! Ich bin nicht nur Bernhard's Verwandte, ich bin seine Braut — gewesen, werden Sie vielleicht hinzusetzen — aber solche Bande sind heilig und schütteln sich nicht so leicht und schnell ab — mein Antheil an ihm ist für alle Zeiten berechtigt und geheiligt. Wissen Sie, was ein solches Band bedeutet? Was es für mich und Bernhard war? Nein, Sie können es nicht wissen, nicht ahnen — Sie nicht.“ „Ich hatte keine Ahnung davon bis vor wenigen Tagen,“ warf Emilie abwehrend — auf das Peinlichste berührt, ein. „Baron Zsendorf verschwieg mir seine näheren Familienverhältnisse — berücksichtigen Sie das“ — — „Ja, aber Sie sollen und müssen wissen,“ fuhr Aida immer ungezügelter fort, „daß wir einander schon durch die Geschichte unserer Familien bestimmt waren, zusammen unsere erste Jugend verlebten, daß sich zugleich mit unserem äußeren und inneren Wesen unsere gegenseitige Zuneigung entwickelte — daß unsere Liebe identisch war mit unserem Dasein. O ich will es nicht versuchen, Ihnen ein Bild jener kurzen glücklichen Zeit zu entwerfen — wozu auch mein Gott! — — Da ging Bernhard von seinem Wissensdrang, — seinem unruhigen Geist getrieben, an

die Universität und von dort schrieb er mir anfangs von einem seltsamen Wesen, von einem verkleideten Mädchen, welches sich als Student unter den Studenten umhertrieb und ihn lebhaft fesselte. Jetzt weiß ich, weshalb mich dabei ein kalter, fremder Schauer erfaßte — ich hielt ihn damals nur für natürliche Mißbilligung — jetzt weiß ich, daß es eine Ahnung war, eine unverstandene Ahnung — — dann schwieg er ganz von jenem — Emil — und ich vergaß darauf — — dann kam Bernhard plötzlich von der Universität zurück — verstört und melancholisch — und bald unter finsternen Schmerzausbrüchen, bald unter herzerbrechenden Bitten um Vergebung gestand er, er trage eine unglückliche unerwiederte Neigung im Herzen, die er nie nennen wolle und dürfe — er habe mir die Treue gebrochen — er müsse weit — weit fort — in die Ferne — und rasch — wie ein düsterer Meteor verschwand er — Jahre lang ließ er selten etwas von sich hören! Und diese Jahre lebte ich einsam, — betrogen um meine Jugend, mein Lebensglück, — bei seiner Mutter — und rang den schweren, ununterbrochenen Kampf mit einem räthselhaften grausamen Schicksal — doch nun ward mir durch Bernhard's Aufrichtigkeit plötzlich Licht — das Gefühl meines vergangenen Glückes und meines unvergänglichen Unglückes brach über mich herein mit neuer Macht — und dem inneren Drange folgend, kam ich Ihnen zu sagen, daß Sie mir sein Herz geraubt, daß Sie einen schönen, hoffnungsvollen Bund zerrissen, daß Sie das Lebensglück zweier Menschen zerstört haben" — sie hielt, von Thränen erstickt, inne. „Fahren Sie fort,“ sagte Emilie ruhig und mit edler Fassung — „erleichtern sie denn Ihr Herz durch solche Ergießungen, ich will über deren Berechtigung weiter keine Betrachtungen anstellen. Aus Ihrem vorwurfsvollen Tone muß ich jedoch schließen, daß Ihnen Herr v. Isendorf über die Entstehung seiner Gefühle für mich eine Aufklärung gab, die ich von seiner Ehrenhaftigkeit nicht erwartet hätte.“ Ada nahm schnell das Tuch von den Augen. „Nein, nein,“ rief sie eifrig, „er hat mir die Wahrheit gesagt, wie könnte er anders! Es ist wahr, Sie erwidern seine Neigung nicht — Sie sind unschuldig.“ „Also, warum machen Sie mir dann Vorwürfe?“ frug Emilie sanft, aber

eindringlich. Ada schwieg eine Weile, dann sagte sie düster vor sich hin: „Ja — ich that Unrecht“ — plötzlich lehnte sie den Kopf an die Schulter ihrer Rivalin und flüsterte: „Vergeben Sie mir — ich bin so unglücklich.“ Emilie war schnell besänftigt, sie sagte gerührt: „Der Himmel weiß — ich bin es auch — ich habe Sie beraubt, ohne mich im Geringsten zu bereichern. Es ist ein trauriges Verhängniß für uns Alle, welches mir das Herz Ihres Verlobten zuwandte, und ich kann es, nun ich Sie gesehen, um so weniger begreifen.“ — — Ada trocknete ihre Augen und sagte treuherzig: „O, Sie sind sehr schön — viel schöner als ich dachte oder für möglich hielt. Sie sind gewiß gut und edel, wie hätte Sie Bernhard sonst lieben können — aber Sie sind kein Weib — das ist das Unglück für ihn — wie würden Sie ihm sonst widerstanden haben! Nur ein so seltsam geartetes Wesen vermochte das.“ Ein leises Lächeln glitt über Emilie's Antlitz. „Bernhard ist sehr liebenswerth,“ sagte sie, „er wäre vielleicht mein bester Freund, hätte er sich damit begnügt. Aber meine Liebe konnte er nie gewinnen, weil diese bereits einem Anderen gehörte, weil ich bereits gewählt hatte, obgleich ich erst seit gestern Braut bin, und wie ich sagen darf, eine glückliche Braut.“ Ada lauschte verwundert. „Sie, Sie, Emilie Waldheim, Sie lieben, Sie werden geliebt, — Sie sind Braut und das Alles bei Ihren Principien und Bestrebungen!! „Und warum nicht!“ frug Emilie einfach. „Weil die Liebe das ganze Wesen verlangt und ausfüllt,“ sprach Ada, „weil der Raum, den Sie derselben in Ihrer Seele anweisen, sehr, sehr klein sein muß — weil Ihnen keine Zeit bleiben kann für sie — o verzeihen Sie — aber der muß sehr arm sein, der auf Ihre Liebe angewiesen ist!“ „Sie urtheilen sehr hart,“ sagte Emilie peinlich berührt; „weil ich einen ernstern Beruf ausübe, deshalb sollte ich das höchste Glück des Herzens entbehren, ja seiner gar nicht würdig sein. Das wäre eine traurige, ungerechte Logik!“ „Sie überraschen mich“, erwiderte Ada mit naivem Staunen. „Sie hätten also das Bedürfniß zu lieben! Ist doch Ihr Sinnen und Streben auf so ganz andere Dinge gerichtet. Männlich — außerhalb des stillen, heiligen Bereiches des Herzens, liegen die Ziele Ihres Ehrgeizes. Was

kann Ihnen das Glück des Herzens sein! Nein, nein, Sie kennen die wahre Liebe nicht — es ist nicht möglich“ — leise, die feuchten Wimpern gesenkt, fuhr sie fort: „Mir erscheint Bernhard's Liebe als das einzige wünschenswerthe Gut auf Erden, ohne sie alles gleichgiltig und farblos. Das Leben reflectirt sich mir nur in ihm, seit ich sein Herz verlor, bin ich todt für die Welt. Ich vermag außer dem E i n e n nichts zu denken, nichts zu fühlen, nichts zu wollen und zu erstreben! Wenn Sie liebten wie ich, Sie hätten kein Examen bestanden. Sie thaten dies indessen sehr glänzend und ich schliese daraus, daß Ihr künftiger Gatte nur einen sehr kleinen Theil Ihres Wesens besitzen kann. Ein Weib, das wahrhaft liebt, gehört dem Mann mit ihrem ganzen ungetheilten Sein. Aber Sie haben keine Ahnung von der Macht eines solchen Gefühles, Sie haben sich des innerstes Mystariums der Weiblichkeit entäußert! O ich beklage Ihren künftigen Gatten, denn Sie haben ihn um des Lebens höchsten Reiz betrogen!“ — — Emilie schwieg, augenblicklich bewältigt von den, mit dem Feuer der leidenschaftlichen Ueberzeugung gesprochenen Worten. Sie sah sinnend vor sich nieder und ihre Brust wogte in unterdrückter Bewegung. Ada betrachtete sie mit stolzen, mitleidigen Blicken. „Sie schweigen,“ nahm sie sanfter das Wort, „vielleicht fühlen Sie dunkel die Wahrheit meiner Worte. Ich habe mir das traurige Vorrecht errungen, so zu sprechen, denn ich habe das Martyrium der Liebe erduldet. O vermöchten Sie in meinem Herzen die Spuren langer, in vergeblicher Sehnsucht durchweinter Lebensjahre zu sehen, Sie würden vielleicht lernen, was Liebe ist!“ Emilie schüttelte leise das Haupt und sagte träumerisch: „Nein, nein — ich sollte Konrad nicht lieben — wie nur ein Weib den Mann seiner Wahl lieben kann!? Ich sollte ihm sein Glück und Recht verkümmern! Mein Herz spricht mich von diesem Vorwurfe frei. Ich liebe ihn aufrichtig mit ganzer, voller Seele, ich will ihn glücklich machen und bin glücklich durch ihn. Der von Ihnen hervorgehobene Unterschied kann nur in Charakter und Erziehung liegen. Warum sollten sich tiefe, reiche Gefühle nicht mit ernstem Denken und Streben vereinigen lassen! Hat man je behauptet, der Mann wäre echter Liebe nicht fähig, weil sein Thun,

sein Wollen auch auf andere, äußere Ziele gerichtet ist! Weshalb sollte von der Frau Anderes gelten! Sind doch ihre häuslichen Pflichten auch Pflichten, die consequentes Denken und unausgesetzte Aufmerksamkeit fordern, wenn sie recht geübt werden. Im Gegensatz zu ihrem äußeren Beruf werden der Frau die Interessen ihres Herzens nur um so heiliger und süßer sein, die Ehe wird ihr als ausschließliches Bedürfniß des Herzens innerlich um so höher stehen, wenn sie nicht zugleich ihre gesellschaftliche Stellung, ihre materielle Existenz bildet. Und höhere, geistige Entwicklung kann nur veredelnd auf die Gefühle wirken. Nein, ich bin meinem Geliebten nichts schuldig, ich habe ihm in allen Stadien meines Lebens, bei den günstigsten äußeren Erfolgen, die gleiche Liebe bewahrt, und ich meine, er kann sie darum um so höher schätzen, als wenn ich durch Jahre, hermetisch von der Welt abgeschlossen, nur mit seinem Andenken beschäftigt gewesen wäre."

Ada hatte düster zugehört. „Sie wissen Ihre Ansichten gut zu vertheidigen," sagte sie seufzend, „Sie sind sehr fertig in der Logik, ich glaube es, Ihr Kopf ist frei, Ihre Seele ruhig. Schade, daß mächtige Gefühle, daß eine brennende Wunde sich durch keine Philosophie bestechen lassen. Mein Herz ist nicht überzeugt." Sie schlug die Hände vor die Augen. „Doch," rief sie plötzlich, „glauben Sie nicht, daß ich klagen will, daß ich des Trostes bedarf — ich will nichts anderes als Bernhard lieben, selbst unglücklich lieben — das ist mein einziger Ehrgeiz — echte treue Liebe und kein Weib sollte einen andern haben." „Nein," sagte Emilie fest, „die Liebe zwischen Mann und Weib ist nicht das höchste und einzige Ziel des Menschen, also auch nicht der Frau, mindestens in Ihrem Sinne nicht. Der Daseinszweck des Menschen ist geistige Bervollkommnung und ewiger Fortschritt, an dem beide Geschlechter gleichmäßig participiren sollen. Die Liebe zwischen ihnen ist nur insofern das Höchste, als Mann und Weib sich geistig ergänzend, das reine Urbild der Menschheit darstellen. Wollen sie jedoch nur in ihren Gefühlen ruhen bleiben, so kommen sie niemals, selbst bei der größten sittlichen Beredlung nicht über die einfachen, unverrückbaren Grenzen der Natur hinaus. Darum muß das Weib gleichen

Antheil haben an dem allgemeinen Fortschritt, an allen Geistesgütern der Menschheit, darum ist die geschlechtliche Liebe ebenso wenig sein einziger Lebensberuf, als der des Mannes. Ist man doch geneigt, den Mann gering zu schätzen, der seine Neigung für eine Frau, oder die Frauen zum einzigen Inhalt seines Lebens macht, eben weil er noch höhere Ziele, allgemeine Pflichten hat. Dasselbe gilt für die Frau; auch sie hat außer dem geschlechtlichen, einen individuellen, rein menschlichen Beruf. Die sehnüchtige Liebe zu einem Einzigen ist eine andere Art von Egoismus, denn nur die allgemeine Menschenliebe begreift das Höchste in sich. Einem Einzigen leben, besonders wenn ich diesem mit meinem Herzen nicht Existenzbedürfniß bin, das nenne ich ein armes, leeres, verlorenes Dasein!“ — — „Wenn wir gern und treu lieben, auch ohne Gegenliebe,“ fiel Ada ein, „macht uns das nicht besser als die Männer! Sie verkennen das Wesen des Weibes — in seiner Beschränkung liegt sein größter Reiz. Ist Ihnen dies etwas Neues?“ „In der Beschränkung kann Niemandes Reiz liegen,“ erwiderte Emilie lächelnd, „dem widerspricht die höhere Menschenwürde.“ „O, wenn Ihr Verlobter Sie so hörte, wie Sie eben sprachen,“ rief Ada, „er könnte Sie nicht mehr recht lieben, denn Sie haben das eingebüßt, was für die Männer den Reiz der Weiblichkeit bildet.“ Emilie lächelte wieder. „Sie urtheilen einseitig,“ sagte sie ruhig, „alle Welt kennt meine Grundsätze, und mein Bräutigam, sowie Ihr Cousin am allerbesten. Habe ich ihnen doch nachgelebt, seit ich selbstständig denken kann.“ „Sie verdienen nicht die Liebe eines Mannes wie Bernhard,“ rief Ada gereizt. „O, darüber habe ich mich nie beunruhigt, mindestens nicht aus dem von Ihnen angeführten Grund,“ erwiderte Emilie stolz. „Nein, jetzt hoffe ich, daß Bernhard Sie nicht wahrhaft liebt,“ fuhr Ada leidenschaftlich fort, „es ist nicht möglich, es ist eine täuschende Schwärmerei, welche Ihre Schönheit, Ihr abenteuerliches Auftreten in ihm hervorriefen. Hüten Sie sich, Frau Dr. Waldheim — so glaub’ ich nennt man Sie — hüten Sie sich! Ich warne Sie — auch Ihr Bräutigam liebt Sie nicht — k a n n Sie nicht lieben; Ehrgeiz oder andere äußere Motive haben Ihnen seine Hand gesichert.“ —

„Geben Sie sich keine Mühe,“ sagte Emilie heiter, „mir über diesen Punkt Zweifel einzulösen.“ Aber Ada ließ sich nicht beirren. „Mindestens wird seine Liebe bald erkalten,“ rief sie immer eindringlicher, „nochmals ich warne Sie — ein Weib wie Sie vermag einen Mann nicht dauernd zu fesseln. Einem müssen Sie entsagen, Ihrem Liebesglück, oder Ihrem Berufe.“ — — „Ich habe diese Wahl nicht nöthig,“ erwiderte Emilie ruhig, „ich bin der Liebe meines Verlobten sicher, so treu ich immer meinem Berufe sein mag.“ Ada faßte ihre Hand und fuhr erregt fort: „Wie! ich sollte der Gegenliebe nicht werth sein, ich, die ich mein ganzes Sein hingeben will — und Sie sollten von edlen Männern so sehr geliebt werden, Sie mit Ihren engbegrenzten Gefühlen, mit Ihrem kalten Herzen — es kann nicht sein.“ Es war schon einmal geklopft worden, ohne daß es die beiden Mädchen beachtet hatten; jetzt wurde die Thür geöffnet und Konrad Lindau, gefolgt von Baron Zsendorf, trat ein.

Sie hatten sich bei Alberti getroffen. Der Letztere erfuhr von Emilien's Verlobung mit dem neu aufgetauchten Redacteur der „Freiheit“, der ihm schon gestern eine Art Mißtrauen eingesflößt. Da zufällig am selben Tage seine Mutter und seine Cousine getroffen waren, um ihn zur Rückkehr nach seiner Heimat zu bewegen, war sein Entschluß schnell gefaßt. Er sah blaß und erregt aus und betrachtete Emilie mit düsteren Blicken, während Konrad Lindau heiter und unbefangen grüßte. Seine glückliche, hoffnungsfrohe Stimmung hatte sogar eine, seinem Wesen sonst ganz fremde, fast übermüthige Färbung, besonders jetzt, wo seine Braut eben angelegentlich auf ihn zueilte. Er fing sie mit einem Scherz leicht in seine Arme auf und beachtete jetzt ebensowenig Ada und Zsendorf's Befangenheit, als vorhin des Letzteren Bestürzung bei der Nachricht von Emilien's Verlobung. — — — Emilie faßte seine beiden Hände, sah in lächelnd an und sagte, ihrem augenblicklichen Gedankengang folgend: „Konrad, Du kommst eben recht — sieh, diese Dame will mir beweisen, daß es unmöglich, ganz unmöglich sei, mich zu lieben — ist das wahr?“ Konrad hielt das Ganze für einen Scherz und Ada für eine vertraute, ihm noch fremde Bekannte Emilien's,

er schaute seine Braut mit einem strahlenden, nicht mißzuverstehenden Lächeln an und wiederholte: „Es soll unmöglich sein — mein Mädchen — ja wie soll ich das Gegentheil beweisen können, wenn man es mir nicht gleich an den Augen absieht, vielleicht so?“ — er zog Emilie an sich und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen. „Aber Konrad,“ sie machte sich über und über erglühend von ihm los — „aber Konrad, laß doch vernünftig mit Dir sprechen.“ — „Ja, wie kann ein so vernünftiges Mädchen, wie Du es zu sein vorgibst, solche verfängliche Fragen stellen,“ vertheidigte er sich lächelnd, „und nun schmolle nicht, mein Herz — oder ich muß an Deiner Vernunft und Einsicht gar verzweifeln.“ „Aber Konrad,“ wiederholte Emilie, „kannst Du heute nicht ernst sein?“ Ihr kleiner, reizender Mund schmolle noch, aber ihre Augen lächelten dem Verbrecher bereits verjöhnlich zu. „Nun muthes mir im Ernst nicht zu viel zu, heute, Herzensmädchen,“ erwiderte er und wandte sich nun artig zu Ada, stellte sich selbst vor und wollte mit seinen Scherzreden fortfahren, bis ihm Ada's aufgeregtes Wesen, zugleich mit Zsendorf's düsterem Schweigen auffiel und er plötzlich bemerkte, daß er es nicht mit gewöhnlichen conventionellen Besuchen zu thun habe. Ada und Bernhard hatten mit unsäglich bitteren Gefühlen im Herzen die kleine Scene beobachtet, die mit Emilien's Doctor-diplom so gar nichts zu thun hatte, aber dennoch deutlich sprach, denn Konrad's liebeberaushtes Wesen, vielleicht eine Reaction der Jugend- und Liebeslust auf die langen Jahre der Entfagung, trug das Gepräge der ungekünstelten Wahrheit, der glückseligen Unbefangenheit. Ada bedurfte nur eines Blickes in dieses ernste, männliche Antlitz, welches der Anblick der Geliebten in das strahlendste Licht des Glückes tauchte, um ihre Zweifel beantwortet zu sehen.

Zsendorf war indessen zu Emilien herangetreten, reichte ihr die Hand und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich komme Ihnen Glück zu wünschen, Fräulein Emilie und Ihnen zugleich Lebewohl zu sagen. Sie haben jetzt eine verlässlichere, wirksamere Stütze für Ihr persönliches Glück, sowie für Ihre schönen Bestrebungen. Mögen Beide so gleichmäßig gedeihen, als Sie es verdienen. Ich kann jedoch nicht Zeuge davon sein, ich kehre mit den Meinen nach der Heimat

zurück.“ Emilie war betroffen. „Sie haben Ihren Entschluß leicht und schnell gefaßt,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen. Sie wollte noch hinzufügen, er käme ihr unerwartet, besann sich aber, daß sie bis zu diesem Augenblick mit keinem Gedanken an diesen Punkt gedacht. „Schnell habe ich meinen Entschluß gefaßt,“ erwiderte Isendorf mit gedämpfter Stimme, „leicht — das werden Sie selbst nicht denken, Emilie — weiter brauche ich Ihnen meinen Entschluß nicht zu erklären. Ihr Herz muß ihn verstehen und möge es ein mildes Urtheil über mich fällen.“ „Es ist traurig, daß sich mit meinem Glück der Verlust eines Freundes verbindet, wie Sie,“ sagte sie noch immer befangen „und Konrad hat eine große Aufgabe, wenn er neben seinen sonstigen Verpflichtungen auch Sie ersehen soll.“ „Er wird mich schnell — sehr schnell vergessen machen,“ erwiderte er düster. Da erhob sich Ada zum Gehen, sie war nicht länger im Stande, Zeugin der Unterredung zu sein. „Willst Du mich wohl zu Deiner Mutter begleiten, Bernhard?“ sagte sie, „sie weiß ja noch nichts von Deinem Entschluß, der ihr größter Wunsch gewesen“ — und dann bat sie Emilien, die alte Baronin morgen zu besuchen, dieselbe wünschte so sehr, sie kennen zu lernen. Emilie dachte nicht daran, daß die aristokratische Dame sich wohl auch zu ihr hätte bemühen können, sie dachte nur, daß sie diese beiden Frauen, wenn auch unfreiwillig, beeinträchtigt und sie sagte zu. Herzlich, mit bittendem Blicke reichte sie Ada die Hand hin und diese drückte sie versöhnt und bewegt. „Was ging hier vor? Geliebte?“ frug Konrad, als die Beiden gegangen. Emilie lehnte sich an seine Brust und in dem frohen Bewußtsein, daß nun zwischen ihnen alle Stürme vorüber seien, sagte sie leise und innig: „Mein Konrad!“

Emilie fand in der alten Baronin Isendorf eine feine, gefühlvolle, aber einseitige Matrone, die zart und rücksichtsvoll war, weil das Gegentheil davon unschön und unweiblich erschienen wäre. Sie ignorierte Emiliens Stand und Rang, behandelte sie als unmündiges junges Mädchen und nannte sie „liebes Kind“. Auch Ada war wieder kälter und zurückhaltender, sie war nur unter dem Einfluß von Emiliens Wesen derselben herzlich begegnet, dann gewann ihre

verurtheilende, vernunftkalte Anschauung wieder die Oberhand. — Emilie vermochte nicht anders zu sein, als freundlich und schonend. Sie schonte das Vorurtheil der beiden Frauen, denen sie überdies Sohn, Bruder und Bräutigam entfremdet. „Mein liebes Kind,“ sagte die alte Dame, „eine Verkettung von Umständen hat Ihnen einen bedeutsamen Einfluß auf unser Familienleben gewährt und ich bin überzeugt, daß Sie sich desselben schonend bedienen. Seit Kurzem ist es mir kein Geheimniß mehr, daß mein Sohn eine lebhaftere Neigung für Sie hegt und es konnte mich das, abgesehen von Ihren Vorzügen, mein Fräulein, die ich natürlicherweise nicht beurtheilen kann, eben nicht so sehr überraschen, da er ein leicht empfängliches leidenschaftliches Naturell besitzt und Sie unter so seltsamen, die Phantasie anregenden Umständen kennen lernte. Er löste um Ihre wegen ältere Bande, die mir sehr theuer waren und für uns Alle die schönste Zukunft verhießen. Ferner ließ er sich, wohl hauptsächlich durch den Verkehr mit Ihnen angeregt, auf Pläne und Ideen ein, die seinem natürlichen, ererbten und anerzogenen Wirkungskreis denn doch sehr ferne liegen. Sie selbst, mein liebes Kind, werden der Annahme, daß er hiezu wohl vorherrschend durch die Sympathien für Sie bewogen wurde, nicht ernstlich widersprechen können und daher anerkennen, daß wir, seine nächsten Anverwandten im Namen seiner viel näher liegenden Pflichten unsere Rechte auf ihn geltend machen. Ich kam deshalb mit meiner Nichte hierher, um ihn zur Rückkehr zu uns zu bewegen, damit er endlich sein väterliches Gut übernehme und nach den langen Wanderjahren uns gehöre. Doch ich will keine gewaltsame Lösung, ich will Sie nicht verletzen, ich will kein Mißtrauen in Sie setzen und ich frage Sie daher, mein liebes Fräulein, ob Sie irgend welche Anrechte an meinen Sohn geltend zu machen haben, die den Wünschen meines Mutterherzens entgegen stehen, ob Sie überhaupt meinen Sohn gern und frei scheiden lassen?“ Emilie versicherte lebhaft und erröthend, sie habe wissentlich niemals die Denkungsweise und die Entschlüsse des jungen Barons beeinflusst, sie werde es nun um so weniger thun und sehe ihn mit erleichtertem Herzen dahin zurückkehren, wohin ihn Pflicht und Liebe riefen. Sie hoffe, setzte sie mit

einigem Stolze hinzu, er werde die Vergangenheit vergessen, was für alle Theile am Besten, und noch recht glücklich werden. „Es wird unsere einzige Lebensaufgabe sein, ihn glücklich zu machen,“ nahm die alte Dame würdevoll das Wort, „Bernhard hat den festen Willen, die Vergangenheit zu vergessen und Ada ist so edel und großmüthig, sich mit ihm darin zu vereinigen. Da sie ihm ihre treue Jugendliebe ungeschwächt bewahrt, hat sie eingewilligt, das theure alte Band zu erneuern und Bernhardt nennt sie seit gestern seine Braut. Auch seine brüderlichen Gefühle werden sich bald an der treu bewahrten Flamme erwärmen. Er will nun ganz uns gehören und wir gehen hoffentlich der freudigen Zukunft entgegen, welche Sie selbst, mein liebes Kind, so freundlich sind, uns zu wünschen.“ Emilie blickte Ada groß und verwundert an und diese verstand erröthend diesen verurtheilenden Blick. „Sie werden freilich kein Verständniß für das Glück haben, welches ich nun an Bernhards Seite suche und finden will,“ nahm Ada das Wort, „doch jetzt erst ist mir die schönste Lebensaufgabe zugefallen, jetzt wo Bernhard, getäuscht in seinen Zielen und Idealen, unglücklich und vereinsamt, an meiner unveränderlich treuen Brust Trost sucht. Ja, Emilie Waldheim, ich will durch unbegrenzte liebevolle Hingebung die Wunden heilen, die Sie ihm, wenn auch willenlos, geschlagen und ich schäme mich nicht vor Ihnen dieser Aufgabe, denn ich bin ein Weib und besitze nicht männlichey Ehrgeiz wie Sie!“ „Er wagte es noch einmal, um Sie zu werben, nachdem er Sie schon einmal verschmäht!“ rief Emilie unwillkürlich, dem peinlichen Eindruck, den sie empfangen, Ausdruck gebend. „O kritisiren Sie diesen Schritt nicht,“ sprach Ada erregt, „er steht über Ihrem Urtheil, denn hier fehlt Ihnen das feine Verständniß und dies vermag Ihnen Ihr Doctordiplom nicht zu geben. Wie können Sie auch nachempfinden, was ich empfand, als er tief getroffen durch das Schauspiel, Sie in den Armen eines Andern zu sehen, gebrochen, enttäuscht, liebebedürftig zu mir kam und um Trost und milde Zärtlichkeit bat. Ich weinte um und mit ihm und ich war doch selig — verurtheilen Sie mich, wenn Sie können!“ — „Nein, verurtheilen will und werde ich Sie nicht,“ erwiderte Emilie fest, „aber nachahmen wollte ich Sie nicht,

bei meiner Frauenwürde!“ „Ich wiederhole Ihnen noch einmal,“ rief Ada und warf ihre langen blonden Locken zurück, „urtheilen Sie nicht über wahre Liebe, Sie kennen dieselbe nicht. Ich bin glücklich, in Bernhard's Nähe zu sein, zu seinem Wohlsein beitragen, ihn lieben, ihm dienen zu können — ich bin am Ziel meiner Wünsche.“ „Sie müssen einen hohen Grad von Selbstverleugnung und einen eben so großen Mangel an Selbstgefühl besitzen,“ erwiderte Emilie ruhig, „um sich so für die Dauer befriedigt zu fühlen. Im Augenblick der Begeisterung mag Ihnen diese Aufopferung verlockend erscheinen, doch für lebens- oder gar beglückensfähig kann ich sie nicht halten und bei meiner großen Theilnahme für Ihr und Isendorf's Loos wünsche ich Ihnen Beiden von Herzen einen andern Lebenskreis, eine andere Sphäre der Thätigkeit.“ Ada lächelte bitter. „So sagte Bernhard gestern zu mir: Emilie hätte eine andere Panacee für uns, sie würde uns einen Bau- oder Arbeitsplatz mitten in der lautesten, bewegtesten Welt anweisen — wir aber brauchen ein stilles Asyl für unsere kranken Herzen — o ein krankes Herz, das ist nur ein medicinisches Object für Sie, nicht wahr? — Ich und Bernhard bilden einen Riß in Ihrem System und Ihre schönsten und stärksten Theorien gehen an uns verloren.“ „Ada hat Recht,“ fiel hier die alte Baronin ein, welche bisher schweigend zugehört hatte, „wir können und ich sage Ihnen offen, wir wollen auch nichts gemein haben mit Ihrem Wesen und Streben, mein Fräulein; zwar, meine Achtung kann und will ich Ihnen nicht versagen — aber dennoch muß ich dem Himmel danken, daß Ihre Gefühle denen meines Sohnes nicht entgegenkamen, denn Sie sind nicht das Wesen, welches ich für ihn zur Frau wünschen, welches ihn glücklich machen könnte.“ Emilie sah traurig vor sich nieder, es schmerzte sie stets tief, bei Frauen solche hartnäckige Vorurtheile zu finden. Die alte Dame bemerkte ihre Betroffenheit und von dem hervorgebrachten Eindruck angenehm berührt, sagte sie begütigend: „Betrüben Sie sich nicht über meine Worte, liebes Kind. Ich sage nicht und will nicht sagen, daß Sie der Liebe meines Sohnes nicht würdig wären. Ich weiß, daß trotz der abenteuerlichen Dinge, die Sie Ihrer Principien wegen gethan, kein Schatten auf

Ihrem Namen ruht, daß Sie die allgemeine, Ihnen gezollte Achtung auch verdienen. Aber man rüttelt nicht ungestraft an so geheiligten Vesten und Sie dürfen das mächtige Gefühl nicht unterschätzen, welches besonders in Frauenherzen gegen Sie spricht und welches die Anerkennung immer beeinträchtigen wird, die man Ihrer Tüchtigkeit zollen würde, wenn Sie kein Weib wären.“ Emilie sah die Matrone und Ada groß und offen an und frug ruhig, verwundert: „Ist es möglich, daß mich Jemand darum gering schätzt, weil ich mir ein zusammenhängendes Wissen errungen, weil ich einen nützlichen Beruf übe?“ „Sprechen wir nicht davon,“ rief Ada heftig, „dieses Thema verleidet mir Ihr freundliches, liebes Antlitz, indem ich umsonst eine Lösung des Räthsels suche, daß ein Wesen wie Sie, so alle zarten Gefühle verleugnen und dieses entsetzliche Studium wählen konnte. Ich vermag nicht ohne Schauer daran zu denken.“ „Die franken Frauen, denen ich Hilfe und Heilung gebracht, haben mich wenigstens noch nicht verurtheilt — und das kann mir genug sein,“ erwiderte Emilie nicht ohne Stolz „doch Sie haben Recht, sprechen wir nicht mehr davon, wir können uns über diesen Punkt doch nicht verständigen.“ Sie gab es auf, mit diesen einseitig befangenen Frauen weiter zu kämpfen und erhob sich zum Gehen. Sie verabschiedete sich freundlich und verjöhlich und sagte noch: „Ich bedaure tief, daß Ihr Urtheil über mich nicht milder ausgefallen ist, doch hoffe ich, die Ueberzeugung mitnehmen zu können, daß Sie nun nicht mehr zweifeln, ich habe niemals die Absicht gehabt, störend in Ihre Familie und in die Welt Ihrer Gefühle und Anschauungen einzugreifen, sowie, daß ich herzlich wünsche, Baron Zendorf möge sich des Einflusses, den Sie mir auf ihn zuschreiben, bald entäußern und nur seinem eigenen innern Wesen folgen.“ „O, ich bin von der Aufrichtigkeit Ihrer Wünsche überzeugt,“ sprach Ada, „nun ich Sie kenne, weiß ich, daß Sie solche Gefühle stets in die engste Grenze zurückweisen.“ Noch sprach Emilie die innigsten Wünsche aus, an die sie freilich selbst nicht recht glaubte, der erneuerte Bund zwischen Bernhard und Ada möge noch ein recht glücklicher werden. Emiliens Herzlichkeit, geistige Ruhe, die glückliche Harmonie ihres ganzen Wesens übtet noch im letzten Augenblick eine bedeutende

Wirkung auf Ada, deren Gefühle leicht erregbar waren, wie ein Wellenspiegel. Es überkamen sie plötzlich unbestimmte bange Ahnungen und als Emilie sie um ein schvesterlich freundliches Andenken bat, flog sie in ihrer leidenschaftlichen Weise an ihre Brust und rief: „Sie sind doch gut, Emilie, es wäre doch am Besten für Bernhard, Sie hätten ihn wieder geliebt und wären die Seine geworden. Er würde glücklich sein, wie ich ihn nie — niemals machen kann.“ „Es sollte nicht sein,“ sprach Emilie gerührt mit feuchten Augen, „vielleicht hat es sich ein freundliches Geschick vorbehalten, Ihre reiche, schöne Liebe zu lohnen.“ „Es ist doch ein mächtiges dunkles Verhängniß, welches über mir und Bernhard schwebt,“ sagte Ada seufzend. Sie fühlte instinctiv, nicht eine flüchtige Wandlung der Gefühle, eine mächtige hohe Idee habe in ihr Verhältniß zu dem Manne ihres Herzens eingegriffen. Weinend trennte sie sich von Emilie.

Zsendorf entäußerte sich des geistigen und materiellen Antheils an der Zeitung, wie er vorausgesagt. Er erklärte, von den Bestrebungen der Zeit nichts mehr wissen zu wollen, er wollte von nun an der strengsten Abgeschlossenheit von der Welt leben. Sein Entschluß erregte allgemeines Staunen und Mißbilligung, erst da man sein Zusammenfallen mit Emiliens Verlobung in Erwägung zog, fanden seine Gefinnungsgenossen den Schlüssel für sein seltsames Benehmen. Ihr Kapital zurückzuziehen, war Ada jedoch nicht zu bewegen. Es sollte unter den, anfänglich festgestellten Bestimmungen dem jungen Unternehmen bis auf Weiteres bleiben — wie Ada erklärte, zum Andenken, daß ihr Bernhard einmal mit Herz und Geist daran theilhaftig gewesen.

Am Abend der Abreise kam Zsendorf, um seiner heißgeliebten Studiengenossin das letzte Lebewohl zu sagen. Er hatte mit Absicht die Stunde gewählt, in welcher er ihren Verlobten bei ihr wußte.

Konrad sah mit innigem, aber ruhigem, von keiner Regung der Eifersucht beeinträchtigtem Mitleid den schweren Herzenskampf, unter dem der junge Mann sich von der theuren Commilitonin loszureißen suchte. Sie saß still und befangen neben Konrad und hielt seine Hand fest; so lag es in ihrem Wesen, sie war kühn und

entschieden in allen Lagen, den bedeutendsten Männern gegenüber; nur wo ihr inneres Leben, ihre jungfräulichen Gefühle berührt wurden, ward sie um so befangener, um so schüchterner. Bernhard kannte diesen Zug, doch konnte er die Frage: „Und welches Andenken werden Sie mir bewahren, Emilie?“ nicht unterdrücken. „Ich habe mich doch in Ihnen getäuscht,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich wußte, daß Sie mich verurtheilen würden,“ seufzte er, „ich gelobte mich Ihrer Ideenwelt und wollte ihr meine Thatkraft widmen und bei dem ersten feindlichen Ansturm meiner Gefühle sehen Sie mich unterliegen. Doch glauben Sie mir, ich meinte selbst, ich gehörte ganz der Freiheit, die Sie meinen — aber diese Freiheit trug ähnlich, wie Märchen in Egmont's Traum, Ihre Gestalt. Der arme Egmont erwacht im Kerker, einsam, gefangen, dem Tode verfallen.“ Er schwieg. „Bernhard,“ sagte Emilie vorwurfsvoll, „können Sie wirklich Alles verleugnen, zu was Sie sich bekannt, als Sie zu mir kamen. Seien Sie ein Mann!“ „Die wahre Freiheit wird siegen ohne einen Unglücklichen, einen irrenden Lebenspilger, wie ich es bin,“ sagte er düster und resignirt, „wenn sich edle, schöne Frauen wie Sie derselben annehmen, ist ihre Zukunft gesichert.“ „Ich erkenne Sie nicht wieder,“ sprach Emilie lebhaft, „Sie haben sich so plötzlich umgewandelt, daß ich wohl hoffen darf, es werde bald wieder im günstigeren Sinne geschehen.“ Bernhard schüttelte traurig den Kopf. „Nein, nein, theure Emilie, lassen Sie mich offen sein — ganz offen — Sie wissen, ich habe Sie geliebt — abgöttisch geliebt, wie das Ideal der Freiheit, der höchsten Menschlichkeit, wie die lichte Lösung des Räthfels meines kampf- und zweifelvollen Daseins. Aber weil ich dies nur aus ehrfurchtsvoller Ferne thun durfte, so hielt ich Sie für ein Wesen ohne menschliche Leidenschaften, ohne das Bedürfniß nach irdischem Glück und ich tröstete mich, denn „die Sterne, die begehrt man nicht.“ Sie schütteln mißbilligend Ihr schönes Haupt, Emilie, ich weiß, Sie wollen nicht für ein solches Wesen gehalten werden und ich war ein thörichter Schwärmer. Aber ich konnte mich doch mit einem allgemeinen Geschick trösten, bis — bis Sie die mir voreenthaltene

Seligkeit diesem Glücklichen hier gewährten. Jetzt gehe ich denn, um mit meinem Unstern zu grollen.“

Emilie reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Bernhard, für die treuen, reichen Gefühle, die Sie mir gewidmet haben, ich werde Sie nie, nie vergessen. Und lassen Sie uns nicht fürchten, daß es dunkle Verhängnisse für das Menschenherz gibt, über welche die lichten Mächte des Geistes, allgemeiner Ideale und echter That- und Willenskraft keine Gewalt hätten.“ „Hoffen Sie es denn für mich, Emilie,“ sagte er mit traurigem Lächeln und küßte innig und ehrfurchtsvoll die Hand, die das Ziel seiner heißen, vergeblichen Wünsche gewesen. „Genießen Sie Ihr Glück recht und ganz,“ sagte er dann zu Konrad und wechselte einen Händedruck mit ihm, „mir ist, als könnten Sie gar nicht recht wissen, was Sie besitzen — das Glück ist blind — der Schmerz sieht klar und wägt richtig,“ er sah Emilie lange stumm an — mit seltsamen, schmerzestarrten Blicken, als hätte er ihr Bild recht tief in sich aufnehmen wollen — dann sagte er tonlos, wie im Traum befangen: „Und nun lebe wohl, Emil!“ Er eilte plötzlich davon. Doch, als könne er sich nicht losreißen, wandte er sich in der Thür noch einmal um und blickte noch einmal nach dem geliebten Mädchen zurück. Sie lehnte sich an Konrad an — er betrachtete sie mit zärtlichen Blicken und strich lieblosend über ihr schönes Haar. Mit dem Egoismus des Glückes beachteten sie den Scheidenden nicht mehr.

Neuntes Capitel.

Liebe und Leben.

Es war gegen Abend. Konrad und Emilie freuten sich bereits gemeinsam ihrer Mußestunden. Da kam Emil aus der Rotte'schen Fabrik nach Hause und warf sich in höchst übler Laune, voll Aerger und Fassungslosigkeit in einen Sessel. „Es geht nicht mehr, Emilie,“ rief er, „ich habe diese Plackereien gründlich satt. Nun bin ich aber am Aeußersten — und es ist die höchste Zeit — daß die Sache

beendet wird.“ „Ei, ich hoffte immer, Deine Unzufriedenheit entspränge aus dem Ungewohnten und Du werdest Dich in das Amt einleben,“ meinte die Schwester. Konrad erkundigte sich nach der Natur desselben und sprach die Vermuthung aus, es müsse für Herrn Emil ganz gut passen. „Ja, das scheint so,“ widersprach Emil, „aber immer in diesen langweiligen Magazinen sitzen, über jedes Atom darin Protokoll führen und Jedem Rede stehen, dem es beliebt, die Nase herein zu stecken, ist an und für sich weder ein angenehmes noch ehrenvolles Amt — nicht einmal gentlemanlike ist's. Aber dann noch diesen unausstehlichen Director, der Einem keinen freien Athemzug gönnt, — ich habe ihm indessen heute die Wahrheit gesagt und er meinte selbst, er oder ich würde früher oder später weichen müssen. Nun, wer gehen wird, darüber kann kein Zweifel sein. Ich bin ein ehemaliger Officier — ich lasse mir nicht so mitspielen.“ „Unbegreiflich,“ meinte Emilie ungläubig, „wenn das Amt so unangenehm schwierig und unwürdig wäre, hätte es Dir Ernst Rottte bei seiner Freundschaft für uns doch nicht so dringend empfohlen. Mein bester Emil, ich glaube, Du hast nur keine Lust, es entsprechend auszufüllen. Ist's nicht so, sprich?“ Der ehemalige Lieutenant zuckte die Achseln und gab zu, er könne dieser Annahme nicht gerade widersprechen. Er sei einmal für eine solche Gebundenheit nicht geschaffen und er fühle sich auch nicht verpflichtet zu solcher Arbeit. Er sei im Dienst des Vaterlandes seiner Kraft und Gesundheit beraubt worden, er habe genug gethan. „Du bist aber doch fähig, ein leichteres Geschäft zu versehen,“ warf Emilie ein, „und da Du einmal mit Deiner Pension nicht auskommen kannst, so solltest Du doch das unter so günstigen Bedingungen Gebotene zu schätzen wissen. Könntest Du nicht dem Director zu entsprechen suchen?“ „Liebe Emilie!“ bat der junge Mann schmeichelnd, „Du wirst mir dies nicht im Ernst zumuthen, Du, die Du die Freiheit so hoch anschlägst. Soll ich mich gegen meine Neigung binden aus Gewinnsucht?“ „Nein, Emil,“ erwiderte sie nachgiebig, „wenn es sich in der That so verhält.“ — „Darf ich mir ein Wort erlauben, mon beau frère“ fiel hier Konrad ein, „wenn Sie die Stelle aufgeben, sind Sie doch jedenfalls auf die Unterstützung

Ihrer Schwester angewiesen, wird dadurch Ihr empfindlicher männlicher Stolz nicht verletzt?" „Ei, Emilie ist meine Schwester mit ganzem Herzen, sie thut mir gern etwas zu Liebe," entschuldigte er sich kleinlaut, „es wäre doch ein falscher Hochmuth, wenn — wenn ich" — „Zähle nur immerhin auf mich," sagte Emilie lächelnd, „und wenn Du wirklich ganz einig bist, mit Dir selbst bist, gib die Stelle nur auf." Herr Emil fühlte sich durch Konrad's Gegenwart denn doch bedeutend genirt — er meinte zögernd: „Nun, wenn Du nicht ganz meiner Ansicht bist, Liebe, so — oder will ich die erste beste, andere Stelle nehmen, die sich mir bietet, ich will überhaupt nichts thun ohne Deine Zustimmung." Emil war sehr, sehr demüthig geworden, seit seine Schwester so glänzende Honorare erhielt und die Cafetiers ihm nicht eben gern Credit gaben. „Nein, nein, mein Freund," sprach die Schwester liebevoll, „ich will Dich zu Nichts bewegen, was Dir widerstrebt, so lege denn das Amt nieder, wir werden uns schon einrichten." Halb beschämt, halb erfreut, küßte der Lieutenant sehr artig der Schwester die Hand. „Wie gut Du bist, Emilie," stammelte er, „o ich wußte, daß Du so sprechen würdest, Du wälzest mir eine Centnerlast von der Brust" — und da ihm Konrad's eigenthümliche Miene bedeutend ungemüthlich wurde, rief er: „Doch ich schreibe augenblicklich dem Director, damit er sieht, mit wem er es zu thun hat, morgen gehe ich dann selbst zu Ernst Rotte." Er eilte hinaus. Emilie sah ihm lächelnd nach. Konrad aber trat zu ihr heran und sagte erregt: „Gestatte mir ein offenes Wort, Emilie, ich weiß durch Benno, wie unbegrenzt nachgiebig und opferwillig Du gegen Deinen Bruder sammt allen seinen Schwächen und Fehlern bist! Warum, sage mir, gegen mich die unerbittlichste Strenge — und dann wieder willenlose Nachsicht für diesen Taugenichts, nun vergib mir das rücksichtslose Wort, es ist nicht kindische Eifersucht, die es mir eingibt, sondern die Logik des berührten Verhältnisses." Emilie schwieg eine Weile, dann sagte sie innig: „Konrad, kannst Du mir deshalb zürnen? sieh, ich konnte eben an Dir keine Schwäche, nichts Uedles, nichts Niederes ertragen, indessen versuche es doch einmal, mein Freund, stelle jetzt meine Nachsicht auf die Probe, jetzt, wo wir uns

ganz verstehen.“ Sie schwieg und bedeckte erröthend ihr Antlitz mit den Händen. Wie hätte Konrad nicht entwaffnet sein sollen — er lag zu ihren Füßen und gelobte sich selbst, diese Probe niemals versuchen zu wollen.

„Du kannst nicht begreifen, Geliebter, weshalb der „Taugenichts“ diese Macht auf mich ausübt?“ fuhr das junge Mädchen fort und ihre Augen wurden feucht. „Denke, als mein armer, theurer Vater geschieden war, stand ich allein mit ihm in der Welt. Du warst mir in unerreichbarer Ferne, Emil krank an meiner Seite, auf meine Sorgfalt, meine Thatkraft angewiesen, der einzige Gegenstand meiner Zärtlichkeit, der Einzige, der mich brauchte! — Und dann, er war früher oft herrschsüchtig und unbrüderlich gegen mich gewesen, hätte es nicht wie eine lieblose Rache ausgesehen, wenn ich nun meine günstigere Stellung mit Strenge und Härte gegen ihn verbunden hätte? So ist es gekommen, mein Konrad, und willst Du Dich fernerhin noch verletzt fühlen? Ich will Dir so wenig als möglich Anlaß dazu geben und meinen Taugenichts ein wenig strenger halten.“ „Nein, nein, Emilie,“ rief Konrad, „verziehe ihn nur, ich werde ihn nicht mehr beneiden, sondern eher triumphiren, doch einmial eine ordentliche Schwäche an Dir entdeckt zu haben.“

Nach einer Weile kam der ahnungslose Emil zurück und rühmte sich mit dem „gepfefferten“ Briefe, den er dem Director geschrieben.

Der Thee war getrunken, der Abend ziemlich vorgerückt. Emil saß allein am Tisch bei der Lampe und langweilte sich mit einer Zeitung in der Hand. Das Brautpaar saß dort am Sopha in der Ecke, plaudernd und scherzend und Emil hatte längst die traurige Erfahrung gemacht, daß er in solchen Fällen höchst überflüssig sei. Konrad und Emilie hatten sich so viel zu sagen, sie hatten ja noch nie traulich und ungestört mit einander verkehrt, sie hatten sich seit Jahren immer nur flüchtig gesehen, um sich sogleich wieder stürmisch und schmerzvoll zu trennen. Sie sprachen eben von dieser langen, schwerbewegten Zeit, von den langen Jahren, die vergingen, ehe sie sich fanden. „Wie lange ist es nur, seit wir uns kennen lernten,

Konrad?“ frug Emilie nachsinnend. „Es sind zehn Jahre, mein Mädchen,“ erwiderte Konrad bewegt. „Zehn Jahre sind es, seit ich Dich zum ersten Male sah. Es scheint Dir lange und doch steht jener Augenblick noch mit solcher Lebendigkeit vor meiner Seele, daß ich noch ganz nachfühlen kann, was ich bei Deinem Anblick empfand.“ „Wirklich, Konrad?“ Sie sah verwundert, zweifelnd, aber doch ein wenig geschmeichelt zu ihm auf. Er legte den Arm um ihren Nacken und blickte ihr lächelnd in die Augen. „Diese Augen,“ sagte er, „blickten mich damals freilich ganz, ganz anders an, als heute. Aber ich habe es darum doch nicht vergessen.“ — „Nun denn, wann und wo thaten Sie dies?“ frug Emilie lachend. „Laß sehen, ob Dein Gedächtniß seine lebenswürdige Treue bewährt.“ „Es war im Röder'schen Salon,“ erwiderte er eifrig. „Ich war eben erst in das Bureau des Hofraths getreten, kürzlich erst im Hause eingeführt.“

Da kam ich an einem stillen Sommernachmittag mit einer Botschaft des Hofrathes zu der gnädigen Frau. — Im Salon derselben saß Fräulein Hortense mit einem halben Duzend ihrer Freundinnen. Die jungen Damen thaten, was in solchen Fällen gewöhnlich ist, sie häkelten, sticften, nestelten — was weiß ich — und schwatzten und kicherten dazu. — Auch waren sie unverhältnißmäßig und ganz modern gepuht, wie es bei Röder gewöhnlich. — Neben Hortense aber erblickte ich ein, mir ganz fremdes junges Mädchen von etwa sechszehn Jahren — „Siebzehn Jahren,“ verbesserte Emilie gewissenhaft. — „Das schöne, stolze Kind sah aus, als hätte es sich nur zufällig in den Schwarm verirrt,“ fuhr er lächelnd fort „seine großen, unbeschreiblichen dunkelblauen Augen blickten vornehm und gelangweilt drein“ — „Die weitere Schilderung schenke ich Dir,“ winkte Emilie abwehrend. — „Geduld — Geduld,“ scherzte er, „es ist Dir z. B. wohl neu, daß Du ein zartes, feines rosa Kleid anhatte! — O ich sehe Dich noch vor mir, Du sahst so allerliebste aus, so frisch, so duftig — und doch so einfach, so ganz anders als die übrigen Damen. — Ich glaube, ich wußte nicht, was ich that und sprach, ich sah Dich verwundert an, und wußte nicht klar, was mir so mächtig durch die Seele zitterte.“ — „Und was wurde nun

weiter," frug das junge Mädchen, mit gesenkten Wimpern lauschend „Etwas sehr Gewöhnliches, mein Herz," fuhr er fort, „die Frau von Röder stellte mich Dir in aller Form vor. Da sahst Du mich das erstemal an, Emilie, freundlich, groß und offen, fast kindlich — ganz und gar ungenirt. — Ich nahm neben Dir Platz, und Du schienst damit ganz zufrieden." — „Natürlich — da ich mich langweilte," warf sie ernsthaft ein. „Während alle Damen arbeiteten," nahm er wieder das Wort, „sahest Du vornehm lässig mit leeren Händen da — und betrachtetest sehr eingehend ein Album mit Stahlstichen. Es war Dürrer, ich weiß, denn ich wunderte mich über diese Geschmacksrichtung, die bei Deinen Altersgenossinnen sonst sehr selten war. — Ich wollte nur gern eine Unterhaltung mit Fräulein Emilie eröffnen und frug, ob sie allein es verschmähe, mit ihren schönen Händen etwas Schönes zu schaffen." — „Ach," rief Emilie überrascht — „wie geistreich — Konrad!" — Beide lachten. — „Gnade," rief er, „ich hatte mit sechszehn — pardon — siebenjährigen Mädchen nie anders gesprochen, und ich war selbst erst vierundzwanzig Jahre alt, doch Fräulein Waldheim sah das auch damals nicht ein; sie schaute mich mit ihren schönen Augen ziemlich spöttisch an, als hätte sie gleich erkannt, wes Geistes Kind ich sei, und sagte leichtthin: Aus bunter Wolle und Seide „Schönes" zu schaffen, sei sie allerdings nicht fähig. — Die übrigen jungen Damen begannen im Chorus ihre werdenden Meisterwerke zu vertheidigen. Du necktest sehr erfolgreich Hortense mit den Formen und Farben des Hirsches, den sie eben auf den Stramin zauberte. Die beleidigte Künstlerin forderte mich Unglücklichen zur Vertheidigung ihrer Schöpfung auf, die andern Damen verlangten dasselbe für die ihren, ich mußte nach allen Seiten loben und bewundern, während Deine klaren Geistesaugen so mächtig durchdringend auf mir ruhten, daß mein ganzes Innere in Aufruhr kam, und die gedankenlosen Artigkeiten nicht über meine Lippen wollten. — So ging es eine Weile fort, mir war halb ungemüthlich halb wonnig zu Muth. Da erschien plötzlich ein bildhübscher, fecker, bleistift-splanker Jüngling, der meiner neuen Bekannten wunderbar ähnlich sah und holte Dich aus irgend einem Grunde ab." „Schade,"

lächelte Emilie. „Ja schade,“ wiederholte der Erzähler, „ich meinte es auch und sah die schöne Emilie mit dem geheimen Qualgefühl scheiden, daß sie mich für einen gewöhnlichen Gecken halten würde. Ich brachte sie nicht mehr aus dem Sinn. Man erzählte mir indessen allerlei Curiositäten von Dir, wie Du Latein und Griechisch triebest, allein spazieren und in die Museen, Ausstellungen u. s. w. gingest. Frau von Röder lobte Dich sehr, sprach aber ihr tiefes Bedauern aus, daß ihre Bemühungen um die Erziehung des „armen Kindes“ ziemlich erfolglos geblieben und dgl. mehr. Ich gab mir redliche Mühe, mich über diese Dinge gebührend zu setzen, aber es wollte nicht recht angehen. Emilie hatte mich mit einem süßen, unwiderstehlichen Zauber, mit wunderbarer sympathischer Gewalt gefangen genommen, eine innere Stimme sagte mir, es sei recht und gut, was Emilie thue. O, wäre ich dieser Stimme stets gefolgt, Emilie, mein liebes, liebes Mädchen.“ „Nun laß die Vergangenheit ruhen, Konrad,“ sprach sie sanft und legte ihre Hand in die seine. „Wir wollen jetzt der Gegenwart froh werden.“ „Ist es mir doch wie ein Traum, daß das Mädchen in dem Rosakleide nun meine Braut ist,“ sagte er, „doch, mein Herz, erinnerst Du Dich noch jener ersten Begegnung?“ Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie aufrichtig: „Nein, mein Freund.“ „Siehst Du,“ rief er zwischen Ernst und Scherz, „nun habe ich ein Recht über Dich, ich habe Dich zuerst geliebt — ich trug Dein Bild zuerst im Herzen.“ „Konrad,“ sagte Emilie ernster, „ich könnte Dir sagen, weshalb Du Dich erinnerst, als Du mich zum erstenmale sahst und ich nicht — soll ich es thun?“ „Sprich, vertheidige Dich, Du harteherziges Mädchen.“ „Anfangs liebtest Du mich nur um meines Aeußern willen,“ sagte sie leise und schonend, „darum konntest Du meinen Anblick nicht vergessen. Ich liebte Dein inneres Wesen und dies lernte ich erst später kennen.“ Sie prüfte mit dem Blick der Liebe sein ernstes, männliches Antlitz mit den festen, charaktervollen Zügen, dem prunklosen, dunkelblonden Haupt- und Barthaar, den tiefliegenden, sinnenden tiefblauen Augen. Aber Konrad saß halb abgewendet, seine Stirn hatte sich ein wenig umdüstert. „Emilie,“ sagte er, „Du unterschätzt meine damaligen Gefühle

für Dich, Du weißt nicht, was ich durch lange Jahre um Dich litt, hätte ich dies vermocht, nur eines hübschen Gesichtchen wegen? — Sieh, mit Deinem Streben, Alles zu vergeistigen, geräthst Du in die Gefahr, kalt und ungerecht zu urtheilen.“ Emilie aber lächelte sorglos. „Ueber Andere vielleicht, über Dich nicht,“ sagte sie und strich leise über seine verdüsterte Stirn, „wie kannst Du denken, daß ich ungerecht gegen Dich sein könnte — ich wollte doch nur bei Dir entschuldigen, daß ich unsere erste Begegnung vergaß. Ich habe Dich lieb nach meiner Weise und lege mir unsere Geschichte auch so aus und Du, mein Konrad, verlierst nichts dabei — darum schmolle nicht und sieh mich nur offen an.“ Er that es und machte die Entdeckung, daß es sehr schwer sei, ihrem bittenden Blicke gegenüber zu schmolten. „Willst Du denn nicht einmal Unrecht haben?“ frug er mit halbem Lächeln. „Ja Konrad,“ sagte sie ernst und reichte ihm die Hand „aber Unrecht thun will ich Dir nie, nie, dessen sollst Du mich nicht überweisen können.“ Er legte verfühnt seine Hand in die ihre und sagte heiter: „So vergib mir meinen Vorwurf, wie ich Dir Dein schlechtes Gedächtniß vergebe.“ „Siehst Du Lieber,“ sprach sie, „hättest Du mich bei unserer ersten Begegnung noch vor einem wilden Stier gerettet, mein scheues Pferd aufgehalten — oder mich wenigstens im Wald, an heimlicher Stelle mit einem zahmen Reh überrascht, hätten wir uns nur auf anständige Romanweise kennen gelernt! aber so wurden wir uns im Salon förmlich vorgestellt, sprachen langweiliges Zeug über Stickmuster u. s. w. und gingen wieder auseinander, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorging. Wie hätte ich die prosaische Exposition nicht vergessen sollen? Nicht die Spur eines Ereignisses führte uns zusammen, lediglich die Wenigkeit unserer Sympathien. In einem ordentlichen Roman gibt es nichts Aehnliches und die Geschichte unserer Liebe hat auch sonst nichts mit einem solchen gemein. Die Mißverständnisse, die uns trennten, waren keine eingebildeten, durch die Intriguen des „Bösewichtes“ herbeigeführten, sie existirten wirklich, sie lösten sich auch nicht durch einen glücklichen Zufall im letzten Band unserer Leidenshistorie und das Glück überschwemmte uns nicht durch äußere Güter und günstige Fügungen

dafür ist das unsere aber auch nicht so in's Blaue, Rebelhafte gebaut, nicht ein Werk unserer Phantasie, es steht auf unvergänglichen Besten — es ist schöne Wirklichkeit.“

„Du hast Recht, Emilie, aber noch eine Unähnlichkeit vergaßest Du. Du bist eine seltsame Romanheldin, da Du Deinem Helden nicht einmal vergeben willst — daß er Dich schön findet.“

Sie blickte ihn schalkhaft, leicht erröthend an. „Glaubst Du wirklich, es kränke mich zu hören, daß ich Dir gefiel?“ „In der That,“ rief er heiter, „Du ermuthigst mich zu dem verbrecherischen Geständniß, daß Du in meinen sündigen Augen noch immer sehr schön bist, Emilie!“ „Und ich hoffe es trotz meiner ebenfalls sehr unromantischen siebenundzwanzig Jahren noch einige Zeit zu bleiben,“ rief sie mit unbefangener Freude, „ich fühle mich nicht schwach, wie ich mich, Dank allen guten Mächten nie fühlte, ich stehe noch am Anfang meiner Laufbahn und hoffe noch lange jung zu bleiben. Große Aufgaben halten die Lebenskraft wach,“ „Du hast Dich auch noch für eine Reihe von Jahren, die Deiner Jugendlust und Schönheit verloren gingen, zu entschädigen,“ wandte er ein. „O ich habe sie nie beklagt,“ erwiderte sie lebhaft. „Ich weiß es, Emilie, aber damals muß Dir doch Dein liebes, zartes Gesichtchen entsetzlich im Wege gewesen sein?“

„Es half mir beweisen,“ sprach sie mit niedergeschlagenen Augen, „daß man Alles ausführen kann, wozu man innern Beruf und rechte Willenskraft hat.“

„Dein eiserner Wille, Emilie,“ erwiderte Konrad, „ist der Gegenstand meiner unbegrenzten Achtung. Und doch drängt es sich mir stets wie ein Räthsel auf, daß Du, Mädchen, es zu Stande brachtest, Jahrelang die Rolle eines jungen Mannes zu spielen. Ich hätte Dich doch einmal sehen mögen als Student, mein Kind!“ „Das durstest Du nie, Konrad,“ sprach sie erglühend und abgewandt, „Du nie! Für Dich wollte ich nur ein Mädchen sein, sieh, Dir erscheint auch der Studiosus medicinae unmöglich, obgleich derselbe der selbstgewählten Aufgabe denn doch gewachsen war.“ „Das bezweifle ich nicht, Du starkes, muthiges Mädchen. Ich weiß, es liegt in Deiner Weise, die Dinge kühn und entschieden in ihrem

eigentlichen, innersten Wesen zu erfassen, unbeirrt vom Zufälligen und Formellen. Da Du Dich zum Studium einmal berufen fühltest, war Dir die Art und Weise Nebensache. Das sieht meiner Emilie ähnlich, d. h. der ganzen Emilie, speciell dem Gesichtchen wohl weniger.“ „O diese Nebensache,“ seufzte Emilie, „sie war manchmal sehr drollig und komisch, aber dabei auch sehr wenig nebensächlich, z. B. in dem einzigen Augenblick, als Commilitone Elvers mir mit so ahnungslosem, pathetischem Zorne das Donnerwort zuschleuderte: „Du bist kein Mann.“ Beide lachten. Emilie lachte jetzt von der sichern, selbsterrungenen Höhe der schwierigen Studienjahre, durch welche sie ein altes, verschimmeltes Vorurtheil so glücklich dupirt und durch eine thatsächliche Ueberrumpelung über den Haufen geworfen. „Und nun noch eins, Emilie,“ nahm Konrad das Wort. „Wann hast Du denn meiner gedacht, mein Mädchen, in diesen Tagen der Sorge und Arbeit?“ „Wenn ich mit meiner Aufgabe, mit meinem jeweiligen Studium, meinen Forschungen und Uebungen fertig war,“ erwiderte sie lächelnd, „still, Du darfst nicht etwa schmollen, Konrad, Du warst damals Ministerialsecretär, im Bureau, um seine Excellenz, Abends in den Salons der beau monde, wie es Deine Stellung mit sich brachte. Du durftest hier nicht von Emilie sprechen und in seiner Excellenz Acten und Decreten nichts von ihr schreiben. Du hast sie darum doch nicht vergessen und Studiosus Emil hat sich gegen Dich auch kein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen.“ „Und so sind wir gleich,“ fiel Konrad ein, „da es in dieser elenden Welt nicht anders sein und man nicht nur seinem Herzen leben kann, wenigstens niemals ungestraft unter Palmen wandelt.“ „Du glaubst indessen nicht, wie einsam ich an der Universität lebte,“ meinte Emilie, „vielleicht nie sonst konnte ich, so wenig von wechselnden Eindrücken verfolgt, mit Deinem Bilde verkehren.“ „Armes Kind,“ sprach Konrad, „welche Aufgabe, Student und Anachoret zugleich sein, für einen Studenten gehalten werden, wenn man kein Café besucht, nicht pault, nicht trinkt, nicht raucht!“ „Still,“ unterbrach ihn Emilie, „ich darf nicht mehr Ehre ernten, als mir gebührt und ich muß Dir gestehen, Konrad, daß mein Verdienst durch eine Anzahl leibhaftiger, regelrecht ver-

dampfter Cigarren geschmälert ist.“ „Wie, Du hast geraucht Emilie, entsetzlich, diese Purpurlippen sind durch eine Virginia, eine Cuba entweiht worden, beim Himmel, ich kann sie nun nimmermehr küssen.“ „Dann magst Du es eben lassen,“ sagte sie lachend, „doch in der That, seit meinem Doctorexamen hat keine Cigarre mehr durch mich ihren Daseinszweck erfüllt, bei meiner ärztlichen Ehre!“ „Wirklich!“ rief Konrad, „nun, dann lassen wir Gnade für Recht ergehen,“ er bethätigte den Entschluß auf der Stelle. — „Nein, welche Inconsequenz, schäme Dich,“ rief Emilie. „Du versicherst mir doch, Emilie habe nie einen Rauchsrevell begangen,“ entschuldigte er sich. „Ach Sophismen, Männer Sophismen,“ schalt sie. „Frauenlogik,“ behauptete er, „wenn meine Auffassung nicht richtig wäre, hättest Du nach Deiner Metamorphose auch noch ein Paar Virginias rauchen können.“ Ein lustiger Rechtsstreit entbrannte. Aber jetzt legte sich der übermenschlich schläfrige, gelangweilte, gründlich verdrießliche Emil in's Mittel. „Konrad und Emilie,“ begann er, „ich muß Euch sagen, daß Ihr mich wahrhaft in Erstaunen setzt. Ihr werdet doch gar nicht fertig mit einander und Ihr seid doch gereift und vernünftig genug. Ich glaube, Ihr würdet da plaudern, schäkern und kosen, bis Morgens die Meldung käme, daß das Coupé der Frau Doctorin angepannt ist. Besonders Dir hätte ich es nicht zugetraut, Emilie.“ Emil's grämliche Predigt erregte die größte Heiterkeit des Brautpaares, aber Lindau schickte sich nun wirklich zum Gehen an, doch nicht, ehe er sich an seinem „beau frère“ nicht mit einer Fluth unbarmherzigen Spottes über dessen Eifersucht gerächt.

Emil hatte Recht, zum Theil wenigstens, Konrad und Emilie genossen das Glück ihrer endlichen Wiedervereinigung ganz und voll. Ein neues Leben hatte für sie begonnen und die Seligkeit der gemeinsamen Mußestunden warf ihre warmen Reflexe auch auf die der Arbeit. Das Dasein hatte für sie einen höhern Reiz und sie faßten dessen Aufgaben mit größerer Lust und Liebe. Konrad war mit ganzer Seele bei seinem neuen Beruf, mit dem Aufgebot seiner ganzen Thatkraft nahm er die Vorarbeiten für das zu begründende Blatt in die Hand und wurde bald der Mittelpunkt des ganzen

Unternehmens. Seine Kenntniß der politischen Verhältnisse des Staates kam ihm besonders zu Gute, während Alberti sich mit dem geschäftlichen, nicht politischen Theile der Sache befaßte. Im Laufe des Hochsommers sollten die ersten Nummern der „Freiheit“ erscheinen und mit gerechter Hoffnung auf Erfolg. Wie hätte nicht Konrad Alles daran setzen sollen, um die, ihm von der Geliebten zgedachte Stelle glänzend auszufüllen. Im Frühherbst dann sollte Konrad's innigster Wunsch erfüllt werden und die Geliebte ihm die Hand zum Bunde der Ehe reichen. Vorher aber wollten sie die traurigen Gedenktage des letzten Krieges begehen, unter ihnen den Todestag von Emiliens Vater. Ach, war dies ja der einzige tief wehmüthige Schatten, der in die sonnige Gegenwart fiel. Emilie konnte sich nicht darüber trösten, daß der Heißgeliebte die freundliche Gestaltung ihres Geschickes nicht erlebt und bei dem fernsten, leisesten Anklang an sein Andenken füllten Thränen ihre Augen. Konrad ehrte diesen unstillbaren Schmerz, er fühlte, daß Emiliens Liebe zu ihm in dem innersten Heiligthum ihres Herzens wohnte.

Und so waren es nur zarte, innere Rücksichten, die die Knüpfung des schönen Bandes zwischen ihnen beeinflussten. Die äußeren Verhältnisse hatten keine Macht über dasselbe. Konrad brauchte glücklicherweise nicht zu warten, bis er in der Lage sein würde, standesgemäß eine Frau zu erhalten. Emilie sorgte für sich selbst, sowie er für sich. Emilie hatte auch mit ihrer Aussteuer weiter keine große Sorge, sie besaß bereits eine eigene comfortable Häuslichkeit und fand in ihrer Vermählung keinen Anlaß, einen größeren Luxus in Wohnung und Kleidung zu entfalten.

„Es geht die Welt glücklicherweise gar nichts an, daß Du meine Braut bist“ — hatte Konrad stolz gesagt und so hatten sie ihre Verlobung nur ihren nächsten Freunden angezeigt. Erst langsam durchdrang die Nachricht die weiteren Kreise der großen Stadt. Man verstand die Absicht des stolzen, selbstständigen Mädchens, welches seine Privatverhältnisse genau von seinem öffentlichen Berufe geschieden wissen wollte, und man war doch gespannt, wie sich die kühne Vorkämpferin der Freiheit in der neuen Lebens-

späre bewähren würde. Dr. Herda, ihr stets getreuer und dienstfertiger, alter Colleague kam zu allererst, um ihr zu gratuliren oder besser sie auszuscherken. Freilich das Erste war darum auch ganz aufrichtig gemeint und die Lobpreisungen von des Bräutigams beneidenswerthem Voos bei dem greisen Verehrer des schönen Geschlechtes für ganz wahrhaft zu halten. Endlich aber siegten seine collegialischen Ansichten über seine Galanterie und halb scherzhaft, halb ernsthaft hielt er der „Frau Doctorin“ eine Straspredigt: „Sie haben es in Ihrem Verufe zu Erfolgen gebracht, schöne Collegin, die Ihnen einigen Stolz auf denselben hätten einflößen sollen. Und nun setzen Sie alles gleichmüthig auf's Spiel, um für einen geliebten Arthur oder Eduard oder wie er sonst heißen mag — Pantoffel zu stecken u. dgl. Dazu braucht man nicht Dr. Waldheim zu heißen. Aber ich habe es von vornherein prophezeit — es ist schon das Voos der Schönen auf der Erde — und ich sah es Ihnen gleich an Ihren schönen Augen an, daß Sophia nicht Ihre einzige Liebe bleiben werde. Nun Sie aber ein Jahr neben mir practicirt haben — jetzt will es mir gar nicht in den Sinn.“ „Aber ich will und werde ja die Praxis nach wie vor fortführen“, vertheidigte sich Emilie erröthend, „mein Verlobter besitzt nur mein Herz — sonst gehöre ich meinem Verufe!“ „O mein schönes Kind, meine werthe Collegin wollte ich sagen“, rief der alte Herr, „was bleibt uns noch außer dem Herzen! Sehen Sie, schon Ihren in der medicinischen Welt renommirten Namen büßen Sie ein.“ „Nein, nein,“ fiel sie ein, „ich practicire auch ferner unter dem Namen, auf welchen mein Doctordiplom lautet, mein Konrad will das selbst.“ „Nun das gefällt mir von Ihrem Konrad, auf den ich bisher nicht besonders gut zu sprechen war. Wollen Sie mir eine kleine Diagnose Ihres Zustandes bei dem Conflict Ihrer Berufs- und Ihrer Herzenspflichten gestatten? Mir, einem alten Freunde? Erfreut sich der Glückliche denn schon lange seines Sieges über das Herz der Frau Doctorin?“ „O schon lange, lange vor meinem Abiturientenexamen hat er diesen Sieg errungen.“ Das war freilich ein großer Riß in Dr. Herda's Theorien, er mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, deren Unfehlbarkeit aufzugeben und dafür die

Hoffnung auf die künftige Berufsthätigkeit seiner „schönen Collegin“ einzutauschen. Ähnliches hörte diese von ihrem Onkel, dem Professor Herrmann. Sie hatte ihm zugleich mit ihrer Verlobung angezeigt, daß es ihr nun gelungen sei, actives Mitglied des Vereines der Aerzte und Naturforscher zu werden. Nachdem die gelehrten Herren den ersten Schreck überwunden, ein verkleidetes Mädchen zum Ehrenmitglied ernannt zu haben, mußten sie es auch noch zum activen machen, da die Statuten allen praktischen Aerzten mit Verdienst um die medicinische Wissenschaft den Eintritt zusagten. Der Zusatz „praktische Aerzte männlichen Geschlechtes“ fand sich eben nicht vor und die erwähnten Erfordernisse waren Dr. Emilie Waldheim nicht abzusprechen. Onkel Herrmann schrieb hierüber: „Es ist dies ein neuer Beweis, daß Deine Tüchtigkeit, Emilie, nicht nur in meiner subjectiven Ueberzeugung existirt. Und darum bin ich überzeugt, Du würdest in Deiner neuen Lebenssphäre, wie sie auch sonst auf andere Frauen einwirken möge, Deinem Beruf und Deiner geistigen Thätigkeit im Ganzen und Großen treu bleiben. Und doch gestehe ich Dir, daß mich die Nachricht von Deiner Verlobung seltsam überrascht hat. Ich meinte immer, Du seiest ganz frei von den Schwächen Deines Geschlechtes und Du würdest den Muth und die Neigung haben, Dich Deinem schwererrungenen Berufe ausschließlich zu widmen, Dich durch ihn allein befriedigt zu fühlen. So erschienst Du mir, mein Liebling, als Du als Student bei mir lebtest. Und nun sehe ich, daß Du Dich regelrecht verlieben konntest und ohne einen Mann Deines Herzens nicht zu existiren vermagst. Ist das wirklich mein Emil? Und das Bild Deines Geliebten steckte Dir schon damals im Köpfschen, als ich fast vergessen hatte, daß Du ein Mädchen seiest. Eine schöne Geschichte das! Doch nun nimm es dem alten Pedanten nicht übel, Du weißt nicht, was Du ihm gewesen bist. Ja mein lieber Emil, ich glaubte immer eine Art geistiges Anrecht an Dich zu haben, noch einmal in meinen alten Tagen mit Dir arbeiten zu können. Die Einsamkeit gefällt mir nicht mehr, seit Du sie mit mir getheilt hast. Und selbst die alte Siebert, die so schweigsam und wortkarg wird, daß es mir auffällt, erinnert sich noch mit Sehnsucht und Nüchternheit der schönen Zeiten, als der

„junge Herr“ bei uns war. Daraus kann Dein geliebter Konrad entnehmen, wie gut es sich mit Dir leben läßt, mein Kind! Nun ja — und glaube nur nicht, daß ich Dir etwa nicht das Beste wünsche und gönne — wenn es nun einmal Dein Glück macht, nun so möge es auch ein ganzes und rechtes sein. Dein Bräutigam muß ein tüchtiger Mann sein, da er Dich zur Braut gewählt und errungen. Bei Eurer Hochzeit will ich nicht fehlen, wenn ich anders abkommen kann, nicht um mich zu überzeugen, daß Ihr, wie Du schreibst, ein ganz vernünftiges Liebespärcchen seid, sondern um mir meinen Emil als Braut anzusehen. Meine Collegen, Deine ehemaligen Lehrer, senden Dir insgesammt ihre Glückwünsche und die Ausdrücke ihrer Hochachtung, Es grüßt Dich und Deinen Verlobten herzlich Dein alter, treuer Oheim Dr. Herrmann.“

„Armer Onkel,“ sagte Emilie gerührt. Aber das Unglück war einmal geschehen und ihm nicht zu helfen. Viel traurigere Nachrichten erhielt sie nach Verlauf einiger Wochen durch einen Brief von Uda von Mühler. Dieselbe schien sich gedrängt zu fühlen, Emilien, die auf ihr und Bernhard's Schicksal einen so bedeutenden Einfluß geübt, über den ferneren Verlauf desselben Rechenschaft abzulegen. Mit der ihr eigenen leidenschaftlichen Auffassung der Dinge erzählte sie, Bernhard könne sich weder an die geistige noch physische Atmosphäre seiner Heimat gewöhnen, er fränkle bedeutend und sei in dumpfe Schwermuth versunken. Nichts vermöge ihn aus seinen müßigen Träumereien aufzurütteln. Die Aerzte hätten ein Nervenleiden constatirt, zu dem er immer inclinirt, aber er sei zu einer Aenderung seiner Lebensweise nicht zu bewegen. Die Schreiberin war nicht im Stande zu verhüllen, wie es ihrer ganzen Selbstaufopferung bisher nicht gelungen, zwischen ihr und ihrem Verlobten ein Verhältniß von inniger, wohlthuender Harmonie herzustellen. Vielleicht gesiel es ihr auch, in selbstquälerischer und selbstgefälliger Weise ihr Unglück hervorzukehren. Sie hatte wenig Hoffnung, daß sich Bernhard in die heimatischen Verhältnisse hineinleben würde — obschon er sich anfänglich darum bemüht, „denn seine Seele weilt in der Ferne — nur sein äußeres Wesen gehört uns. Dennoch will ich ihm und mir getreu bleiben“, so schloß das

wunderbare Mädchen. „Arme verirrte Menschen,“ sagte Emilie, „da leben sie isolirt in einer künstlich hinaufgeschraubten Sphäre von künstlichen Pflichten und Gefühlen und wühlen in ihren Schmerzen und Leidenschaften. Zendorf hält sich verpflichtet, das eingebildete Unrecht an den beiden Frauen gut zu machen, ihrer Liebe zu leben und er thut dies mit krankhafter Leidenschaftlichkeit um jeden Preis. Ada fühlt sich dadurch in ihrer Hingebung noch bestärkt und dieser Gemüthszustand nimmt zu, je unglücklicher Bernhard scheint. O Gott, auf diesem Wege werden sie nie zum Frieden, zum gesunden Wohlsein gelangen.“

Diese fremden Anklänge wirkten tief und seltsam auf Konrad und Emilie. Mit neuer Lust, mit erhöhter Thatkraft wandten sie sich dem vollen, frischen Leben, ihrem eigenen lieben Wirkungskreise zu. Die Freunde und Gefinnungsgenossen standen wärmer denn je zu ihnen und man beschloß, die „Freiheit“ solle nicht graue Theorie predigen, man müsse sich praktischer Bemühungen unterziehen, um die Bahnen zu eröffnen, auf welchen Dr. Emilie Waldheim's Beispiel verfolgt werden konnte. Ein Verein für Gleichberechtigung der Frauen constituirte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit, und sein nächster Zweck sollte sein, für die Errichtung nothwendiger weiblicher Bildungsanstalten und sonstiger diesbezüglicher Institute zu agitiren und Mittel zu sammeln. Ernst Kotte gewann zahlreiche Parteigenossen, um im geeigneten Augenblick in der Kammer die Reform und entsprechende Vermehrung der weiblichen Bildungsinstitute zu beantragen und mit Erfolg dafür zu plaidiren.

Emilie war von ihrer Berufsthätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, um sich der Vereinsangelegenheiten eingehender annehmen zu können. Dagegen fand sich in Clementine von Steinbruck eine unerwartete Hilfe vor.

In Clementine war durch Emiliens Einfluß spät, aber mächtig das Gefühl der wahren Frauenwürde und der Sinn für Unabhängigkeit geweckt worden. Sie schämte sich vor der stolzen, jungfräulichen Freundin ihres Gatten, ihrer Ehe und sie ruhte nicht, bis die Scheidung von ihm förmlich vollzogen war. Steinbruck hatte anfangs lebhaft widerstrebt. Seine Ehe war ihm bequem

und er scheute sich, möglicherweise der Scandalsucht Stoff zu geben, aber Clementine entwickelte, zum ersten Male in ihrem Leben vielleicht, Consequenz und Willenskraft, und diesen fremden, neuen Mächten vermochte er nicht zu widerstehen. Er willigte denn unter den üblichen gesetzlichen Bestimmungen in die Trennung. Sehr richtig aber erkannte er, wessen Einfluß er den Entschluß seiner Gattin zu danken habe und drohte der „Abenteurerin“ mit seiner unschädlichen Rache. Clementine war zu ihren Eltern zurückgekehrt, die jedoch auch nur Vorwürfe und Klagen wegen ihres Schrittes für sie hatten. Sie war durch diese Kämpfe eine Andere geworden. Sie hatte es versucht, ihr Geschick eigenmächtig zu gestalten, um eine Idee zu ringen — ihre Willenskraft, ja ihre eigentliche Natur war geweckt — der Bann der Erziehung auf immer gebrochen. „Nun fange an, erst recht und richtig zu leben,“ sagte Emilie zu ihr, die nun durch ein inniges Freundschaftsband mit ihr verbunden war, „beweise, daß Du keiner Caprice, sondern einem inneren Trieb nach Freiheit und Geistesbätigkeit folgst.“ Clementine hörte diese Worte zaghaft, aber doch erfreut und angeregt — die neue Freiheit blendete und verschüchterte sie noch. Konrad und Emilie redeten ihr zu, sich energisch an die Spitze des Vereines für Gleichberechtigung der Frauen zu stellen, sich wenigstens an der Leitung desselben thätig zu betheiligen. Sie hätte ganz gewiß die entsprechenden Fähigkeiten dazu, wenn sie dieselben nur frei und kühn benützen wollte. Die junge Frau fühlte sich geschmeichelt und nahm endlich das Anerbieten an. Schnell genug fand sie sich unter einiger Anleitung in die Sache, führte Correspondenzen, machte Besuche und entdeckte nach einigen schüchternen Versuchen, daß sie sogar ganz gut sprechen konnte. Das Alles machte sie stolzer und glücklicher, als sie sich selbst zugestehen mochte. Freilich steckte noch etwas aristokratischer Hochmuth darin, daß sie mit so großer Liebe eine Art von *dame patronesse* spielte und als solche gefeiert wurde — aber sie lernte doch auch die Idee selbst kennen und lieben und eine selbstständige, geistige Thätigkeit schätzen. Dabei rückte sie Emilie's gesellschaftlichem Zirkel immer näher und begann sich mit einigem Troß und Geringschätzung jener aristokratischen Welt gegenüber zu

stellen, welche ihre neue Richtung verurtheilte. Ja, Baron Steinbrud erkannte richtig, es sei ein revolutionärer Geist, den Emilie verbreite. Die Macht ihres Beispiels wirkte, freilich von Ernst thatkräftig unterstützt, sogar auf Marianne Rotte, und ermuthigte sie zu dem kühnen Unternehmen, ihrem Bräutigam zum Trotz, mit Emilie freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Einen besondern Anlaß hiezu bot die leidende Friederike Ammon, deren Uebel ein schleichendes, veraltetes, aber unheilbares war, und nun die Unglückliche der nahen Erlösung zuführte. Emilie behandelte sie mit liebevoller Sorgfalt und wurde von Marianne bereitwilligst unterstützt, welche sich verpflichtet fühlte, der Verwandten ihres Bräutigams Theilnahme und thätiges Interesse zu zeigen. Ammon konnte dagegen nichts einwenden, stellte an seine Braut jedoch die kategorische Forderung, Emilie strengstens zu meiden. Aus Mariannens Einwendungen und Ausflüchte machte er eine Principienfrage, eine Probe ihrer Hügsamkeit aus dieser Angelegenheit und verlangte von Marianne um jeden Preis Gehorsam für seinen Wunsch. Diese fühlte nicht nur ihr Selbstgefühl und ihre Anhänglichkeit an Emilie sich empören, sie schämte sich auch vor ihr und vor dem Bruder und sie besuchte jene nach wie vor. Dort hatte sie nun auch Gelegenheit, das Verhältniß zwischen Konrad und Emilie kennen zu lernen; sie sah die achtungsvolle Zärtlichkeit, die äußere und innere Gleichheit, die in ihrem Verkehr obwaltete, und ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß ihr Bündniß mit Ammon ein unglückliches, unwürdiges und haltloses sei — daß er sie um ihre einfachsten Rechte betrüge — daß sie ein unfreies, willenloses Geschöpf sei. Die Neigung, die ihr Ammon's angenehmes Aeußere und sein stolzes, überlegenes, selbstbewußtes Wesen abgerungen, hielt dem immer mächtigeren Unbehagen, welches sie nun in seiner Nähe ergriff, kaum mehr das Gleichgewicht. Sie fühlte eine Unzufriedenheit mit sich selbst, eine bange Unruhe bei dem Gedanken an die Zukunft, und diese wuchsen immer mehr, als der Professor sich wegen ihres Umganges mit „Dr. Waldheim“ unbeugsam erwies, deswegen eine ununterbrochene Tyrannei auf sie ausübte und mit dem Aeußersten drohte, wenn sie nicht gehorchen würde. Er kleidete seine Forderungen

freilich in das Gewand der Liebe, gab vor, an seiner Braut nicht den geringsten Schatten ertragen zu können, aber diesmal ließ sich Marianne nicht täuschen, sie fühlte nur zu deutlich, daß er eben seinen Willen zur Geltung zu bringen wünschte. Marianne fühlte sich von diesem Zustande bis zur Unerträglichkeit gequält, sie gestand endlich Emilie Alles und bat um ihren Rath. „Nach meinem Fühlen und Urtheil,“ erwiederte diese, „hängt Alles davon ab, ob Sie Ihren Bäumigam recht lieben oder nicht. Wenn es der Fall ist, so halte ich es für eine Herzenspflicht, daß Sie sich ihm fügen, so leid es mir selbst thun würde, den Verkehr mit Ihnen ganz abzubringen. Aber weshalb sollten Sie ihm nicht nachgeben! Man demüthigt sich nie, wenn man sich freiwillig und aus Liebe beugt — und das soll die Frau dem Manne gegenüber thun — aber nicht aus Gehorsam. Freilich muß vorkommenden Falles dasselbe auch vom Manne gelten. Ich würde Konrad zu Liebe Personen, die ihm feindlich oder antipathisch sind, gerne meiden — selbst gegen meinen Wunsch. Ich bin Professor Ammon einmal antipathisch; er ist mein entschiedener Gegner, und sein Wunsch, ein ihm so theures und nahestehendes Wesen nicht in meiner Gesellschaft zu sehen, ist natürlich. Er verlangt es von Ihnen als einen Beweis Ihrer Liebe, als ein Zeichen des innigen Zusammengehörens — und wenn es sich wirklich so verhält — wenn Sie Ihren Verlobten wirklich lieben — nun so geben Sie ihm dann diesen Beweis Ihrer Liebe.“ Mit Thränen legte Marianne nun das Geständniß ab, sie sei leider fest überzeugt, Ammon verlange nur eine Probe ihres Gehorsames, nicht ihrer Liebe! Demuth, Gehorsam, Fügsamkeit, dies seien die Eigenschaften, die er bei den Frauen am meisten schätze. Sie habe längst ahnend empfunden, er werde seinen Willen so allgemein geltend machen, daß sie dabei nie und nimmer glücklich und zufrieden sein könne, denn er habe gar keine Rücksicht, kein Verständniß für ihr eigentliches Wesen. „Dann prüfen Sie nochmals genau dieses Verhältniß und die damit verknüpften Aussichten für die Zukunft,“ rief Emilie, „und wenn die Prüfung Ihr innerstes Gefühl nicht befriedigt, dann sagen Sie „Nein“, ehe es zu spät ist.“ Lebhaft schilderte sie, was sie über diesen Punkt dachte und Marianne

ging mit dem festen Vorsatz, mit Ammon zu brechen, aber sie hätte es ihrem Bräutigam gegenüber wohl nicht so schnell zu diesem Beweis und Entschiedenheit gebracht, wenn nicht wiederum ihr Bruder Ernst sie mit seiner Autorität gestützt hätte.

Aber da dieser ihrer Abneigung gegen die Ehe mit Ammon bei den Eltern in wirksamster Weise das Wort redete, da Marianne auf das Eindringlichste bat und flehte, da Ammon nicht eben eine glänzende Partie war, sondern hauptsächlich nur die persönlichen Sympathien des Fabriksherrn für sich gehabt hatte, so willigten die Eltern in den Bruch und eines schönen Tages erhielt Professor Ammon plötzlich eine entschiedene Abweisung, indem Rotté Vater und Sohn an ihn die Bitte richteten, sein Verhältniß zu der Tochter des Hauses als gelöst zu betrachten, indem diese in seinen, Ammon's Anschauungen, von der Stellung der Frau in der Ehe ein unüberwindliches Hinderniß, sich mit ihm zu vereinigen, sähe.

Ammon's Bestürzung, Zorn und Beschämung waren grenzenlos. Er verlor nicht nur eine Braut, die in einem Grade alle von ihm gewünschten Eigenschaften besaß, wie es ähnlich nicht leicht zu finden sein mochte, er erfuhr die Schmach, von diesem unbedeutenden Kinde zurückgewiesen zu werden, nachdem er es schon gänzlich von seiner geistigen Herrschaft gefesselt und unterjocht geglaubt, und überdies konnte er sich keinem Zweifel darüber hingeben, wem er diesen Schlag, nein, diese scandalöse Ohrfeige des Schicksals zu danken habe. Die willenlose, demüthige Marianne hätte sich aus eigener Initiative niemals seinem Einflusse entziehen können — das erkannte er sogleich — hiezu war sie durch einen mächtigen Geist aufgereizt worden, durch jenes unbeugsame, satanische Mädchen, welches seinen Mannesstolz schon einmal so tief getroffen. Emil von Waldheim hatte ihm jenen Scandal bereitet, der dem empfindlich stolzen Mann die Professur verleidete, er raubte ihm nun durch seine revolutionären Einflüsterungen die Braut, um die er vielfach beneidet worden. Er bereute nun tief, daß er das Mädchen nicht verhindert hatte, an das Ziel seiner Wünsche und damit zu so großer Macht über die Gemüther zu gelangen, daß er aus Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, aus gedankenloser Lust mit dem schönen, abenteuerlichen

Mädchen zu tändeln und endlich aus allerlei Rücksichten sich abhalten ließ, den Pseudo-Emil zur rechten Zeit zu entlarven und unmöglich zu machen. Mit wahren Haß dachte er an das stolze, energische Geschöpf, welches er Anfangs als eine abenteuerlustige Emanicipirte so gering geschätzt, und welches dann allmählig zu einer ungeahnten geistigen Bedeutung heranwuchs und ihm nun als siegreiche Gegnerin gegenüberstand.

Der Wunsch, Emilie seine Ansicht in's Gesicht zu sagen, bewog ihn sogar dazu, seine kranke Tante Friederike einmal zu besuchen, nachdem er sich vorher erkundigte, um welche Stunde die Frau Doctorin dieselbe zu besuchen pflegte. Friederike war nicht wenig erstaunt über die Theilnahme ihres Neffen, der fast eine Stunde mit unermüdlicher Geduld bei ihr saß, bis zufällig Dr. Waldheim erschien, heute etwas später als gewöhnlich. Mit eigenthümlichen Gefühlen, äußerlich passiv, hörte er zu, wie sie mit der ruhigsten Sicherheit ihre ärztlichen Anordnungen traf und dann wieder voll gemüthlicher, unbefangener Herzengüte mit der Kranken verkehrte. Ehe sie sich zum Gehen anschickte, bat er noch um ein Wort und richtete an sie die Erklärung, er fühle sich gedrängt, einzugestehen, daß er nunmehr bitter bereue, ihr Weiterstudium und ihre Promotion nicht verhindert zu haben. Er habe damals nicht in Betracht gezogen, daß sie sich durch diese Erfolge verleiten lassen würde, ihre fatalen Ideen in den Schooß anderer Familien zu tragen, Unfrieden zu stiften und geheiligte Bande zu zerreißen. „Es kann doch nur ein Fall sein, der Ihnen Grund zu diesen Auslassungen gibt,“ fiel Emilie ruhig ein, „und zwar der Ihrer rückgängig gemachten Verlobung. Nun kann ich Ihnen mein Wort darauf geben, daß ich Ihrer Braut den Rath erteilte, die Verhältnisse, unter welchen sie Ihre Frau werden sollte, nochmals genau zu prüfen und weiter nichts, und daß ich auch in einem anderen Falle nichts Anderes thun würde. Wenn die von mir angeregte Prüfung zu Ihren Ungunsten ausfiel und in Folge dessen Marianne ihre Verbindung mit Ihnen lediglich als eine lästige Fessel betrachtete, so mag dies wohl im Geiste meiner Principien liegen, für deren allgemeine Bedeutung man mich persönlich doch nicht verantwortlich

machen kann, der Sonnenaufgang läßt sich eben nicht verhängen.“ „Erlauben Sie mein Fräulein, ich halte es doch von nun an im Interesse echter Weiblichkeit und des Familienfriedens für ein Verdienst, Ihrer Freiheitsbestrebungen entgegenzuarbeiten, da diese die schätzenswertheften Tugenden der Frauen“ — Emilie konnte hier ein Lächeln nicht unterdrücken — „ausrotten. Sie haben sich einen schlechten Dienst erwiesen und in mir einen Gegner erworben, der es sich zur Aufgabe machen wird, nur seinen Anschauungen allgemeiner Geltung zu verschaffen.“ Wenn Sie bei diesen Bestrebungen,“ sagte Emilie stolz, fast hart, „es nicht vielleicht für erlaubt halten, Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten als Waffen zu gebrauchen, weil Sie es hauptsächlich nur mit einer Frau zu thun haben, so soll mir Ihre offene und öffentliche Gegnerschaft nur willkommen sein. Im Kampfe erprobt sich eine gute Sache, und die kostbaren Güter, die ich bereits errungen, können mir nicht die stärkste Anzahl solcher Gegner rauben. Uebrigens seien Sie überzeugt, wenn Sie wieder unter ähnlichen Verhältnissen, wie es bei Marianne Rotte der Fall gewesen, ein Mädchen an sich fesseln sollten, so wird es mein dringendstes Bestreben sein, Ihnen in ähnlicher Weise, d. h. durch die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit die Braut zu entreißen.“ Sie grüßte kurz den verblüfften Ammon und kehrte zu Friederike zurück, um sich von dieser zu verabschieden.

Friederike Ammon wurde bald darauf durch den Tod von ihren Leiden erlöst. Einsam, vernachlässigt, vergessen, in Noth und Kummer, hatte sie die letzte Spanne ihres freudlosen Daseins verbracht. Sie war ein überzähliges Geschöpf auf Erden, ohne Mittel, sich geltend zu machen, ohne Pflichten, ohne Anrechte an irgend Jemand, oder irgend Etwas, ohne Fähigkeiten zur Arbeit und zur Selbstständigkeit; eine dunkle, nutzlose Existenz, wie sie nur ein Frauenleben bieten kann. Emilie und Konrad wohnten dem trübseligen Leichenbegängnisse bei, auf den Arm des Geliebten gelehnt, blickte das junge Mädchen mit thränenvollen Augen in das einfache Grab, in welchem die unbeweinten Ueberreste eines verlorenen Menschenlebens zur ewigen Ruhe bestatten wurden, aber über dies traurige Grab hinaus schaute ihr Geist mit hellem Seherblick in das Morgenroth einer besseren Zukunft für sie und ihr Geschlecht.

Behtes Capitel.

Emiliens Vermählung.

Der Tag war herangekommen, der Konrad und Emilie mit dem innigsten Bande, welches zwei Menschen aneinander knüpft, vereinigen sollte.

Sie hatten noch zusammen eine Reise zu dem fernen Grabe von Emiliens unvergeßlichem Vater gemacht, und an demselben seinen Todestag begangen. Erst nachdem die trauernde Tochter dem schmerzreichen Andenken an den theueren Verstorbenen sein Recht gegeben und an seiner letzten Ruhestätte ihr kindlich treues Herz erleichtert, vermochte sie mit ungetrübter Hoffnung die freundliche Zukunft in's Auge zu fassen.

Dr. Herda hatte seine junge, geschätzte Collegin während ihrer Abwesenheit vertreten. Für solche Fälle hatte er sich die Praxis außer dem Hause, die er sonst definitiv aufgegeben, vorbehalten.

Die ersten Nummern der „Freiheit“ waren erschienen und erregten allgemeines Interesse und Aufsehen. Der energische, lichtvolle Geist, der sie beselte, berührte tief und mächtig die Gemüther. Da dem Blatte ungewöhnliche geistige und materielle Mittel zu Gebote standen, war seiner Zukunft das günstigste Prognostikon zu stellen.

So stand das liebende Paar am Ziele seiner Wünsche. In der That, Emiliens Vermählung war nicht berufen, die geringste äußerliche Veränderung in ihren Verhältnissen hervorzubringen. Nicht erst an der Hand des Gatten betrat sie die Bahn des Lebens, sie hatte sich ja eine gesicherte, ehrenvolle, durchaus selbstständige Stellung in der Welt geschaffen. Sie besaß bereits eine hübsche, eigene Häuslichkeit, die schon längst auch der geachtete Mittelpunkt eines gesellschaftlichen Kreises gewesen. Ihr Name hatte in ganz Deutschland einen guten Klang, und in ihrer Heimat fiel er überall bedeutsam in's Gewicht. Den Frauentitel hatte sie sich längst beigelegt, und die Gesellschaft ihr diese Forderung nicht bestritten. Sie wurde im öffentlichen Verkehr stets mit demselben angededet,

und so stand ihre sociale Existenz durchaus fertig und selbstständig da. Konrad Lindau war zu stolz, um sich des leeren Buchstabens des Gesetzes zu bedienen, wo er dasselbe nicht mit moralischen Rechten unterstützen konnte. Er verlangte daher selbst von Emilie, sie solle die Praxis unter ihrem eigenen, zum Ruf gelangten Namen fortführen, und den seinen nur vorkommenden Falles hinzufügen, da er sich nicht berechtigt fühle, ihr unter diesen Umständen denselben ausschließlich beizulegen und sie hiemit bildlich in seine Existenz aufgehen zu machen, während er doch auf ihre äußeren Verhältnisse nicht den geringsten Einfluß nahm und nehmen konnte. Mußte doch der Satz, daß nur eine Frau, die lediglich als Gattin ihres Mannes Geltung und Bedeutung hat, rechtlich ihren Namen mit dem seinen zu vertauschen hat, Jedem vom Standpunkte der Logik aus, sich aufdrängen. Und so blieb Emilie was sie war — Frau Dr. Waldheim. Sie empfing von Konrad Lindau nichts als die Liebe des Gatten und gleiche Gefühle tauschte sie mit ihm aus.

Günstige Umstände, die sich mit ihrer Thatkraft verbanden, hatten sie sogar eine glänzendere und günstigere Stellung erringen lassen, als sie für den Augenblick Konrad einnahm, der sie einstens zu sich empor, in eine begünstigtere Sphäre erheben wollte. Glücklicher Weise war dies nun Alles gleichgiltig für das Brautpaar, jedes von ihnen besaß einen eigenen ehrenvollen Wirkungskreis, dessen materielle und geistige Früchte sie gemeinschaftlich genießen wollten und frei und selbstständig, wie jedes von ihnen war, vermochte kein störender, äußerer Einfluß mehr an den Bund ihrer Herzen heranzureichen.

Sie waren sich gleich an Sympathien für einander, in ihrem geistigen Standpunkte, ihren Weltanschauungen, ihrer Lebensaufgabe und ihrer Bedeutung für die Gesellschaft; in dieser Gleichheit lag die Grundbasis ihrer Ehe, aus welcher gleiche Vertheilung der Pflichten und Rechte an beide Theile von selbst erwuchs.

Emiliens Vermählung versammelte liebe Freunde um sie, welche eine bedeutende Rolle in ihrer Laufbahn gespielt, oder doch Rechte des Herzens an sie besaßen und ihrer Theilnahme für das kühne, thatkräftige Mädchen gern Ausdruck geben wollten.

Professor Herrmann kam und wollte seinen Emil nicht wieder erkennen; sein Emil, der ernste, melancholische, die Einsamkeit liebende, unermüdet studirende Jüngling und dies lebensfrohe Geist und Heiterkeit sprühende Mädchen mit seiner Zärtlichkeit, seiner innigen Hingebung für den Geliebten! Emilie hatte sich allerdings verändert. War sie auch früher zufrieden, ja glücklich in ihrer Sphäre gewesen, so hatte sie die rechte, frische, unmittelbare Freude am Leben doch erst durch ihre Vereinigung mit Konrad kennen gelernt. „Sie sind ein Zauberer,“ sprach der alte Gelehrte einmal über das anderemal zu dem glücklichen Bräutigam, und in seinem guten, aber einseitigen Herzen stieg die Ahnung in ihm auf, Emil's Wesen und Streben habe doch noch eine andere Richtung als nur die medicinische Wissenschaft und er hätte das „junge Geschöpf“ durch gelehrte Arbeiten niemals ganz an sich fesseln können. Er entsagte noch einmal seinen Plänen und Wünschen in Bezug auf seinen „Neffen“ und suchte sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß derselbe ein ganzes, rechtes, wirkliches Mädchen sei. Auch Professor Seeborn war gekommen, um seine unvergeßliche Schülerin wieder zu sehen. — — Dieselbe hatte tief, bedeutsam eingegriffen in sein geistiges Leben. Die zunehmende Emancipationsucht seiner Braut hatten diese von ihm losgerissen und ihm in der natürlichen Erbitterung seiner Gefühle zum Gegner aller Freiheitsbestrebungen der Frauen gemacht, bis sein seltsamer Schüler Emil diese Ansichten langsam umwandelte und ihn für sich und seine Geschlechts- und Gesinnungsgenossinnen zum thätigen Anwalt ward. Als neu promovirter Doctor hatte Seeborn seine Hörerin scheiden sehen, hoch geachtet in der praktischen Ausübung ihres Berufes, und als glückliche Braut sah er sie wieder. Es war die Macht einer großen Idee und das Gefühl des eigenen harten Mißgeschickes, die nun drückend und beruhigend zugleich auf sein vereinsamtes Herz eindrangen. Professor Wallbek fehlte ebenfalls nicht. Glaubte er doch, Emilie Dank dafür schuldig zu sein, daß sie ihm über die Bestimmung seiner sieben Mädchen die Augen geöffnet. Seine beiden ältesten Töchter begleiteten ihn. Seine Kinder — sie waren jetzt sein Stolz und seine Wonne nicht nur

o b g l e i c h, sondern weil sie Mädchen waren. Er sondirte mit dem liebevollsten Eifer ihre Fähigkeiten und Neigungen, denn alle sollten sie etwas Tüchtiges lernen — wenn möglich die Universität besuchen. Julie und Gabriele, die beiden ältesten, hatten gemeinschaftlich mit Klara Hiller, der man ein Stipendium zuzuwenden gewußt, privatim die nöthigen Vorstudien gemacht und sollten zu dem nächstens beginnenden Schuljahre mit einigen von Auswärts angemeldeten Colleginnen die Studien beginnen. Anfangs war nur Julie dazu bestimmt gewesen, doch hatte die inzwischen herangewachsene Gabriele so viel Eifer gezeigt, daß sie als die Dritte im Bunde aufgenommen wurde. Julie war ein blühendes, lebensfrohes Mädchen von entschiedenem Charakter, scharfem Verstand und entschlossenem Wesen, ihre Schwester Gabriele ihr in den Hauptzügen sehr ähnlich. Beide Mädchen fanden sich durch Emiliens angenehm und sicher aufgebaute Existenz für ihre Laufbahn lebhaft ermuntert, und Emilie wiederum fühlte sich in dem seltenen Genuße glücklich, in diesen Mitschwestern Gesinnungsgenossinnen an Herz und Geist zu finden. Die Schwestern lobten Klara Hiller sehr wegen ihrer geistigen Thätigkeit, ihrer Ausdauer und Charakterfestigkeit; sie hofften, dieselbe werde einigermaßen die Führung der jüngeren Hochschülerinnen übernehmen. Klara konnte zu ihrem Bedauern nicht kommen, um die Freundin wiederzusehen, welche ihr bewiesen hatte, daß auch ein Mädchen sich „durcharbeiten“ könne. Auch zwei von Emiliens ehemaligen Commilitonen hatten sich eingefunden, um an dem neuen Schauspiel, einen Collegen als Braut zu sehen, Theil zu nehmen. Georg Hiller und Hugo Landau waren es, die Emilie überraschten, um ihrer Trauung beizuwohnen. Des ersteren Reise hatte auch noch einen besonderen Zweck, denn er hatte eine ehrenvolle Stellung an der Klinik eines renommirten Professors einer süddeutschen Residenz; ein zartes Band hatte sich zwischen ihm und Julie Wallbek entsponnen und die Hochzeit war zugleich eine Gelegenheit für das Pärchen, sich wiederzusehen und schöne Hoffnungen für die Zukunft aufzubauen. Landau brachte seine ganze ehrliche Anhänglichkeit für seine Studiengenossin mit. Er hatte ihr naheifern wollen, war fleißiger geworden und hatte vor einiger

Zeit promovirt. Er hatte nun große Lust, sich in ihrer Nähe niederzulassen und den Versuch zu machen, ob er es auch so weit bringen würde, als sie. Leider war dazu wenig Aussicht vorhanden — der jungen Aerzte gab es sehr viele, was sich jedoch von jungen Arztinnen nicht eben sagen ließ.

Der festliche Vorabend des bedeutungsvollen Tages vereinigte die Freunde und Gesinnungsgenossen um das Brautpaar. Ein lichter Geist der Hoffnung, der Lebensfreude, freier menschlichwarmer Gesinnungen schwebte über dem heiteren Kreise. Alle wußten, wie sich das Brautpaar erst nach langen, schweren Kämpfen auf der selbsterrungenen Höhe eines freieren, edleren Daseins gefunden und das Band, welches ihren Bund vermittelte, erstreckte sich auf alle Anwesenden, — denn es war e i n e Seele, die hier so verschiedene Menschen herzlich und brüderlich um das junge Paar vereinigte — es war nicht Convenienz, nicht äußere Interessen — es war ein gemeinsames, ideales Gut — das Gefühl geistiger Zusammengehörigkeit, die Liebe zur Freiheit, zu einem veredelten, strebsamen, arbeitsfrohen Leben. Alles athmete wie in einem reineren, frischere Elemente, und die ferne Hoffnungs-sonne einer besseren, lichter Zukunft warf einige freundliche Strahlen auf den Kreis froher Menschen.

Emilie blühte wie eine Rose in Schönheit, und in der Erregung halb verhüllter bräutlicher Empfindungen. Stillter und träumerischer als sonst, saß sie, die langen dunkeln Wimpern gesenkt, neben dem Geliebten, und das bang bewegte Mädchenherz hatte heute seine Rechte über die umsichtige Präsidentin eines ärztlichen Consultes oder einer Versammlung von Politikern und Journalisten geltend gemacht. Schüchtern und verwirrt vielleicht, als sie als Student Emil gewesen, empfing sie die zahllosen Huldigungen und Liebesbeweise ihrer Freunde. Konrad, stolz und glücklich wie er es sich nie geträumt, trat für seine Braut ein und machte mit der ganzen lebenswürdigen und feinen Sicherheit seiner aristokratischen Antecedentien, voll Geist und Herzlichkeit den Wirth. Auch Clementine Steinbrück bewegte sich mit Grazie und ungewohnter Heiterkeit, fast erröthete sie wie ein ganz junges Mädchen unter den ihr gezollten,

ungewohnten Beweisen von Achtung und Sympathie, welche sie hier nicht ihrem Range, sondern ihrem persönlichen Werthe zuschreiben mußte.

Emil, „der Lieutenant“, wie ihn Onkel Herrmann zum Unterschiede von seinem Emil nannte, Hugo Landau und Georg Hiller waren voll glücklicher Laune und redlichem Willen, sich der anwesenden jungen Damen, besonders der Schwestern Wallbek, würdig zu zeigen, während diese, jung, heiter und hoffnungsfroh wie sie waren, die Flamme der glücklich begeisterten Stimmung zugleich weckten und hegen. Die beiden ernstern Geschwister, Ernst und Marianne Rotte, fühlten sich von derselben unwillkürlich durchwärmt, und die älteren Männer, wie Wallbek, Dr. Herda, Seeborn und Onkel Herrmann, wiederum glücklich angeregt von der hoffnungsfrohen Thätigkeit der Jugend.

Alle Fragen der Zeit wurden begrüßt und vom Standpunkte menschlicher Glückseligkeit beleuchtet; tausend ernste und heitere Prophetenblicke in die Zukunft geworfen, und Ernst Rotte gab nur der allgemeinen gehobenen Stimmung und den alle Herzen bewegenden Empfindungen Ausdruck, als er beim Scheiden mit gerührter Stimme ein letztes Lebehoch auf das Brautpaar ausbrachte und dabei sagte:

„Möge die Gleichberechtigung der Frauen in Deutschland stets die Bahn einhalten, welche ihre Vorkämpferin — die von unseren Segens- und Glückwünschen umgebene Braut hier — so muthvoll vorangegangen. Möge sie überall zur Veredlung des Familienglücks und zum fruchtreichen Streben im allgemeinen Interesse führen, wie wir es von diesem schönen Bunde zu erwarten berechtigt sind. Möge der Männerwelt bald ein ähnliches Geschick zu Theil werden, wie unserem geschätzten Gesinnungsgenossen Landau, und wir in unseren Frauen wahre „Gehilfinnen“ finden, die uns in unserem Streben nach den höchsten Aufgaben des Daseins thätig zur Seite stehen und mit unserem gesammten Denken und Handeln in liebevolle Wechselwirkung treten. Erst dann kommt die Absicht des Schöpfers, in die Vereinigung von Mann und Weib das Urbild der Menschlichkeit zu legen, zum vollkommenen Ausdruck — erst

dann erreicht die Ehe ihre höchste Würde — gelangt sie zu der idealen Blüthe ihres eigentlichen Wesens.“

Noch einmal rauschte die Fluth stürmischer Bezeugungen von Theilnahme und Hochachtung, inniger Wünsche und Liebesbeweise über das Brautpaar hin — dann trennten sich die Glieder des Kreises, das unvergängliche Andenken der, im heiteren Lichte eines freien, menschlichschönen Geisteslebens verlebten Stunden tief im Innern mit sich tragend. Mächtig erregt, mit hochpochendem Herzen, kam Konrad in seine Wohnung zurück, und beachtete anfangs gar nicht ein kleines, mit vielen Postzeichen versehenes, schwarz gestiegeltes Päckchen auf seinem Schreibtisch. Endlich erregte das freiherrlich Isendorfsche Wappen seine Aufmerksamkeit, und hastig erbrach er die Siegel. Ein Brief mit fremder Schrift gerieth ihm zuerst in die Hände. Er war von einem Gutsbeamten geschrieben und meldete in kurzen, förmlich höflichen Ausdrücken, der junge Gutsherr, der leider die Gewohnheit gehabt, in halber Geistesabwesenheit, oft bei tiefer Dunkelheit auf den unwegsamsten Pfaden des nahen Gebirges umherzureiten, sei bei einem solchen Ausflug, jedenfalls durch eigene Schuld, verunglückt und plötzlich todt in's Schloß zurückgebracht worden. In seinem Schreibtische habe man beifolgendes „Vermächtniß an Konrad Lindau“ vorgefunden, welches der Endesgefertigte hiemit gehorsamst im Auftrage der Frau Baronin Mutter an seine Adresse übermittle. Zum Schlusse folgte die ergebenste Bitte, dasselbe mit dem ebenfalls beiliegenden Schreiben des Fräulein von Mühler an Frau Dr. Emilie Waldheim thun zu wollen. Konrad fühlte sich von einem kalten Schauer durchrieselt, als hätte eine Geisterhand an sein warmes Herz gefaßt. Wie ein Gespenst stieg jetzt die einnehmende, jugendlich kräftige Gestalt von Emiliens Studien-genossen, bleich und blutend mit todtten gebrochenen Augen vor ihm auf und mahnte ihn, in seinem Glücke nicht fremden Leides zu vergessen. Zagend öffnete er das räthselhafte Vermächtniß an ihn — als enthielte es eine Botschaft aus dem Jenseits. Ein Portrait war es — ein liebes, bekanntes Gesichtchen — unter einer tief in die Stirne gedrückten kleinen Studentenmütze, mit großen, räthselhaft dunklen Augen stolz und schau hervorblickend — ein

trogiger Zug um den kleinen rothen Mund — kurzes, braunes, feines Wellenhaar — ein dunkler Mantel umhüllte die Schultern. „Mein herziges Mädchen — das bist Du,“ sagte er lächelnd — vergaß alles Andere und küßte das Bild in einem Paroxysmus von Zärtlichkeit. Endlich erinnerte er sich, daß er es mit einem traurigen Vermächtniß zu thun habe, und fand mit seltsamer, tiefer Nührung weiter einige, bald von leidenschaftlicher Gluth, bald von entsagender Schwärmerei dictirte Gedichte an Emilie — ein Albumblatt, einen Vers von Horaz in lateinischer Sprache mit der kühn geschwungenen Unterschrift — E. v. Waldheim, stud. med., enthaltend — ein gleichgiltiges Billet mit der Bitte um ein Buch — ein paar getrocknete Blumen aus „Emil's Herbarium“ und andere Reliquien — wie sie kaum die Männerfreundschaft, wohl nur die Liebe bewahrt. Dann folgten einige Zeilen von Bernhard, mit unsicherer Hand geschrieben: „Glücklicher Freund! Ich will bei Ihnen und bei Derjenigen, der wir beide gleiche Empfindungen, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge, weihen, ein ungetrübtetes Andenken besitzen, und nur in Ihre Hand diese einfachen Erinnerungen legen, wenn dieselben einmal der meinen entsinken. Sie werden sie mit Nührung betrachten und nachempfinden, was das größte Glück und Unglück meines Lebens war. Sie werden Emiliens liebes Bild als einen Boten der Versöhnung betrachten und dem freundlichen Stern danken, der Ihnen das beschied — was ein dunkel Geschick meinem traurigen Leben vorenthalten hat. Sagen Sie Emilie, daß ich dem grausamen Verhängnisse, welches mir Glück und Frieden von ferne zeigt und mich dann wieder unbarmherzig weiterrückt, daß ich ihm zu erliegen fürchte, und sie möge nicht zu stolz und zu streng sein — gegen Alle, die nicht so stark und so vollkommen sind als sie. Ihr Bernhard Isendorf.“ Konrad war tief erschüttert. Nur zu lebhaft vermochte er noch zu fühlen, was dem leidenschaftlichen, jungen Mann sein hoffnungsvolles Dasein verleidet. Die Geisteralter, schwerer Schmerzensstunden wurden in ihm wach — auch er hatte sich, von dem geliebten Mädchen zurückgewiesen, seine Liebe unerwidert geglaubt, vergebens hatte sein verwundeter Stolz mit der heißen Sehnsucht gerungen — Jahre und Jahre lang — dann

ein kurzes Wiedersehen — die selige Gewißheit ihrer Gegenliebe und dann verlor er sie wieder an jene begeisternde Idee, mit der er sich nicht versöhnen konnte. Schwere Prüfungen und Demüthigungen mußten erst über ihn ergehen, ehe er sich beugte und sein Unrecht eingestand — in die neue Ideenwelt eintrat, wo er die Geliebte endlich fand — und sein nennen durfte. Es war eine lange Kette dunkler Stunden bis zu der des Lichtes — und doch — was ihn bis zu ihr geleitet, es war das Kleinod von Emilien's Liebe. Ihm war sie zu Theil geworden — Bernhard war sie versagt geblieben — — die unbekanntten Mächte, welche die Leidenschaften der Menschenbrust leiten, — ihm hatten sie freundlich gewährt, was er sich sonst durch keine Willenskraft erringen konnte — die Sympathien der Geliebten — ahnungsvoll beugte er sein Haupt vor dieser ewigen — räthselhaften, wildbewegten Welt. —

Er schwankte nur kurz am nächsten Morgen, ob er Emilien an dem heutigen Tage die trübe Kunde überbringen sollte. Es war vielleicht eine schmerzliche Nacht, welche die verlassene Ada an der unschuldigen, aber glücklicheren Rivalin nahm, daß sie die Todesbotschaft ihr in das hoffnungsfrohe Glück gerade des Vermählungstages schleuderte. Aber derselbe sollte für das liebende Paar nicht ein Tag gedanken- und sorgloser Heiterkeit sein — dazu erwartete sie zu Großes, zu Ernstes von der gemeinsamen Lebensaufgabe. Auch war Emilie kein schwaches, haltloses Wesen, welches er ängstlich vor mächtigen Eindrücken bewahren mußte. Als er zu ihr eilte und das theure Wesen innig in die Arme schloß, — fühlte er sich in dem Entschlusse, ihr Alles zu sagen, nur bestärkt. Das süße Gefühl des Vereinigtseins, des Zusammengehörens überkam ihn mit unwiderstehlicher Macht, — ein seliges Vertrauen in seine Lebensgefährtin für alle Augenblicke der Zukunft. „Emilie,“ jagte er voll inniger Nührung, — „wir sind am Ziele — ein freundliches Geschick hat uns diesen unnennbar seligen Tag hereinbrechen lassen, aber nicht Alle gelangen zu dieser sonnigen Höhe des Lebens, und es gibt dunkle Seiten im menschlichen Dasein, über welche die lichten Mächte, die unserm Geiste zu Gebote stehen, — keine — keine Gewalt haben.“ Die dunkeln Augen der Geliebten ruhten ahnungs-

voll fragend auf ihm. „Uns fällt ein ernster Schatten auf den heutigen schönen Tag — Du hast einen treuen Freund verloren — Emilie“ — er erzählte kurz und schonend, welche Botschaft ihm zugekommen. Das junge Mädchen lehnte, in heiße Thränen ausbrechend, an seiner Schulter. „O Konrad,“ flüsterte sie — „er hat es so gut mit mir gemeint — er war mir durch Jahre ein treuer Freund — der Arme — er hat mich so sehr lieb gehabt — Du weißt es — mit was habe ich ihm gelohnt — ich war immer schroff, streng, kalt gegen ihn — ich habe doch gefehlt, bin vielleicht doch Schuld, daß er so geendet hat — — hätte ich ihn nur noch einmal gesehen.“ Konrad legte lächelnd die Hand auf ihr weiches, braunes Haar. „Du bist erschüttert, Emilie,“ sagte er mild, — „beruhige Dich und Deine Skrupel werden schwinden. Du hast gegen den Bedauernswerthen gehandelt, wie es Dir dein Gefühl — dein jungfräulicher Stolz eingaben und — ohne Zweifel — war es das Richtige. Es war ihm nicht beschieden, zur inneren Klarheit zu gelangen und Deine Nachsicht, Deine eingehendere Theilnahme hätte seine Leidenschaften nur noch mehr aufgeregt. Naturen, wie die Zsendorf's, sind schwer zu befriedigen, und so große Gegenstände, ihrem Geist und ihrem Herzen zugleich zu genügen, finden sich sehr selten. Du wärest für Zsendorf vielleicht ein solcher gewesen, aber Du solltest ihm nicht beschieden sein, und diese grausame Verneinung des Schicksals vermochte er nicht zu ertragen. In der Sphäre, in welche er sich nun so leidenschaftlich geworfen, vermochte er sich am wenigsten zurecht zu finden. Die beiden einseitigen Frauen konnten den Bedürfnissen seines Herzens nicht entsprechen, sein Wirkungskreis noch weniger. Sein Herz krankte nach Dir — und so verzehrte er sich unbefriedigt in sich selbst, nachdem seine Gesundheit bereits untergraben war. Es bedurfte nur eines kleinen zufälligen Anstoßes, um dieses, in seinen Grundvesten erschütterte Leben zu beenden.“ „Hätte ich ihn nur nie kennen gelernt,“ seufzte Emilie. „Es wäre nicht viel anders gewesen,“ fuhr er fort, „seine Pietät fesselte ihn an Aida und an den ererbten Wirkungskreis, die beide seinem strebsamen, unruhigen Geiste nicht genügen konnten. In der Ehe mit Aida hätte er sich nur langsamer verzehrt, oder gewaltsam

loßgerissen von dem leidenschaftlich liebenden Mädchen, hätten ihn die Skrupel seines Herzens nicht zur Ruhe kommen lassen. Es ist eben der uralte Conflict, mein Mädchen.“ — Emilie trocknete ihre Thränen — und öffnete langsam Ada's Brief, welchen ihr Konrad übergeben hatte. „Arme Ada, ich weiß im Voraus, was Dein Brief enthält,“ sagte sie und sie hatte so ziemlich Recht. Ein wilder, kurzer Erguß des Schmerzes — ein düsterer Glückwunsch für die glückliche Braut, und dann, im Angesicht des Todes, das schmerzdurchbebt Geständniß — Bernhard sei ihr lebend schon verloren gewesen, er habe Emilie nie vergessen können. „Wir verstanden uns nicht mehr,“ schrieb sie, „ich vermochte auf seine Lieblingsideen nicht einzugehen, und dann wandte er sich traurig von mir ab. Ein fremdes Etwas stand zwischen uns — vergebens bot ich meine ganze Zärtlichkeit und Hingebung auf — er wurde immer düsterer und verschlossener. Er irrte umher, als suche er den Tod, und ich fühlte verzweifelnd, daß ich ihm das Leben nicht verschönern konnte. Da geschah das Schreckliche. — Nun ist er wieder mein — ich werde die Wache der Liebe an seinem Grabe halten, denn ich weiß, Sie werden sich um diese stille Ruhestätte nicht bekümmern.“ Sie schloß mit dem Gelöbniß, in stiller Zurückgezogenheit dieser Aufgabe leben zu wollen. Konrad und Emilie blickten sich schweigend an. „Ich weiß, Geliebte,“ sprach er, „wenn ich jetzt heimginge, Du würdest mein Andenken im Herzen tragen — aber denen leben, denen Du nützlicher sein kannst als dem stillen Hügel — und wenn Du tagelang an seiner Seite knietest. Und doch — wir wollen diese große Verirrung ehren — glaubst Du, daß sie von Dauer — daß Ada einem Grabe wirklich diese Treue bewahren wird?“ „Ada gewiß,“ erwiderte Emilie lebhaft, „ich halte sie für ein edles Wesen, und stark, heldenhaft in ihren Gefühlen. Wie sollte ein Mann sich nicht im Besitz eines solchen Herzens glücklich wähnen? — es ist mindestens natürlich, wenn er es wünscht, eine Frau so für sich allein zu besitzen — es ist eine natürliche Regung des menschlichen Wesens — der Liebe!“ „Du siehst mich so forschend an, Emilie, doch ich ahne, was Du willst.“ „Erräthst Du es“, frug sie erröthend, „es quält mich doch die heimliche Sorge, ob Du ganz

versöhnt bist mit meiner Thätigkeit, meinem Berufe, ob Du ihn mit wahrhafter, inniger Zustimmung betrachtest — o wenn es nicht der Fall wäre, Konrad!" „Geliebte Emilie," nahm er gerührt das Wort, „sieh getrost auf den Grund meines Herzens. Ich glaube mich Deines Besitzes so innig freuen zu können, als jeder glückliche Gatte. Auch die Frau ist ein Mensch mit vielseitigem Wesen, andere Männer theilen ihre Gattin mit Gesellschafts-, Haushalts- und Toilettenorgen, ich mit einer ernstern Berufsthätigkeit, ernstern Bestrebungen, habe ich darum Ursache unzufrieden zu sein? Nein, nein, das Leben hatte meine Vernunft allmählig von der Berechtigung Deines Wollens überzeugt; als ich Dich nach dieser Erkenntniß wieder sah, war auch mein Herz überzeugt. Ja Geliebte, Du sollst, Du darfst nicht anders sein als Du bist, so will ich Dich, frei und stolz, thätig und nützlich, geschätzt und anerkannt um Deinetwillen, und doch mein durch Deine Liebe. Ich besitze die selige Ueberzeugung, unvergängliche Rechte auf Dein Herz mein zu nennen, Dir das Liebste auf Erden zu sein. Du bewahrst mir das Kleinod Deiner Liebe durch die mannigfachen Interessen des Tages und ich sollte nicht stolzer sein, als der sieggewohnte Mann, der sich mit leichter Mühe den kleinen Kreis eines engbegrenzten, abgeschlossenen Frauenlebens dienstbar macht! Nein, nein, kein Gesetz, kein Gelübde — ich schwöre es Dir — betrachte ich bindend für Dich, als Deine Liebe. Das Wesen, welches mein zweites „Ich" ist — es soll frei und groß sein — Niemand dienen und gehorchen müssen, am wenigsten mir selbst. Ich habe die Vorurtheile meiner Erziehung meiner ersten Laufbahn abgeschüttelt, und nun will ich ein ganz freier Mann sein und ein solcher gesellt sich nur zu einem Wesen gleicher Art. Darum sehe ich Dich mit Freude in Deinem ehrenvollen, selbstständigen Wirkungskreis, denn, bei meiner Mannesehre, ich will und werde nie Dein Herr sein — Emilie." —

Sie stand hoch und stolz aufgerichtet vor ihm — und ihre Augen strahlten — dann warf sie sich mit überströmender Zärtlichkeit, aufjubelnd, in seine Arme und er hörte das stolze Wort: „Konrad, Du bist der Beste, der Edelste aller Männer."

„Aber Emilie, mein Kind,“ sagte er unbeschreiblich weich und sanft, „ich thue nichts als die Pflicht, die Du, Du selbst mir gelehrt hast. Weltliche und kirchliche Gesetze räumen mir allerdings durch den Bund, den wir heute schließen wollen, Rechte über Dich ein, derer ich mich im Vorhinein feierlich entäußere. Aber ist nicht das hohe Sittengesetz, welches uns Vernunft und Gefühl dictiren, die größte, die göttlichste Autorität für uns? und dieses sagt uns, daß das heiligste und innerste Liebesband, welches zwei Menschen verbindet, nur durch die hohen Gemeingüter der Menschheit, durch die Freiheit und die Gleichheit geknüpft und geregelt werden darf! Von diesen Sternen geleitet, wollen wir heute vor den Altar treten, Geliebte.“ — — — — —

Wenige Stunden darauf wurde das feierliche Ceremoniell vollzogen, welches Konrad und Emilie zu dem geheiligten Bunde der Ehe vereinigte. Es war ein tief bedeutungsvoller Act. Nicht nur in Bezug auf die Zukunft des Brautpaares, sondern durch die besonderen Verhältnisse, unter welchen er vollzogen wurde, erschien er gleichsam als sinnvolles Zeichen, als prophetische Erscheinung am Eingang einer neuen Zeit. Die Localblätter hatten am vorhergehenden Tage die Notiz gebracht, daß sich morgen Frau Dr. Emilie Waldheim mit Herrn Konrad Lindau, Redacteur der „Freiheit“, vermählen werde, nebst Angabe von Ort und Zeit.

Ein zahlreiches und gewähltes Publikum hatte sich eingefunden, um dem anziehenden Acte beizuwohnen. Viele Frauen mit ihren Angehörigen, Emilien's, den besten Kreisen entnommener Praxis angehörig, Konrad's alte Freunde und Bekannte und seine neuen Collegen, zahllose bedeutende Personen, die an dem Brautpaare Interesse nahmen. Die imposante Wagenburg vor der Kirche, die glänzende Menge in derselben contrastirte seltsam mit der einfachen Hochzeitsgesellschaft und wieder sah man, daß nicht Convenienz und gesellschaftliche Rücksichten, sondern ein höheres Interesse die Erstere herbeigezogen.

Alle Blicke ruhten auf der schönen, stolzen Bräut; sie trug nur ein einfaches, weißes, durchsichtig zartes Kleid und einen eben

solchen wallenden Schleier, der ihre hohe, edle Gestalt, wie mit einer ahnungsvollen Wolke umgab.

Die berühmte Dr. Waldheim hatte nie ein anderes Seidenkleid besessen, als jenes, welches sie bei ihrer Promotion getragen und auch in ihrer Vermählung keinen Anlaß gefunden, ihre Toilette dahin zu bereichern. Der Bräutigam hatte auch zu ihr gesagt, als er voll Rührung den grünen Myrthenkranz in ihrem braunen Haar bewunderte: „Dein Ehrentag, Emilie, war der Deiner Promotion — derselbe hatte für Dich die Bedeutung, wie sonst der Hochzeitstag für junge Mädchen hat.“ „Und der heutige ist nur der glücklichste meines Lebens,“ hatte sie erwidert. Der grüne Myrthenkranz, Jugend und Anmuth, das war der einzige Schmuck, in dem die Braut glänzte. Wer fühlte nicht den wunderbaren Eindruck des Schauspiels dort, in der bräutlichen, mädchenhaften Gestalt mit dem tiefbewegten Antlitz, den tiefgesenkten Wimpern, den von innerer Erregung roth angehauchten Wangen, jene stolze, entschiedene junge Dame wieder zu erkennen, die, ausgerüstet mit ihrem unanfechtbaren Titel, ihrer praktischen Sicherheit und ihrem reichen Wissen, in mancher, durch Krankheit heimgesuchten Familie als Autorität erschien — in manchem ärztlichen Consult ihre geachtete Meinung entscheidend in die Waagschale warf — die mit feinem Lächeln und einem anspruchslos gelieferten Beweis ihrer Tüchtigkeit das Vorurtheil niederschmetterte, die man schon in mancher, sonst nur an Männern gewohnten Beziehung zum öffentlichen Leben gesehen.

Man sah sie nun in dem Schmuck, den man bisher nur an jungen, unselbstständigen Mädchen geschaut, die zwar schon in die Welt eingeführt zu sein pflegten, unter welchem Ausdruck man doch eigentlich nur euphemistisch den Ballsaal verstand. Auch der Bräutigam war eine nicht wenig anziehende Persönlichkeit, Baron Linden, die rechte Hand des ehemaligen Ministers Grafen v. Hartach, hier als einfacher Herr Lindau, als Herausgeber eines streng freisinnigen Blattes, welches bereits großes Aufsehen erregt, als Bräutigam dieser kühnen Dame, die, wie man hörte, nicht einmal seinen Namen tragen würde. Er hatte also ganz und gar gebrochen mit den

Traditionen seiner Erziehung, er war ganz und gar übergetreten in die entgegengesetzte Sphäre. Auch auf die übrigen Hochzeitsgäste wies man flüsternd hin — Lieutenant Emil von Waldheim, der seiner unternehmenden Schwester Namen und Zeugnisse geliehen, die beiden blühenden Brautjungfern in den einfachsten weißen Kleidern und Rosenkränzen in den dunklen Haaren — angehende Studentinnen — die beiden fremden jungen Doctores, ehemalige Commisstonen, die fremden Professoren, ehemalige Lehrer der Braut u. s. w., dann der bekannte Industrielle und liberale Abgeordnete Kotte jun. mit seiner Schwester, die geschiedene Baronin Steinbruck, — der Unterredacteur der „Freiheit“, Alberti, Schwiegersohn des verstorbenen Hofrathes Röder, welche verschiedenen Menschen, und Alle vereinigt durch gemeinsame Anschauungen. — — — — —

Die feierliche Ceremonie war vollzogen und damit auch die Festlichkeiten des Tages. Das junge Paar feierte seine Vermählung weder durch gedankenlose Lustbarkeiten, noch durch eine, wohl niemals übler anzubringende Reise. Sie begannen ihre junge Ehe nicht mit einem großartigen Essen und Trinken — vielleicht weil dieser Ehe im Vorhinein ein Inhalt zugedacht war, der der jungen Frau diese Bedürfnisse nicht als einen der ersten Pflichtenkreise zwies. Konrad und Emilie aßen einfach und allein zusammen, wie es künftighin der Fall sein sollte, und darin lag eben der Reiz der Sache.

Ihre auswärtigen Gäste besichtigten indessen unter Emil's Führung die Stadt, und der Rest des Tages gehörte dem glücklichen jungen Paare allein. Im seligen Gedankenaustausche, zwischen wonnigem Scherz und innigem Ernst verfloßen ihnen die nur zu kurz bemessenen Stunden. Allein — in ihrer nun gemeinsamen Häuslichkeit, abgeschlossen von allen äußeren Interessen, in ihrem neuen Glück, wie in einem geheiligten Tempel, feierten sie den ersten Tag ihrer Ehe in dem ungetrübten, seligen Gefühle des unauflösllichen Verbundenseins.

Wie Konrad seiner jungen, liebreizenden Frau, der natürlichen Umgebung seiner Empfindungen folgend, den Zoll seiner zärtlichen Huldigungen darbrachte, sich unwillkürlich vor dem Zauber ihres Wesens beugte, und sie in zaghafter Zurückhaltung, sinnend, selig

in sich selbst versunken vor seinen leidenschaftlichen, glühenden Worten und Liebesjungen leise erschauernd, das liebliche Antlitz an seiner Brust verbarg — da fühlte er — es sei dies die einzige „Schwäche“, die einem Weibe wie Emilie eigen und natürlich sei.

Am anderen Tage nahmen Beide ihre Berufsthätigkeit auf.

Stilles Capitel.

F r e i h e i t.

Drei Jahre waren vergangen.

Die „Freiheit“ gedieh und blühte. Unablässig wirkte sie für ihre erhabene Namensschwester und das Loos der Menschen, welche sich unter der Letzteren hohe Aegide gestellt, gestaltete sich freundlich und freundlicher. Die „Freiheit“, nun ein hoch geachtetes politisches Journal, dessen Einfluß mächtig wuchs, bestrebte sich den Segen zu verbreiten, welcher in der Macht einer von ihrer idealen Aufgabe durchdrungenen Presse liegt. Treu dem Programm, welches einst ihrer jungen, geistigen Schöpferin vorgeschwebt, kämpfte sie unablässig für wahrhaft freie und demokratische Staatsverfassungen, gegen den Militarismus, gegen den Bureaukraten- und Polizeistaat, gegen Alles, was den Staatsbürger bedrücken und einengen, und ihn seines höchstes Gutes — der Weltfreiheit — berauben kann. Sie kämpfte für die uneingeschränkte Entwicklung des Menschen, indem ihm, ohne Rücksicht auf sein Geschlecht oder seinen Rang, eine wahre, erleuchtende, durch kein Vorurtheil, kein Dogma, keine traditionelle Lehre gebrochene Bildung zu Theil werde, sie kämpfte für die allgemeine Gleichheit, wie sie Christus ausgesprochen, und die denkende Menschheit seither als ewige Wahrheit anerkannt, das Fallen aller künstlichen Unterschiede, und die Abschaffung der ungerechten Ausbeutung natürlicher Unterschiede, wie der zwischen Mann und Weib, für das sociale und staatliche Leben. So erfloß aus ihren allgemeinen Tendenzen, daß sie für die Gleichberechtigung der Frauen kämpfte, als einer der dringendsten Forderungen der Gegenwart. Das Blatt

erstrebte u n b e d i n g t e Freiheit für die Frauen, sich aller Gebiete des öffentlichen Lebens, je nach Neigung und Fähigkeit zu bemächtigen, ohne die Frau jedoch gewaltsam hineinzuziehen, ohne sie gegen die Wahl des rein ehelichen und häuslichen Berufes einzunehmen, wenn derselbe im einzelnen Falle mehr ihrer Individualität entspräche. Denn diese Auffassung entsprach, sich an die Natur lehrend, am meisten dem Wesen der wahren Freiheit.

So hatte die „Freiheit“ sich eine gewaltige Stimme errungen, die von allen denkenden und erleuchteten Geistern vernommen wurde, deren Forderungen immer mehr Achtung und Beachtung erheischten und erhielten. Konrad Lindau hatte es denn in seinem neuen Berufe, welchen Emilie mit dem Seherblick der Liebe als den allein für ihn bestimmten erkannt, zu Erfolgen gebracht, auf die er mit gerechtem Stolze und ungetrübter Freude hinstarren konnte. Sein Name stand jetzt dem seiner Gattin an gutem Klange nicht nach. Seinen Abel hatte er, als Symbol der Vorurtheile, welche ihn in seine erste, unglückliche und verfehlte Laufbahn hineingetrieben, für immer abgelegt. Ihm war ja die Erkenntniß geworden, daß *A r b e i t* allein der richtige Weg sei, sich eine glückliche Existenz zu gründen, und daß es nur *e i n e n a t ü r l i c h e u n d v e r n ü n f t i g e* Aristokratie gäbe, die des Verdienstes, alle angeborenen Privilegien, sei es des Namens oder des Geschlechtes, ein Unheil seien für die Gesellschaft, wie für das Individuum.

Da die Redaction der „Freiheit“ über geistige Kräfte ersten Ranges verfügte, war es Konrad möglich gewesen, auch die Arena der activen Politik wieder zu betreten. Er hatte eine auf ihn gefallene Wahl als Abgeordneter für die Volksvertretung angenommen, und begann mit Glück und Liebe dies Feld öffentlicher Thätigkeit zu bearbeiten. Sein alter Ehrgeiz regte sich wieder, seine alten Neigungen erwachten. Wieder lag das Ministerportefeuille in der fernern Perspective seiner Laufbahn. Aber unter welchen veränderten Verhältnissen verfolgte er diese Laufbahn?

Welcher schmerzlicher Erfahrungen hatte es bedurft, um ihn den ganzen Einfluß seiner Erziehung abschütteln zu lassen, jene

hergebrachten, fest gewurzelten Anschauungen, die ihm fast das Weib seiner Seele, sein höchstes Erdenglück gekostet hätten!

Die Erinnerung an seine eigenen Kämpfe und das Glück der Gegenwart, welches ihm die heißgeliebte Frau und seine erfolgreichen Bestrebungen sicherten, sie nährten in ihm die heilige Ueberzeugung, Freiheit und Gleichheit, wie er und die Geliebte sie verstanden, seien das höchste Ziel der Menschheit.

Der Geist zum Verständniß der Gleichberechtigung der Frauen war durch Emilien's Laufbahn einmal geweckt, und durch die Bestrebungen beider Gatten wurde die Flamme genährt und angefaßt. Die zündenden Funken fielen in manches halberstorbene, unterdrückte Frauengemüth, in manche vorurtheilsfreie, selbstlose Männerseele. Immer weitere Kreise zog die Bewegung. Konrad und Emilie standen inmitten einer hoffnungsvollen Partei, die mit warmer Ueberzeugung für die von ihnen proclamirten Principien eintrat. Die Freiheitspartei nannte man sie häufig, nach dem sie vertretenden Journale, welches sich eben dadurch charakterisirte, daß es die Gleichberechtigung der Frauen nur als Consequenz allgemeiner, echter Freiheit darstellte, und andererseits wieder die Frauenwelt durchaus nicht dem häuslichen und ehelichen Berufe entziehen, sondern ihr nur zwischen diesem und einer öffentlichen Thätigkeit, oder der thunlichen Vereinigung Beider die Wahl lassen wollte. Nur vollkommene Gleichheit der Erziehung in Hinsicht des allgemeinen Werthes des Lehrstoffes bis zu den Fachstudien proclamirte die Partei der Freiheit, und so war es ihrer Energie denn auch gelungen, die dringend nothwendigen, dem augenblicklichen ersten Bedürfniß entsprechenden weiblichen Bildungsanstalten in's Leben zu rufen und emporblühen zu sehen.

Clementine v. Steinbrück war allmählig zu der Höhe der Anschauungen ihrer Freundin Emilie herangereift, denen sie sich anfangs nur halb und zögernd angeschlossen. Ihr Gatte hatte ihren Verlust bald verschmerzt. Er fand wieder Geschmack an dem ungebundenen Garçonleben, genoß es jetzt weit mehr als vor seiner Verheirathung, und lobte beim dritten Glase Wein offen und cynisch die neu gewonnene Freiheit. Ihre Eltern lebten still und zurück-

gezogen, da der Ex-Minister von der „liberalen Wirthschaft“ des neuen Systems möglichst wenig sehen wollte. Ihre Brüder waren nichtsnutzige, schuldenmachende Lieutenants geworden, eine ihrer Schwestern hatte sich an einen alten, verlebten Diplomaten „versorgt“, die Andere war Mitglied eines altadeligen Damenstiftes.

So stand Clementine allein da, losgelöst von allen alten Banden, jung, kräftig, mit eben erwachter Geistesenergie, die hinter ihr liegende Sphäre verachtend, mit neuer Lebenslust und Lebenshoffnung. Dem ehemaligen Baron Linden hatten einst die einzigen wärmeren, früh erstickten und unterdrückten Regungen ihres Herzens gehört, aber noch leitete sie ein innerer, magnetischer Zug nach seinem Lebenskreise hin. Eine zweite Liebe, eine zweite Ehe war für sie nicht denkbar, und doch fühlte sie dunkel, sie müsse ein ernstes, neues Leben beginnen. Die Folge von Allem war, daß sie sich mit einer, bisher ungeliebten Leidenschaft der Freundschaft für Emilie und Konrad in die Arme warf, und sich ihren Bestrebungen ganz und gar weihte.

Sie lernte und strebte und war anfangs nur eine Hauptstütze des Vereines für „Gleichberechtigung der Frauen“. Als derselbe verschiedene Bildungsinstitute gründete, entfaltete sie eine rege, ehrgeizige Thätigkeit in der Agitation und in der Arbeit für dieselben. Die junge, einst so stumpfe und apathische Frau fand nun ein ungeahntes Vergnügen darin, an sich selbst Fähigkeiten und Thatkraft zu entdecken, deren Existenz sie kaum für möglich gehalten. Als die große Handels- und Industrieschule eröffnet wurde, trug ihr der Vereinsvorstand die Stelle der administrativen Direction, verbunden mit der Aufsicht über die Zöglinge, besonders die Pensionärinnen an. Die jungen Mädchen aus der Provinz sollten nicht ohne feinere weibliche Leitung bleiben. Die Stelle paßte für Clementines kleine Schwäche, die dame patronesse zu spielen, doch wollte sie dieselbe nur ohne das ausgeworfene Salair annehmen. Emilie jedoch drang in sie, lieber der weit demüthigenderen Apanage, die ihr ihr Gatte nach dem Gesetze auswerfen und sie bisher beziehen mußte, zu entsagen, und Clementine konnte ihren Argumenten nicht widerstehen. Sie löste daher das letzte erniedrigende Band, welches

sie an Baron Steinbrud fesselte, und sagte sich mit der Annahme der Stellung vollends von den Traditionen ihrer Vergangenheit los. Sie lernte nun vollständig die Reize der Unabhängigkeit kennen, sie wurde geschätzt und anerkannt wegen dem, was sie that und war, nicht wegen dem, was sie repräsentirte. Die Vergangenheit lag hinter ihr, wie ein dunkler Traum. Jetzt wurde sie erst des Lebens und ihres eigenen Daseins froh. Das Drückende der Langweile war nun für immer gebannt, in wechselvoller Thätigkeit, im Verkehre mit mannigfachen Menschen verfloßen ihr die Tage, es fehlte ihr nicht an zahlreichen Freunden und Gesinnungsgenossen. Das nun seltenere Vergnügen der Geselligkeit bot ihr in Konrad's und Emiliens Cirkel nur Interessantes und Anregendes; erst jetzt lernte sie recht den Reiz des Umganges mit bedeutenden und gebildeten Menschen kennen, jetzt, wo sie mit solchen durch einen gemeinsamen Ideen- und Interessenkreis verbunden war.

Clementine war zufrieden, ja, sie wäre ganz glücklich gewesen, wenn ihre kleine Tochter gelebt hätte. Doch ungeachtet dieses Verlustes trug sie das beseligende Bewußtsein in sich, nicht umsonst zu leben, und ihren berechtigten Antheil an den höheren Gütern des Daseins sich errungen zu haben.

Auch Alberti war einer, der sich mit der ganzen ihm eigenen Begeisterung, als von Emilien bekehrter Sünder hinstellte. Die schöne, thatkräftige Gattin Konrad's, mit dem ihn die alte Freundschaft verband, war jetzt das Ideal seiner dichterischen Muse, ihre Bestrebungen auch das Ziel seiner Thätigkeit. Seine „Bekehrung“ war bei seiner naiven, leichtbewegten Natur viel leichter vor sich gegangen, als die innere Wandlung Konrad's. Weniger aus Grundjak, als aus mangelnder Energie gegen den Strom zu schwimmen, endlich aus Vorliebe für die vornehme Gesellschaft, war er ein Anhänger des Ministeriums Hartach gewesen. Doch jetzt fand er weit mehr, was sein Dichternaturrell befriedigen durfte, eine Thätigkeit mit idealem Gehalt, liebenswürdige und dabei bedeutende Frauen. Er schrieb und dichtete jetzt wieder mit erstaunlicher Fruchtbarkeit, besang auch die Frauen, aber er schöpfte jetzt Stoff und Anregung aus der ihn umgebenden Welt, nicht nur wie ehemals

aus seiner dienstfertigen Phantasie, die ihm sonst mit ihrem unermüdblichen Optimismus keineswegs wahrhaft poetische Vorgänge verklärt. Seine „Fiorina“ fing ohne sein Hinzuthun an, allmählig in Vergessenheit zu gerathen, wie dies in unserer schnelllebigen Literaturperiode so häufig vorkommt. Er bedurfte ihrer nicht. Der Name des frischen, lebensfrohen Poeten und Journalisten zählte trotzdem zu den besten. Seine Ehe hatte sich leider nicht glücklicher gestaltet, doch ertrug er ihre, oft drückenden Fesseln mit seiner angeborenen Gutmüthigkeit und Elasticität des Geistes; nur ließ er sich nicht nehmen, auch neben seinem Ideal Emilie noch andern liebenswürdigen und schönen Frauen harmlos Weibrauch zu streuen. Den Frauen zu huldbigen, das war eben einmal sein Lebenselement.

Hortense hatte sich zwar mit dem wachsenden Einkommen ihres Mannes wieder einigermaßen mit ihrem Loose versöhnt, aber in seinen gegenwärtigen Lebenskreis, in seine Principien und Bestrebungen wußte sie sich weniger zu finden denn je. Sie hing noch ganz und gar an den Ansprüchen ihrer Erziehung, wollte glänzende Toilette machen, die vornehme Dame spielen, und prärendirte Auszeichnungen, die ihr Niemand zollte, weil sie nichts besaß, um sich in den Zirkeln ihres Mannes geltend zu machen. Was einst an dem Mädchen gefesselt, das angenehme Aeußere, die vornehme und doch fast kindliche, unbefangene Exklusivität, der tändelnde, heitere Ton, diese Eigenschaften hatte sie längst eingebüßt. Sie war nichts mehr als eine unbedeutende, gewöhnlich aussehende, eitle, kleinliche, prätentiose Frau. Den Gatten quälte sie durch Eifersucht, Unzufriedenheit und unerschöpfliche Ansprüche, die von ihr geleitete Häuslichkeit war ungemüthlicher und vernachlässigter denn je. Emilie bot zwar ihren ganzen Einfluß auf, die Jugendfreundin günstig zu beeinflussen; es gelang ihr auch Kränze, von augenblicklich wohlthätiger Wirkung heraufzubeschwören. Die unverdorbene, nur verzogene Hortense nahm sich dann einmal vor, gründlich anders zu werden. Der gutmüthige Alberti empfing ihre Bemühungen dankbar und jovial, eine Zeit lang war Alles Friede, Versöhnung, Seligkeit. Aber dem Verhältnisse der beiden Gatten zu einander fehlte einmal der edle Lebensnerv, bald fiel Alles in den alten Gang zurück; der

lebhaft, geistvolle Mann vernachlässigte die beschränkte Frau, diese rächte sich redlich in ihrer Weise, und so blieb es.

Sogar in die Erziehung der Kinder griff sie vielfach störend ein. Alberti, der dieselben zärtlich liebte und mit ungewöhnlicher Pflichttreue ihre Entwicklung überwachte, wollte sie ganz rationell zu tüchtigen, anspruchslosen Menschen heranbilden, aber die mütterliche Hilfe fehlte ihm nicht nur, sondern schlug oft in das Gegentheil von dem um, was er bezweckte. Besonders konnte Hortense nicht unterlassen, gegen die Kleinen zu klagen, wie sie arme, beeinträchtigte, aus ihrer eigentlichen Welt verstoßene Wesen seien, was aus ihnen hätte werden können und sollen, und ihnen mit Erzählungen von ihrer eigenen, glänzenden Jugend die Köpfe zu verwirren. Die verwitwete Frau Hofrätthin unterstützte sie noch in solchen Anschauungen, stellte ihre Tochter überhaupt als das Opfer eines harten Schicksals, welches sie aus der, ihr in der Welt zukommenden Stellung vertrieben, dar, und machte Alles schlimmer als es schon war.

In der Familie Kotte dagegen war Manches verändert. Der Wohlstand war noch gewachsen und die selbstständig gewordenen Kinder brachten mehr Comfort, mehr Rücksicht für den Zeitgeschmack in das Haus. Die Maschine des Haushaltes war mehr in den Hintergrund getreten, den Grazien mehr Rechte eingeräumt und durch andere, dort verkehrende Menschen ein anderer Ton heimisch geworden.

Kotte Vater war unternehmender und großsprecherischer denn je und heimlich stolz auf seinen ältesten Sohn, obgleich es nicht in sein, etwas in den Haustyrannen spielendes Wesen paßte, sich dies anmerken zu lassen. Auch zeigte er sich Neuerungen, besonders humanitären, geneigt und opferwillig, falls sie nur „zweckmäßig“ in seinem Sinne waren. Frau Kotte nur schritt noch unverändert, unendlich gutmüthig, unendlich willenlos, unberührt von dem Wechsel der Zeit, durch Haus, Gesellschaft und Familie. Ernst dagegen blieb ein redlicher, unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Fortschritt. Er saß in der Kammer auf der äußersten Linken und unterließ es in keiner Session, einen Antrag auf Ertheilung des

Stimmrechtes an jene Frauen, welche einen, daselbe mit sich führenden Besitz oder ein solches Amt aufzuweisen hätten, einzubringen, und immer stärker wurde die, diesen Anträgen zu Theil werdende Unterstützung in Folge seiner unermüdlischen Agitation. Ähnliche Dringlichkeitsanträge richtete er regelmäßig an das Unterrichtsministerium wegen Errichtung weiblicher Bildungsanstalten.

Auch auf industriellem Gebiete war er unermüdllich thätig, sowie als ebenso eifriger Anwalt der Arbeiter und Verbesserer ihres Looses. Diesen ernstesten Bestrebungen widmete er seine ganze Zeit und lebte sonst zurückgezogen von allen gesellschaftlichen Vergnügungen. Nur in Emilie Waldheim's Salon erschien er regelmäßig und dort sah man ihn heiter angeregt und lebhaft wie sonst nie.

Ueber seinen Wunsch, ihre Hand zu besitzen, hatte er weder sie noch sonst Jemand etwas Weiteres ahnen lassen, doch erwies er nie wieder irgend einem weiblichen Wesen nur eine eingehendere Aufmerksamkeit. Für Emilie blieb er auch nach ihrer Verheirathung der treueste Freund und Gesinnungsgenosse. Und Marianne? Sie war am meisten verändert, ein wesentlich anderes Geschöpf. Ernst und Emilie hatten sich ihrer verspäteten Erziehung mit dem liebevollsten Eifer angenommen, und sie durch passende Lectüre, anregende Beschäftigungen und das Hereinziehen in bedeutendere Interessen zwar weder zu einer geistreichen, noch zu einer kühnen, unternehmenden Dame gemacht, wohl aber zu einem ganz verständigen, tüchtigen, thätigen Mädchen, welches sich seines Willens und Sollens klar bewußt war. Sie war nicht mehr der willenslose Spielball ihrer übermüthigen Geschwister, nicht mehr ein Gegenstand stillen Spottes in der Gesellschaft. Man konnte sie achten und lieb haben auch ohne Hinblick auf ihre Mitgift. Mit gutmüthigem Eifer nahm sie sich der humanen Unternehmungen ihres Bruders, besonders des Volkskindergartens und der Kleinkinderbewahranstalt an, denn sie wollte hinter Emilie und Clementine nicht zurückstehen. Als sie wegen ihrer Bemühungen sich in den Zeitungen mit Anerkennung genannt sah, verging sie halb vor Stolz, Beschämung und kindlicher Freude. Gewiß hätte sie ganz Anerkennenswerthes leisten können, wenn sie weniger schüchtern gewesen wäre und sich mehr zugetraut hätte. Nach den beiden trübseligen Erfahrungen erst mit

Baron Linden und dann mit Professor Ammon waren ihr alle diesbezüglichen Wünsche und Hoffnungen entchwunden, sie hatte keine Neigung für die Ehe und erklärte, bei Ernst und den armen Kindern bleiben zu wollen, obgleich ihre hübschen, braunen Augen und ihr bescheidenes, einfach herzliches Wesen nicht ohne Verehrer blieben.

Premierlieutenant Rotte war flott und leichtsinnig wie immer; prahlte gelegentlich, daß „diese famose Waldheim“ seine alte Flamme gewesen, hütete sich aber wohlweislich, dieser, ihm zu hochflackernden Flamme wieder in die Nähe zu kommen. Nach dem alten Sprichwort, daß eine gewisse Sorte von Individuen das meiste Glück hat, war er im Begriffe, nun auch eine reiche Braut zu kapern und damit den innigsten Herzenswunsch seiner Mutter zu erfüllen, welche sich nicht damit zurechtfinden konnte, so viele erwachsene Kinder und kein Enkelchen zu besitzen. Herr Anton bemühte sich noch immer vergebens, ein seiner Manneswürde entsprechendes Quantum von Kenntnissen sich anzueignen, dagegen war seiner Schwester Pauline die Strömung der Zeit hold gewesen. Sie hatte schließlich doch eine höhere Ausbildung erhalten, und war nun eine zwar nicht schöne, aber sehr kluge, pikante und interessante junge Dame geworden.

Die alten Freunde aus ihrem Universitätsleben hatte Emilie wiedergesehen und selbst besucht. An dem Orte, an welchem sie sich ihre Stellung in der Gesellschaft so schwer errungen, fand nun nach einer Reihe von Jahren wieder eine Generalversammlung des Vereines der Aerzte und Naturforscher statt, dem sie als actives Mitglied angehörte. Es war für sie das Ziel eines verzeihlichen Ehrgeizes, gerade an diesem Orte und in dieser Versammlung zu erscheinen. Sie trat also die Reise an, während welcher sie der alte Dr. Herda mit collegialischer Bereitwilligkeit bei ihren Patienten vertrat. So ward der Welt das neue Schauspiel, die junge Frau erschien an der Seite ihres Freundes Seeborn in der gelehrten Versammlung und hielt einen Vortrag über die Entwicklung und die Krankheiten des Kindergehirnes, der, mit liebevollem Ernst ausgearbeitet, ihr die verdiente Achtung der Anwesenden errang. — Hiemit hatte sie nochmals den kühnen Betrug, den sie der ehrenwerthen Hochschule gespielt, gerechtfertigt. Zu ihrer Freude und ihrem gerechten Stolze gediehen auch sonst die Früchte ihres gewagten

Schrittes. Die beträchtliche Anzahl ihrer Nachfolgerinnen, der weiblichen Studenten, machte die durchaus befriedigendsten Fortschritte, und die jungen Damen erfreuten sich der Achtung ihrer Lehrer und Mitschüler. Hatten diese doch bereits erfahren, was ein Frauenhirn und die Energie und Charakterfestigkeit eines Mädchens leisten konnten, und es bedurfte daher nur des sittlichen Ernstes und des strebsamen Ehrgeizes der Hörerinnen, um sich eine unanfechtbare, geachtete Stellung zu sichern. Klara Hiller, die älteste und „gesetzteste“ derselben, hatte gleichsam die Führung, galt überhaupt als eine der besten Hochschülerinnen. Der tiefe Ernst, die Pflichttreue, der klare, nüchterne Verstand dieses Mädchens machten sie zu dem gewähltesten Berufe besonders geeignet. Ebenso richtig und sicher wie früher in ihr niederes Loos, fand sie sich auch jetzt in die neue Lage und deren Pflichten. Geeignet, auch dem Schwersten gewachsen zu sein, wenn sie sich ihm einmal gegenüber befand, fehlte ihr jedoch der begeisterte Schwung, Großes aus eigener Initiative zu vollbringen, und sie verehrte daher Emilien als ein Wesen höherer Art, da dieselbe das Wunder vollbracht, sich als Mädchen so emporzuarbeiten. Emilie nahm ihr das Versprechen ab, gleich nach ihrer Promotion als ihre Assistenz-Arztin zu ihr zu kommen, da ihre Praxis baldigst ihre Kräfte zu übersteigen drohe. Da Klara's alter Vater inzwischen gestorben, ihr Bruder in der Ferne, und sie Emilien mit bewundernder Anhänglichkeit ergeben war, gelobte sie freudig, ihr fernerhin in ihrer Laufbahn mit Eifer und Pflichttreue zur Seite zu stehen. Julie und Gabriele Wallbek schienen in den Studien, wie in ihrem eigentlichen Elemente, und oblagen ihnen unter der Regide ihres glücklichen Vaters mit einem Eifer, als wären sie nur für dieselben geboren. Dabei hatten sie Lebenslust und frohe Laune nicht im mindesten eingebüßt, und Julie fand immer noch Zeit, an Georg Hiller zärtliche Briefe zu schreiben. Auch Gabrielens Herz schien, nach mehreren Symptomen zu schließen, nicht mehr frei. Die Letztere sollte sich am Wohnorte ihrer Eltern eine Praxis zu gründen suchen, Julie an dem ihres künftigen Gatten. Das Elternpaar Wallbek wurde nun seiner Kinder erst recht froh, die ganz versöhnte Mutter nicht ausgeschlossen. Die alte Dame konnte übrigens nie aus der Nührung über Emiliens kindliche

Zärtlichkeit für sie, und über das Andenken an den armen, schüchternen Emil herauskommen. Und doch, wenn sie die junge Frau mit solcher Herzensseligkeit von ihrem Konrad und ihrem kleinen, vor einigen Monaten geborenen Sohne sprechen hörte, schwand noch der letzte Schatten von Bedenken, den ihr zagendes, pflichtgetreues Frauenherz noch etwa gegen die Laufbahn ihrer Töchter gehegt. So willigte sie auch mit erleichtertem Herzen ein, ihre dritte und vierte Tochter Emilien mitzugeben. Die beiden ziemlich herangewachsenen, tüchtig gebildeten Mädchen sollten die Handels- und Industrieschule besuchen, und unter Clementinens v. Steinbrück besonderen Schutz gestellt werden. Die drei noch verbleibenden Jüngsten lernten inzwischen nach dem Ausspruche ihres Vaters wie Prachtexemplare von Buben.

Onkel Herrmann konnte sich indessen wirklich nicht mehr in die Einsamkeit finden. Da seine Brust überdies angegriffen war, beabsichtigte er, sein Amt niederzulegen, und nach dem Wohnorte seines Liebings zu übersiedeln. Dort wollte er „Emil“, wie der zerstreute Gelehrte die junge Frau noch immer häufig nannte, wenigstens in seiner rein wissenschaftlichen Thätigkeit ein Stab und eine Stütze sein, und etwas von dem Familienleben profitieren, nach dem er nun in seinen alten Tagen plötzlich eine so lebhaft Sehnsucht empfand.

Ähnlich erging es Professor Seeborn. Er, der Mann mit dem feinfühlenden Herzen, dem reichen Gemüthsleben, seiner ganzen, mehr weichen und begeisterungsfähigen Natur, hatte ein tiefes Bedürfnis nach geistigem und gemüthlichem Verkehr mit Frauen, besonders mit bedeutenderen Frauen. Diese Neigung hatte ihn zu der originellen, begabten Linda Ammon hingezogen, doch das Verhältniß mit ihr endete mit einer schroffen Trennung, mit einem grellen, lang ausklingenden Mißton; auch seine spätere Hoffnung, daselbe dennoch zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, nahm einen ähnlichen Ausgang. Seine, ihm so schnell wieder entrißene Gattin hatte bei einem reichen Schatz von Zärtlichkeit dennoch für die Bedürfnisse seines Geistes kein rechtes Verständniß gehabt. Dann wieder tauchte sein seltsamer Schüler Emil auf seinem Wege auf; seine Mißbilligung und sein halbes Mitleid für das verkleidete

Mädchen verwandelte sich allmählig in Sympathie, in eine reine, herzliche Zuneigung, der Verkehr mit dem wunderbaren Wesen brachte ihm plötzlich Alles, nach was er sich gesehnt, außer dem innigeren Bande, an welches er in diesem Falle nicht denken durfte und auch nicht dachte. Seine Ansichten über das Wesen der Frau erlitten eine tiefgehende Umwandlung, und als Emil wie ein Meteor wieder verschwand, fühlte er sich einsamer, verarmter, liebebedürftiger denn je. Seine Jugend war indessen längst dahin, und er in einem Alter, wo man solche innige Bande schwer knüpft. Von den Frauen seines Kreises vermochte keine sein Herz, seine ideal gearteten Ansprüche zu befriedigen, und so machte er sich mit dem Gedanken vertraut, den Rest seines Lebens ohne Frauenliebe zu verleben, obgleich sie immer der heimliche Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen. Er wollte sich damit begnügen, den weiblichen Schülern der Universität eine verlässliche Stütze zu sein, seine beiden kleinen Töchter mit besonderer Sorgfalt zu erziehen und auch in der Ferne ein treuer Freund seiner lieben, unvergeßlichen Schülerin zu sein. Der recht schwere Abschied von Seeborn war inzwischen nicht der einzige trübe Eindruck, den Emilie auf dieser Reise empfing. Auf der Heimkehr begriffen, berührte sie das Hendorfsche Familiengut ganz in der Nähe und stattete Ada einen kurzen Besuch ab. Die alte Baronin war sehr kränklich und hatte augenscheinlich nur noch eine sehr kurze Spanne Lebenszeit vor sich. Ada war die Nutznießung des Familiengutes, welches die ihr so unendlich theuere Grabstätte enthielt, für Lebensdauer zugesichert. Erst nach ihrem Tode sollte es wieder an die freiherrliche Familie zurückfallen, da als selbstverständlich angenommen wurde, daß sie unvermählt sterben würde. Emilie fand sie, früh verblüht, geistig abgestumpft, frömmelnd und sentimental, in der größten Zurückgezogenheit lebend. War auch ihre leidenschaftliche Trauer bedeutend gesänftigt, hätte sie es auch über sich vermocht, sich von dem Grabe des Geliebten zu trennen, wenn es kategorisch gefordert worden wäre, so war sie indessen der Welt so entfremdet worden, so apathisch und gleichgiltig gegen die Interessen, die Leiden und Freuden der Zeit, daß zu eine Aenderung ihrer Lebensweise nicht zu denken war. Dieselbe war nun durch die Macht der Gewohnheit festgewurzelt, durch Beten und Wohl-

thun an den Ortsarmen hauptsächlich ausgefüllt. Der Kreis von Ada's geistigem Leben schmolz immer mehr zusammen, immer reizbarer wurde sie neuen Ideen und Eindrücken gegenüber. Die Schatten der Cypressen um Bernhard's Ruhestätte fielen über ihr ganzes Dasein. Sie dachte nicht daran, mit Emilien wegen ihres beiderseitigen, verschiedenen Standpunktes zu streiten, sie sah in ihr nur noch den Gegenstand von Bernhard's Liebe, vergoß um sein Andenken neue, reichliche Thränen und staunte Emiliens frische, unverminderte Schönheit an. „Ja, das ist das Glück!“ rief sie überschwänglich, „aber mich hat der Schmerz frühzeitig entblättert und geknickt.“

Traurig und hoffnungslos verließ Emilie diese Friedhofssphäre, um mit ihren beiden jungen Begleiterinnen in die buntbewegte, heiterere Welt zurückzukehren.

Von Elvers hatte sie nur gehört, daß er nach seiner sehr verspäteten Promotion in ein kleines Landstädtchen gezogen sei, wo er sich vergebens bemühte, eine auch nur spärliche Praxis zu gründen. Emilie fand dies sehr natürlich, denn Dr. Elvers konnte unmöglich viel Vertrauenerweckendes haben. Doch ahnte sie nicht, mit welchem unsäglichem Reide der unglückliche Patientenjäger von ihren Erfolgen gehört hatte, ja daß zu Zeiten, wo sich auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit Alles des besten Wohlbefindens erfreute, oder doch seiner Hilfe nicht zu bedürfen schien, sogar die Neue in ihm erwachte, daß er sich zu seinem wunderlichen Commilitonen Emil v. Waldheim nicht auf bessern Fuß gestellt und das sich aus demselben entpuppende allerliebste Mädchen nicht geheiratet hatte. Ein ernstlicher Zweifel an seiner eigenen Unwiderstehlichkeit kam natürlich in seiner stolzen Seele nicht auf.

Auch seinem Kollegen Landau war es mit seinen Bemühungen, sich eine Praxis zu gründen, nicht besser gegangen, da sein Wissen und Können der skeptischen Welt eben einmal problematisch schien. Als die Noth am Größten, verschaffte ihm Frau Dr. Waldheim durch ihre Verbindungen eine bescheidene, seinen bescheidenen Fähigkeiten entsprechende Stelle als Assistenzarzt in einem Kinder-spitale, welche er auch dankbar und demüthig aus den schönen Händen seiner Collegin annahm.

Noch eine eigenthümliche Genugthuung wurde Emilien zu Theil. Ihr alter Feind Professor Ammon machte es sich nun nahezu zur ausschließlichen Lebensaufgabe, sie und ihre Bestrebungen zu widerlegen, wie er ihr nach dem Erholten des Korbes von Marianne Notte gedroht.

Da er genügend mit Mitteln versehen war, hatte er sein Lehramt aufgegeben, welches er nie mit besonderem Erfolg geübt und welches ihm seit dem unvergeßlichen Scandal, welcher ihn dem gering geschätztesten seiner Hörer weichen machte, vollends unleidlich war. Er versuchte es nun mit der Schriftstellerei, theilte sich an einigen Fachzeitschriften, verlegte sich aber hauptsächlich auf die Polemik gegen die Frauensache, speciell gegen die von der „Freiheit“ vertretene Richtung. Er gründete endlich eine Zeitschrift „Natur und Leben“ zu diesem Zweck und suchte wissenschaftlich und empirisch die Inferiorität der Frau zu erweisen. Auch öffentliche Vorträge und Agitation aller Art benützte er zu seinen Absichten. Die „Freiheit“ polemisirte mit diesem Repräsentanten der gegnerischen Richtung in eingehender, aber maßvoller Weise und wenn der Kampf auf irgend einem bedeutenden Punkte angelangt war, erschienen besonders entschiedene und doch einfach und fein stylisirte Artikel mit der bekannten Chiffre: „Dr. E. W.“ Doch auch auf diesem neuen Gebiete war Emilien's Person dem armen Ammon ein Stein des Anstoßes, über den er fortwährend stolperte. Brachte er auch etwas ganz Plausibles für seine Principien vor, gleich wies man auf Dr. Waldheim, auf ihre unleugbare Tüchtigkeit in ihrem Berufe, ihren makellosen Lebenswandel, ihre anscheinend so glückliche Ehe, ihr allerliebstes, blühendes, stets ganz sauber gewaschenes Kind und frug: „weshalb könnten Andere nicht auch so sein?“ Deshalb hielt sich Ammon im Interesse seiner Sache für verpflichtet, in Emilien's öffentlichen und Privatleben nach Blößen zu spioniren, die sie sich geben würde. Er konnte aber nichts eruiren, als hie und da eine, unter gewöhnlichen Umständen mißlungene Cur, eine Reise oder ein Unwohlsein, während welchem sie von dem alten Herda vertreten werden mußte, eine kleine Zwistigkeit mit einem Gegner ihrer Principien u. s. w., lauter Dinge, die leider jedem „Herrn der Schöpfung“ ebenfalls passiren konnten, und aus der sich daher

kein rechtes Kapital schlagen ließ. Er mußte sich daher lediglich mit dem unfruchtbaren Principienkampfe begnügen.

Da er eine Frau, die sich selbstständig in das öffentliche Leben wagt, als eine Art von herrenlosem Gute betrachtete, so versuchte er es noch einige Mal, sogenannte alte Rechte an die Frau Doctorin geltend zu machen und sich ihr in seiner cynisch-zudringlichen Weise zu nähern, wie er es mit dem Studenten Emil gethan. Emilie rief aber einfach ihren Gatten zu Hilfe und ließ ihm durch diesen sagen, sie bekenne gern, für solche Kämpfe zu schwach zu sein und stelle in diesem Falle ihren Gatten vor, um so mehr, da sie ja längst bewiesen, daß sie sich sonst ganz wohl allein beschützen könne. Da Konrad Lindau auch nicht die geringste Lust zeigte, in Bezug auf seine Frau Ammon's Anschauung vom herrenlosen Gut begreifen zu wollen, sondern in leidenschaftlichem Zorn für jedes unpassende Wort, für jeden unliebsamen Blick Ammon's Genugthuung forderte und der Professor ihn nur mühsam beschwichtigen konnte, so mußte er auch diese Waffen in sein Arsenal zurücklegen und sich abermals seufzend auf das Gebiet der Theorie zurückziehen.

Da man verblümt und unverblümt darauf hinwies, wie seltsam es sei, daß er nicht einmal seine Schwester von ihrem Wege der rücksichtslosen Emancipation abbringen könne, entschloß er sich sogar zu dem Versuch, Linda zur Rückkehr unter seinen Schutz und den der Sitte zu bewegen. Er wählte hiezu einen sehr passenden Zeitpunkt, da ihr der Aufenthalt in der Residenz unter den von ihr gewählten Verhältnissen unleidlich geworden war. Die bedeutenderen Männer, welche sich anfänglich aus oberflächlichem Interesse um sie gesammelt, zogen sich allmählig wieder von ihr zurück, da ihr Wesen abstoßend wirkte. Und doch war sich Linda bewußt geistig mehr zu bieten als mancher Mann. „Sie können dennoch nicht vergessen, daß ich eine Frau bin,“ sagte sie sich bitter und sie hatte Recht. Dagegen hatte sich unmerklich in ihr Haus und in ihren Anhang eine zweideutige Gesellschaft eingedrängt, welche unter der angeblichen Aegide der Freiheit um sie und in ihrem Namen ein ziemlich unsauberes Wesen trieb. Der herrschende Ton wurde roh und cynisch, die Herren ließen sich in einer Weise gehen, welche

denn doch über die lässige, von Linda gezogene Linie hinausging. Sie bot ihren ganzen Ernst, ihre Charakterstärke auf, um dieses lästigen Anhänges los zu werden, es gelang ihr nur unvollkommen, ihr Standpunkt war einmal gesunken, die von ihr beschworenen Elemente über ihren Kopf gewachsen. Es erging ihr wie Goethe's Zauberlehrling:

„Die sie rief die Geister,
Ward sie nun nicht los.“

Ueberdies mußte sie ansehen, daß Emilie Waldheim einen Kreis bedeutender Menschen um sich versammelte, Achtung und Einfluß besaß, Alles, was sie vergebens erstrebt. Sie war stolz und ehrgeizig genug, um dies unerträglich zu finden und als sie den Antrag ihres Bruders erhielt, konnte sie sich nicht verhehlen, daß ihre Liebe zu dem ungebundenen Leben bedeutend geschwunden sei. Dennoch dachte sie nicht daran, sich zu „unterwerfen“ und eine „häusliche Tugend“ zu werden, doch fühlte sie, sie müsse eine entscheidende Wendung in ihrer Laufbahn herbeiführen. Die Antwort, die ihr Bruder daher erhielt, war die kurze Anzeige, sie habe das Land der Freiheit par excellence, Amerika, nunmehr zu ihrem bleibenden Aufenthalt erwählt. Wirklich traf sie alsbald die nöthigen Vorbereitungen, um ihren Entschluß so bald als möglich auszuführen.

Noch einmal besuchte sie Emilie und machte ihr das halb ironische, halb aufrichtig gemeinte Zugeständniß, sie, Emilie Waldheim, habe genug vom deutschen Frauenideal beibehalten, um hier Erfolge zu erringen und sie beginne zu glauben, auch nur auf dem, von ihr eingeschlagenen Wege sei etwas für die Frauenwelt zu hoffen, „denn diese Deutschen sind unverbesserlich,“ schloß sie bitter. „Sie selbst haben die Erfahrung gemacht, daß auf den Universitäten derselben Freiheit und Wissenstrieb nur in Beinkleidern Aufnahme finden. Dasselbe gilt von dem Freiheitsdrang im gesellschaftlichen Leben. Darum gehe ich nun in das Land der wahren Freiheit und will versuchen, ob dort eine Frau unabhängig von conventionellen Rücksichten auf ihr Geschlecht, sich einem berechtigten und mäßigen Lebensgenusse hingeben kann.“ Emilie wünschte der Scheidenden von Herzen Glück, konnte aber ihre Zweifel nicht unterdrücken, ob Linda

sich auf diesem Wege dauernd glücklich fühlen würde. „Die meisten Männer in Ihrem Falle,“ sagte sie, „sehnen sich früher oder später nach Familienbanden. Sollte dies nicht auch bei Ihnen, einer Frau geschehen, besonders da Sie sich von Ihrem Geschlechte isolirt haben, ohne dem andern gemüthlich näher getreten zu sein?“ Sie brachte Linda ihren kleinen Knaben und gestand ihr mit feuchten Blicken, sie wollte nimmermehr an ihrer Stelle sein. Zwar auch sie wäre zufrieden gewesen, als sie noch nie vermählt, ausschließlich ihrem Berufe lebte, doch eben dieser habe sie innig mit den Menschen verknüpft. Das Vergnügen aber, der rein gesellige Verkehr sei doch ein lockeres Band, schwäche sich mit dem kommenden Alter ab und weiche jedem ernstern Anstoß des Geschickes. Linda betrachtete halb spöttisch, halb gerührt Emilie mit dem hübschen Kind im Arme und sagte lächelnd: „Welch' ein Schritt von dem Studenten Emil zu diesem Madonnenbilde!“ Die junge Frau erglühte über und über und meinte schüchtern: „So könne auch sie, Linda, noch eine gründliche Umwandlung über sich ergehen sehen, ihr Weg sei nicht einmal so weit.“ Diese schüttelte den Kopf. „Er scheint nur nicht so weit,“ erwiderte sie, „thatsächlich bin ich in der einen Richtung denn doch weiter gegangen, wie Sie, meine Liebe, denn unsere Emancipation steckt nicht in den Männerkleidern. Ich habe, trotzdem ich den Reifrock nie verlassen habe, den Kubikon längst überschritten, ich kann und will nicht zurück, ich will und werde nicht bereuen.“ Und sie verabschiedete sich.

Ohne Zögern schritt sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Allein und unabhängig, wie sie seither gewesen, begab sie sich über das Weltmeer, in das fremde, ferne Land, die eigentliche, geistige Heimat ihrer Gefinnungen und ließ weiter Nichts von sich hören.

Zwölftes Capitel.

Der Beruf der Frau.

Und so standen Konrad und Emilie vereinigt auf der Höhe ihrer Laufbahn und erfreuten sich eines Lebensglückes, welches sie keiner günstigen Schicksalsfügung, sondern ihrer eigenen Thatkraft, ihrem gemeinsamen Streben verdankten.

Sie standen als Bürger einer neuen, hoffnungsvollen Zeit, unauf löslich verbunden durch unbegrenzte Gattenliebe und vollkommene, gegenseitige Ebenbürtigkeit, inmitten einer bewegten Welt redlich ringend und arbeitend, aber auch mit berechtigten Ansprüchen auf heiteren Lebensgenuß und auf die Achtung und Sympathie ihrer Mitbürger. Jedes für sich war unermü dlich in seinem Berufe thätig, aber die höchsten Güter des Daseins erstrebten und genossen sie gemeinsam. Emilie oblag ihrer ärztlichen Thätigkeit, ohne ihr Familienglück zu beeinträchtigen. Sie übte die erste, weil sie ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprach, weil sie ihr ermöglichte, sich eine passende Stellung in der Welt zu begründen und weil sie es für nothwendig hielt, daß der ärztliche Beruf auch von Frauen ausgeübt werde. Dieser Ansicht konnte sich nicht nur die Frauenwelt, sondern kein zartfühlender, vorurtheilslos denkender Mensch überhaupt verschließen und da Emilie in Hinsicht ihres Wissens und Könnens, sowie ihres redlichen Willens das vollkommenste Vertrauen verdiente, war das Feld ihrer Thätigkeit ein weites, fruchtbares und von Niemand mehr bestrittenes. Ihre männlichen Kollegen konnten ihr die aufrichtigste Hochachtung nicht versagen und ihre Patientinnen liebten sie wegen ihres herzlichen, anspruchslosen, theilnehmenden Wesens, wegen ihrer Berufstreue und Hingebung. Darum übte man gerne Nachsicht mit ihr, und die Frauen selbstverständlich am allermeisten, wenn ihre physische Natur ein oder das andere Mal sich weniger ausdauernd erwies. Frauen waren es ja doch, die den Kreis ihrer Patienten bildeten und in Anbetracht des vielen Guten, welches sie wirkte, der Wohlthat ferner, sich einer Geschlechtsgenossin vertrauen zu können, war die Pietät nicht nur natürlich, sondern erschien als eine Pflicht. — Emilie empfing diese Schonung dankbar und ungeschweht, sie hatte ja nie den Ehrgeiz besessen, ein Mann zu sein. —

Ihr Beruf nahm allerdings ihre Zeit so sehr in Anspruch, daß sie ihren „häuslichen Pflichten“, sofern sich diese auf Bedürfnisse, wie Essen, Wäsche, die Ordnung und Instandhaltung u. s. w. bezogen, nicht selbst obliegen konnte. Dies besorgten gut geschulte, verläßliche Diensthöten, welche die Selbstständigkeit und das in sie

gesetzte Vertrauen nicht eben schlechter machte. Die Pflege des Kindes war einer, als Kindergärtnerin gebildeten Bonne übergeben. Die ganze Maschine des Haushaltes war übrigens sehr vereinfacht, mit allen Hilfsmitteln der Industrie und der Wissenschaft ausgestattet, daß sie nicht leicht aus dem Gange kommen konnte. Aller Luxus, alles Ueberflüssige, Unzweckmäßige und Unwesentliche wurde im Vorhinein ausgeschlossen, die Rechnungen und größeren Besorgungen übernahm Jenes von den Gatten, welches eben über Zeit und Mühe verfügte. Das junge Paar hatte die englische Lebensweise gewählt, welche sich durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit empfahl, ihrer Berufsthätigkeit die passendsten Stunden des Tages einräumte und sie dann den Rest desselben zusammen froh werden ließ. Die tüchtige Schule, welche Emilie im Vaterhause gehabt, erwies sich ihr nun als unentbehrlich, denn nur sie machte es ihr möglich, mit dem raschen, prüfenden Blicke der Erfahrung alle Fächer des Haushaltes zu überwachen und Acht zu haben, daß Alles richtig und gesundheitsgemäß vor sich ging. Dazu fand sie immerhin noch einen passenden Augenblick und darum ließ sie es ruhig geschehen, wenn man sie deshalb verdammen wollte, daß sie anstatt für ihren Gatten zu kochen und zu nähen, ihr Kind zu baden und anzukleiden, oder doch bei Andern die Diensthoten persönlich zu commandiren, ihre Ordinationsstunden abhielt, auch wohl einmal einen Zeitungsartikel schrieb und Krankenbesuche machte, anstatt Putz- und Platschvisiten. Sie war sich doch bewußt, Mann und Kind darum nicht weniger zu lieben, wenn sie auch für deren körperliche Bedürfnisse nicht eigenhändig sorgte. Sie war darum doch die treueste „Gehilfin“ des Gatten, denn sie hatte den innigsten und weitgreifendsten Antheil an seinem Wesen und Streben und sie verschönte sein Leben durch hingebende Liebe. Sie war darum doch fähig, ihren Sohn zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen, denn sie vermochte den Umfang und die gesammten Anforderungen dieser Aufgabe richtig zu beurtheilen, das richtige Material, das richtige System für seine Bildung zu wählen und anzuordnen und durch ihren Einfluß auf sein Herz und Gemüth eine wohlthuernde und fördernde Wirkung zu üben.

Professor Ammon unterließ es indessen nicht, in seiner Zeitschrift „Natur und Leben“ einen Artikel zu veröffentlichen über die „natürlichen Pflichten der Frau“. Er erklärte, die Natur selbst habe das Kind in seinen ersten Lebensjahren an die Mutter angewiesen; die körperliche und geistige Pflege desselben sei daher eine natürliche, mithin heilige Pflicht der Mutter. Weiter bewies er, daß daher jede öffentliche Thätigkeit der Frau, welche diese dem Hause entfremde, nur durch ein Vergehen gegen die Natur erkauft werde. Emilie fühlte augenblicklich heraus, daß ihr alter Feind in ihr und dem Verhältniß zu ihrem Kinde den Anlaß zu dieser Beweisführung gefunden und der bittere Vorwurf kränkte sie tief, so sehr Konrad sie ermunthigte, die Ansicht des gehässigen Mannes geringzuschätzen. Doch ließ sie sich darum nicht entmuthigen und blieb dem hartnäckigen Gegner die Antwort nicht schuldig. Sie bewies in einer öffentlichen, überzeugungswarmen Erwiderung auf seinen Artikel, wie das moderne Cultur- und Geistesleben ein Abweichen von primitiven Einrichtungen der Natur überhaupt mit sich bringe und unausweichlich mache. Dies ließe sich in allen unsern Gewohnheiten, in unserem gesammten Leben und Streben nachweisen. Die Erziehung der Kinder in öffentlichen Instituten z. B., die Ehelosigkeit u. s. w. wären dann lauter Vergehen gegen die Natur. Man verurtheile z. B. einen Mann, der seine Berufspflichten vernachlässige, um der Liebe und den Frauen zu leben und doch wäre dies „natürlich“. Man könne die ursprünglichen Verhältnisse der Natur mit dem Wesen der Cultur nicht immer in Einklang bringen, man müsse jene auf andere Weise versöhnen. Man könne von dem einzelnen System der Natur abgehen und doch in ihrem Sinne handeln und ihren Intentionen folgen. Der menschliche Geist sei der Herr derselben und die Vernunft dürfe ihre einfachen Einrichtungen corrigiren. Wenn unter der allgemeinen geistigen Oberleitung das Kind nur zu einem gesunden und thätigen Menschen herangebildet werde, so sei der Zweck der Natur erfüllt, wenngleich die Mutter die körperliche Pflege und die fortwährende Aufsicht des Kindes nicht selbst besorge und überhaupt demselben nicht ihre ganze Existenz aufopfere. Wollte man hier die logischen Consequenzen ziehen, so ergebe sich, die Frau sei überhaupt nur des Mannes und der Kinder wegen

da, von denen ja wieder die Hälfte aus künftigen Müttern bestünde, es wäre also der einzige Daseinszweck der Frau, als Gattin dem Manne zu gehören und in ihren Söhnen Männer zu erziehen. Sie hätte dann gar keine individuelle, allgemein menschliche Daseinsberechtigung und dem widerspräche das große Wort von der Gleichheit aller Menschen. Durch die Errichtung öffentlicher Unterrichtsanstalten, welche man längst für die Heranbildung der Intelligenz und des Charakters als am zweckentsprechendsten erkannt, habe die Gesellschaft wohl auch gegen die Natur — den beträchtlichsten Theil des Erziehungswerkes aus den Händen der Mutter genommen. In unseren Tagen beanspruche der unanfechtbare Kindergarten das Kind bereits vom dritten Jahre an. Angenommen nun, die Frau und Mutter fülle die der Pflege ihrer Kinder entzogene Zeit auf eine nützliche und ersprießliche Weise aus, wie könne man ihr dann einen Vorwurf machen, vorausgesetzt, daß sie, wie es z. B. jeder gewissenhafte Vater thue, immerhin die Oberleitung der Erziehung mit liebevoller Sorgfalt sich angelegen sein lasse? Ganz anders stelle sich die Sache dar, wenn die Mutter ihrer „natürlichen“ Pflichten sich zum größten Theil entledige aus Vergnügungssucht und Bequemlichkeit. Und doch geschehe dies zur Zeit von einem sehr großen Theil der Frauenwelt, ohne daß man sie darum verdamme. Es seien dies die Hochgestellten und Begüterten. Die Frauen dieser Stände unterziehen sich weder der körperlichen Pflege noch der immerwährenden Aufsicht ihrer Kinder, noch anderen „häuslichen“ Pflichten und Niemand stellt deshalb die Behauptung auf, die Frau der hohen Aristokratie und des Reichthums sei niemals eine gute Mutter. Niemand findet hier ein Vergehen gegen die Natur, als ob nur die zwingende Nothwendigkeit mangelnder Mittel eine Pflicht hervorriefe und der Reichthum von solchen Pflichten privilegirtermaßen frei sei. Von einem Privilegium kann doch eher die Rede sein, wo besondere Fähigkeiten und anderweitiger Thätigkeitstrieb vorhanden sind und man müßte die Frauen der höheren Stände auf das Strengste verurtheilen, falls man eben nicht annehmen will, daß der Reichthum ein erhöhtes und verfeinertes Culturleben, mithin, wie gesagt, ein Abweichen von den Einrichtungen der Natur mit sich bringe.

So erscheint es schwer, zu bestreiten, weshalb Frauen, welche Neigung und Fähigkeit zu irgend einem Berufe, irgend einer Thätigkeit haben, ihre häuslichen Pflichten, sofern diese untergeordnetere Bedürfnisse betreffen, nicht in gleicher Weise auffassen dürften, wie die Reichen. Es ist dies dann die Herrschaft des Geistes über die Natur in dem obenerwähnten Sinne.

Andero, wo die Frau für einen anderen Wirkungskreis als den häuslichen, ihrer individuellen Natur und Begabung nach nicht geeignet scheint; in diesem Falle würde sie ihn nur aus frivolen Zwecken vernachlässigen und es ist höchst wünschenswerth, daß sie sich demselben mit Eifer und Pflichttreue widme. Man wird ihr darum doch die größte Achtung zollen, wie Jedem, der Alles thut, was ihm und seinen Kräften angemessen ist. Und wenn der größte Theil der Frauenwelt diese Wahl trifft, Niemand wird sich darüber beklagen — nur soll man nicht jedes wie immer geartete Weib durch Gesetz und Erziehung in diesen Wirkungskreis hineindrängen, sondern es seiner Natur überlassen; sich mit seinen natürlichen Pflichten abzufinden.

Emilie war zu glücklich als Gattin und Mutter, sowie in ihrem Bewußtsein, recht zu thun, als daß die Bemühungen dieses und anderer Gegner einen ernsteren Schatten auf ihr Leben geworfen hätte. Sie hatte außer dem gewöhnlichen Ausmaß kleinerer Sorgen und Fatalitäten, wie sie eben in der Atmosphäre dieser Welt liegen, nur einen tieferen Kummer zu tragen und diesen bereitete ihr der noch immer inniggeliebte Zwillingso Bruder. Emil hatte außer seinen einnehmenden Zügen und seinen schönen Augen keine Aehnlichkeit mehr mit der Schwester, er entwickelte immer mehr Anlage, jenen Titel zu rechtfertigen, den ihm sein Schwager in einer heftigen Aufwallung beigelegt — er wurde allgemach ein Taugenichts. Nun hatte er eine kleine Beschäftigung bei der Administration der „Freiheit“, aber es war dies nur ein anderer Name für die Unterstützung, die ihm Konrad auf diese Weise zukommen ließ, denn für eine ernste Arbeit war er durchaus untauglich, fand sie sogar unter seiner Würde, da er mit seinem für das Vaterland vergossenen Blute ein für allemal genug gethan zu haben glaubte. Dagegen war er noch immer der Habitué der Kaffeehäuser, prahlte

viel mit seiner berühmten Schwester und machte Schulden. Manchmal machte er die ernstesten Anläufe, ein Trinker und Spieler von Profession zu werden, bis ihn Emiliens aufrichtiger Schmerz, ihre Bitten und Ermahnungen wieder zu einer zeitweiligen Besserung bewogen. Auch fand er es weniger denn je unter seiner Würde, der Schwester das wohlverworbene Geld abzubetteln und abzuschmeicheln und niemals ohne Erfolg! Emiliens Pietät für den Gefährten ihrer Kindheit von der Wiege an, grenzte stark an Schwäche, aber die Erinnerungen an das Vaterhaus, an den rothigen Traum der ersten Jugend, an Alles, was sie mit dem Bruder erlebt, überwandten ihr Herz und der übermüthige Doppelgänger ihres Daseins behauptete seine Gewalt über dasselbe, obgleich er den ersten Platz darin längst verloren. Konrad machte ihr den nicht ungerechtfertigten Vorwurf, daß sie Emil's leichtsinniges Leben befördere; sie mußte beschämt eingestehen, das nicht leugnen zu können, dennoch brachte sie es niemals dahin, dem Bruder so zu begegnen, wie er es verdiente. Es lag für sie ein geheimnißvoller Zauber darin, für ihn, der sich manches Vergehen gegen sie vorzuwerfen hatte, nun die unbegrenzte Nachsicht und Gnade vor Recht zu üben, die Wohlthäterin zu sein. Trotzdem war Emilie der gute Genius seines Daseins, obgleich er weit entfernt davon war, sich und ihr dies Zugeständniß zu machen, denn der Verkehr mit ihr hielt ihn im letzten Augenblick immer noch ab, in den Pfuhl des Gemeinen hinabzusinken. Das war die einzige trübe Wolke, die an Emiliens Lebenshorizonte stand. Aber licht und friedvoll war er sonst über ihrer Ehe mit Konrad, über ihrem Wechselverkehr mit der Welt.

Wechselnd, bald stiller, bald bewegter, stets aber in freudiger Arbeit verfloßen Konrad und Emilien die Tage, aber sie ließen in den Früchten ihres edlen Strebens und Schaffens eine goldige Spur zurück. Des längeren Zusammenseins in den willkommenen Stunden des Abends wurden sie doppelt froh, um die mannigfachen Eindrücke des Tages auszutauschen, deren geistigen Gehalt zu ziehen und sich ihrem Kinde zu widmen. Neu und anregend, wie der Verkehr zwischen ihnen stets bleiben mußte, blieben ihnen auch die selteneren, gemeinsamen Genüsse der Kunst und der Geselligkeit in dem gewählten Kreise der Freunde und Gesinnungsgenossen; neu und

jung blieb ihnen Welt und Leben durch ihr unermüdbliches Schaffen und Streben, durch ihr unvergängliches Fühlen. Emilie war noch immer der herrschende Mittelpunkt eines Kreises bedeutender Männer, welche der Kampf, den sie um ihre Ideale gekämpft und noch kämpfte, um sie versammelte; sie wurde gefeiert, wie schöne, geistvolle Frauen zu allen Zeiten gefeiert wurden und keiner der mit ihr verkehrenden Männer konnte die Achtung vor ihrer Frauenwürde vergessen, weil sie selbst sich derselben stets so tief bewußt war, wie es jeder edlen Frau angeboren und natürlich ist. Darum konnte mancher Gatte, dessen Lebensgefährtin ihren Ehrgeiz nur auf das vom Herkommen sanctionirte Gebiet der Geselligkeit mit all' ihren Klippen und üppig grünenden Sumpfstellen richtete, Konrad Lindau beneiden, denn dieser besaß in seiner „emancipirten“ Gattin eine Frau von himmelsreiner, makelloser Würde, ein, mit mädchenhafter Innigkeit liebendes, edles, keusches Weib.

Keine Sorge um die „standesgemäße“ Existenz griff störend in Konrad's und Emiliens lebensfrohes Dasein, denn dem kam ihre beiderseitige Arbeit zuvor, deren Früchte sie gemeinsam genossen. Freilich das Schicksal hatte, wie die junge Frau sich ausdrückte, Konrad die Buße auferlegt, daß Emiliens Einkommen das seine häufig überstieg. Ernstlich konnte jedoch eine so untergeordnete Sache zwischen ihnen nicht in Betracht kommen, da doch ihr beiderseitiges Streben gleichen Werth hatte und sie auf der gleichen Stufe geistiger Entwicklung und beiderseitiger Sympathien standen. Vollständige Gleichheit und Gerechtigkeit blieb die Basis ihrer Ehe, ihres Glückes. Sie hatten Alles gemeinsam, ihre Freunde, ihre Vergnügungen, ihre Interessen und Neigungen, denn sie waren sich gleich in ihren Anschauungen, ihrem Ideenkreis, ihrer Bildung, ihrer Bedeutung für die Welt und für einander und darum waren sie auch einig über die höchsten Dinge, über Gott und Welt, über das Menschendasein und ihre eigene Lebensaufgabe. Freudig griff ihr beiderseitiges Thun und Wirken in einander. Emilie übte praktisch, was Konrad als Princip verfocht. Gemeinsam erwägend thaten sie jeden Schritt auf ihrer Laufbahn, sich fortwährend ergänzend, einander wechselseitig stützend und leitend. Ja wechselseitig fügten und unterwarfen sie sich einander, je nachdem der eine Theil

in diesem oder jenem Punkte sich als einsichtiger und überlegener erwies. Sie fügten sich einander in äußern Dingen aus Liebe und nothwendiger Rücksicht, weil Jedes von ihnen seinen Beruf mit unverrückbaren Pflichten hatte. Die innere Einigkeit zwischen ihnen war unvergänglich, denn ihre Uebereinstimmung entsprang nicht aus Gewohnheit und äußeren Rücksichten, sondern aus dem vollkommenen Einklang ihres gesammten innern Wesens.

So trug ihr Bund den Talisman immerwährender Jugend in sich, denn er erneuerte sich täglich aus dem ewigen Born geistigen Lebens und Strebens.

Gewiß Konrad freute sich der blühenden Schönheit, der lieb-reizenden Anmuth seines Weibes, wie es nur je ein liebender Mann gethan, aber was dem Verhältniß der Gatten zu einander die Dauerbarkeit, die immergrüne Frische gab, was es über allen Wechsel, über den abstumpfenden Einfluß der Zeit und Gewohnheit stellte, was das Bedürfniß des geistigen und gemüthlichen Verkehrs ewig wach in ihnen erhielt, das war die Gemeinsamkeit ihres Willens und Wirkens, die Gemeinsamkeit alles dessen, was zu den höchsten, erhabensten Gütern des menschlichen Daseins gehört.

Ihre Ehe trug einen zweifachen Reiz in sich, den der Freundschaft und der Liebe — — — — —

Es war die erste Geburtstagsfeier ihres kleinen Sohnes. Das Kind trug nach Emilien's unvergeßlichem Vater den Namen Egon.

Das Elternpaar erfreute sich tändelnd und kosend an dem Kinde und erging sich in frohen Plänen für die Zukunft.

„Es ist doch schade, daß es kein Mädchen ist,“ sagte der Vater seufzend. „Es ist nur ein Knabe.“ Das hatte er schon vor einem Jahre bei der Geburt des Sohnes gesagt. „Konrad,“ sprach Emilie vorwurfsvoll und drückte das kleine Wesen an sich, „Du thust mir weh.“ „Vergib mir, Geliebte,“ entschuldigte er sich, „es ist doch so natürlich, daß ich mir eine Tochter wünschte, um sie zu Deinem Ebenbilde zu erziehen. Es ist dies noch kein Unrecht gegen den kleinen Burschen da.“ „Hörst Du den bösen Papa, Egon?“ sagte die junge Frau scherzend zu dem Kinde. „Er rächt an Dir die vielen, unwillkommenen Geschöpfchen, die bei ihrem Erscheinen auf dem irdischen Schauplatz mit einem „Nur ein Mädchen“ begrüßt wurden. Aber

was kannst Du dafür, armes, unschuldiges Kind! — Und dieser Papa findet die Aufgabe unbefriedigend, in Dir einen Mann zu erziehen! Erwöthest Du nicht über diesen Mangel an männlichem Selbstgefühl bei Deinem Vater, Egon? Und Deine thörichte Mama hat die Idee, Dich zu seinem Ebenbilde heranzubilden!“ Egon ließ sich nicht weiter darin stören, mit tiefsinniger Miene und großen Augen, mit dem weichen, üppigen Haare der Mama Experimente anzustellen, während der Papa herzlich lachte. „Das verlohnt sich auch der Mühe,“ rief er, „seit wann erscheine ich Dir als das Urbild männlicher Vollkommenheit, Emilie?“

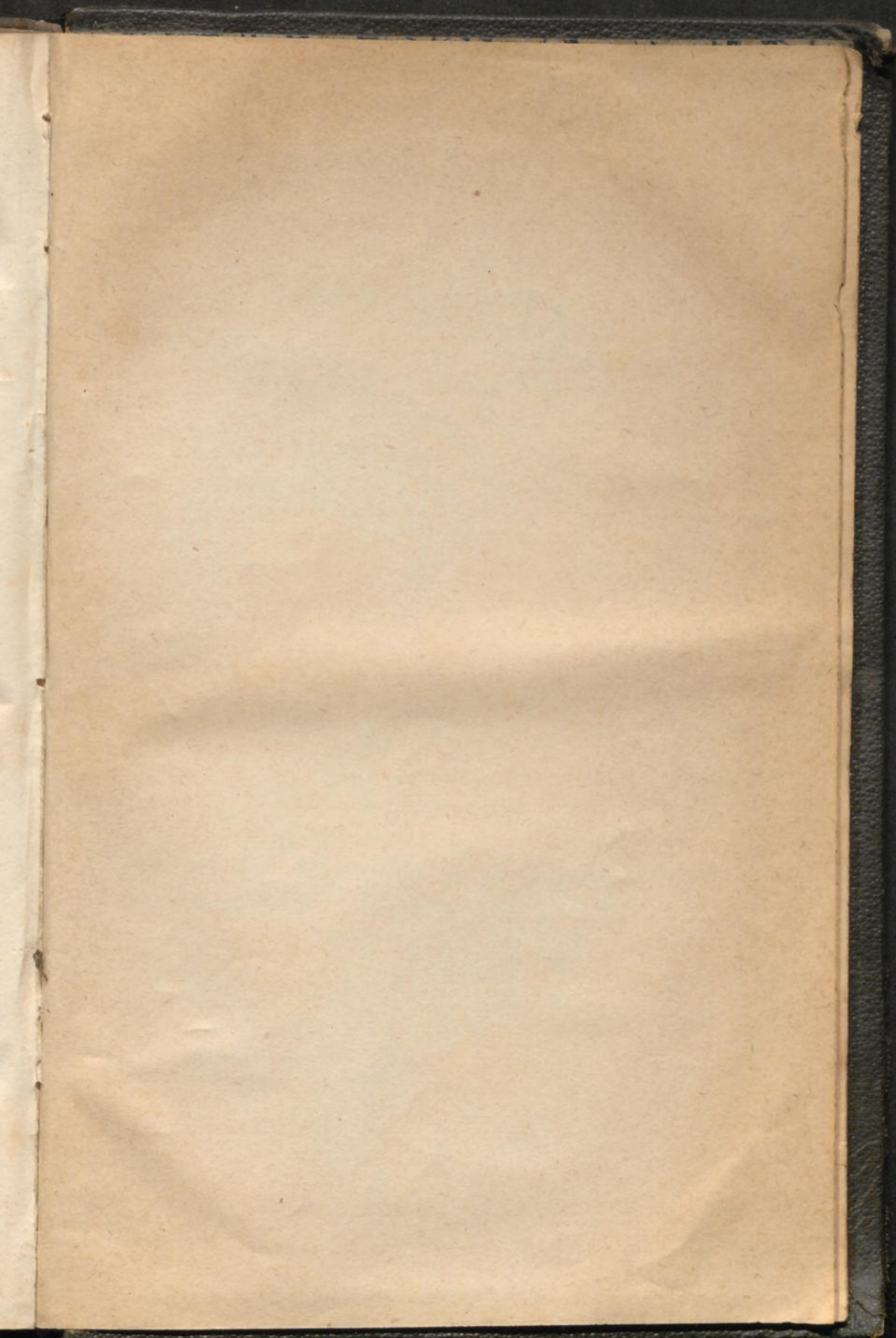
„Ei, Du willst Schmeicheleien hören, Konrad,“ lächelte sie, „doch gewiß, Egon soll so werden, wie Du, ein tüchtiger Mann der Freiheit und des Rechtes. Und darum bin ich glücklich, daß er ein Knabe ist, wie soll ich nicht wünschen, mein Kind möge dem ähnlich werden, der mir das Liebste auf Erden ist?“ Sie blickte still bewegt, mit tief gesenkten Wimpern auf das Kind nieder. — „Mein süßes, liebes Weib,“ sprach Konrad tief gerührt, „unser Kind wird trotzdem Dein Ebenbild. Wie sollte es einer solchen Mutter nicht schon unbewußt vielleicht, nachstreben? Und darum mag es denn ein Knabe sein! Ja, das sei unsere höchste Lebensaufgabe, ihn in dem Geiste zu erziehen, welcher unser Erdenglück begründet. Er sei die lebendige Verkörperung unseres Strebens, unserer Hoffnungen, unserer Zukunft! Und wie sollte das Werk nicht glücken, wenn ihm seine Mutter mit der Macht ihrer Liebe, mit dem gewaltigen Zauber ihrer Weiblichkeit, zugleich mit der Einsicht und Energie eines männlichen Geistes leitet! O Ihr Frauen,“ schloß er lächelnd, „Ihr werdet doch noch einmal die Welt regieren, wenn Ihr erst Alle in Euerem Wesen diese Doppelmacht vereinigt! Egon wird diese Zeit möglicherweise erleben und ich sprach im prophetischen Geiste, als ich ihn mitleidig „nur einen Knaben“ nannte.“

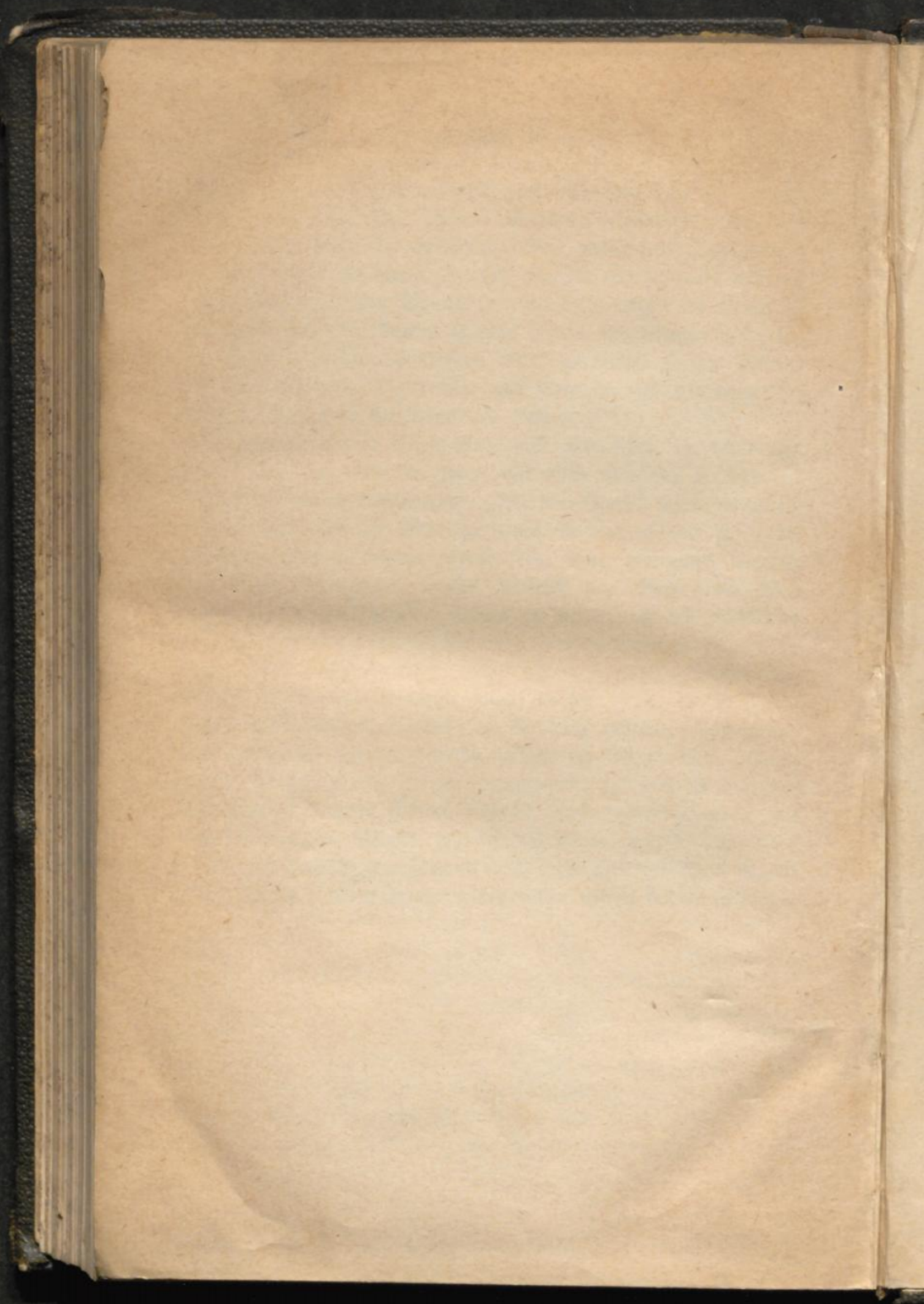
Emilie stellte das Kind vor sich auf ihren Knien auf, betrachtete es voll Zärtlichkeit und sagte mit lieblichem, sinnendem Ernst: „Glaub' es nicht, Egon! was Dein Vater da spricht, ist nur Scherz und Spott. Du kannst immerhin stolz sein auf Deine künftige Männlichkeit! Die Männer haben bisher stets die größten,

die bedeutendsten Thaten vollbracht und sie werden es immer thun, mein Kind. Sie besitzen die stärker organisirte Natur, die ursprüngliche Kraft, die durchgreifendere, vielseitigere Thätigkeit ist auf ihrer Seite, sie können sich der Freiheit ungebundener bedienen als die Frauen. Die Männer werden wohl immer die Ereignisse der Welt mit ihren starken Händen zügeln und leiten, sie besitzen den Schlüssel zu dem Mysterium der Frauenliebe, ja die Männer sind stark genug.“ Sie drückte das Kind an sich und lehnte ihr bewegtes Antlitz an die Brust des Gatten.

Konrad war in diesem Augenblick nicht stark, er bebte voll innerer Nührung, als er Frau und Kind umschließend, mit leise vibrierender Stimme erwiderte: „Ja, aber Egon's Vater vor Allem hat an sich selbst die Schwäche seines Geschlechtes und die wahre Macht der Frauen kennen gelernt, jene reine, veredelnde, wunderbare Macht des Weibes, welches dasselbe zum Genius der Welt macht. Zu seiner Anmuth, seinem fesselnden und unterjochendem Liebreiz kommt noch die Mutterwürde und umkleidet es mit einem Glorienschein. Aber damit die Frau sich ihrer ganzen geistigen und sittlichen Würde bewußt werde, damit sie jene Stelle, welche ihr im Plane der Schöpfung zugedacht wurde, ganz ausfülle, muß sie an dem gesammten Streben der Menschheit, an allen ihren Gütern gleichen Antheil haben. Darum, gleichgestellt mit dem Manne, mit ihm nach den höchsten Gütern ringend, durch das Leben gehen, mit ihm sich durch die innigste, umfassendste Vereinigung zu dem hohen Urbild der Menschheit ergänzend, das, mein geliebtes Weib ist, wie Dein glücklicher Gatte erfahren, der wahre Beruf der Frau!“

E n d e .





Al 3. 60



WIENBIBLIOTHEK



+QWB11457603

